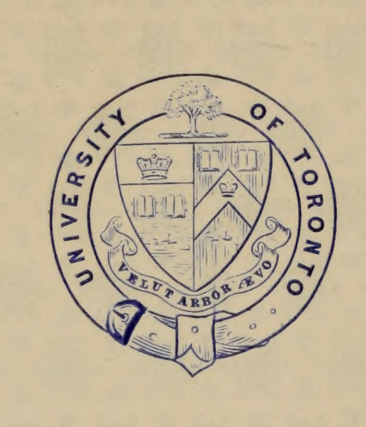
II



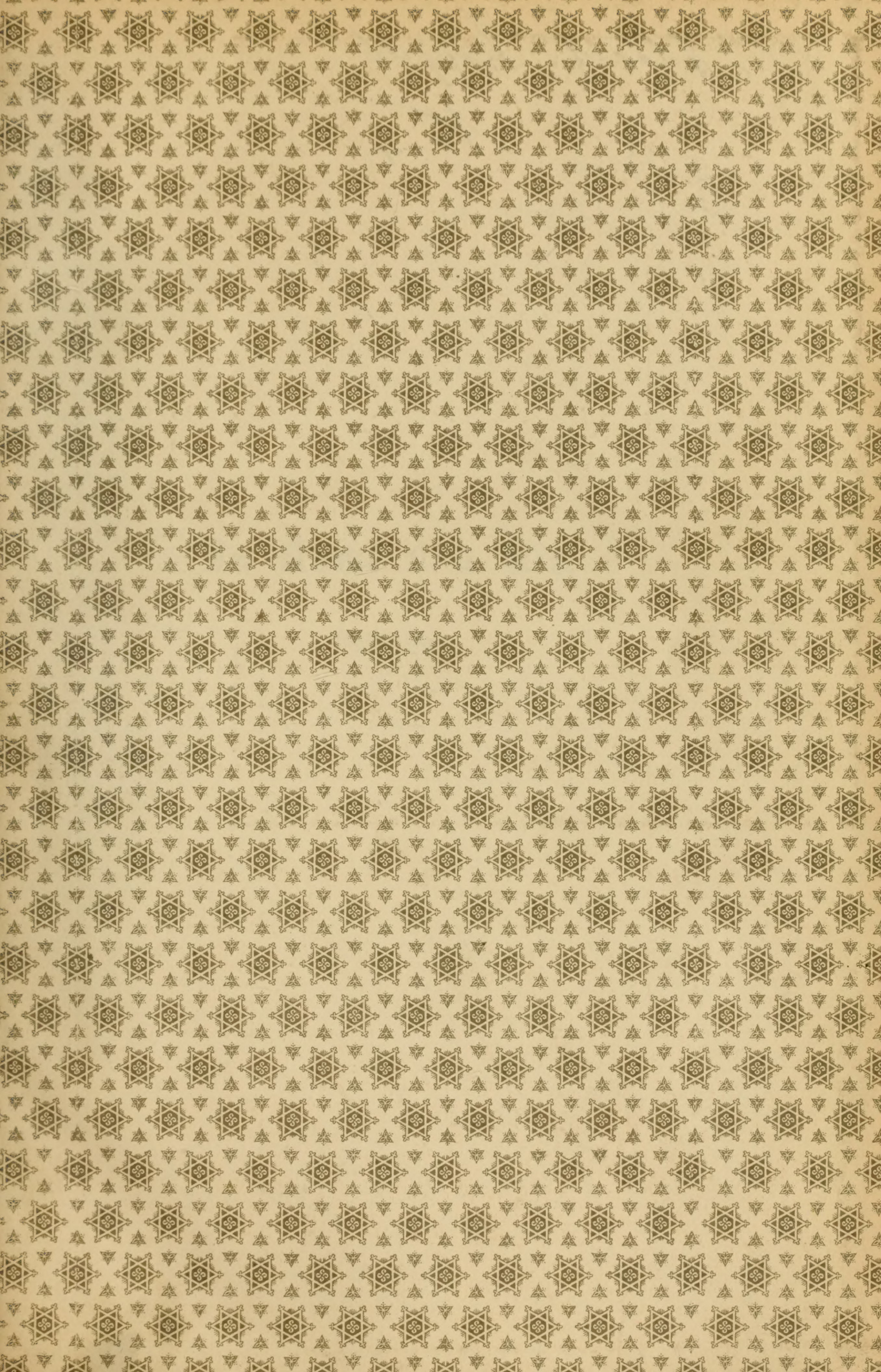
IN NACHT UND EIS

von Fr. Nansen

Leipzig:
F.A.Brockhaus



Presented to
The Library
of the
University of Toronto

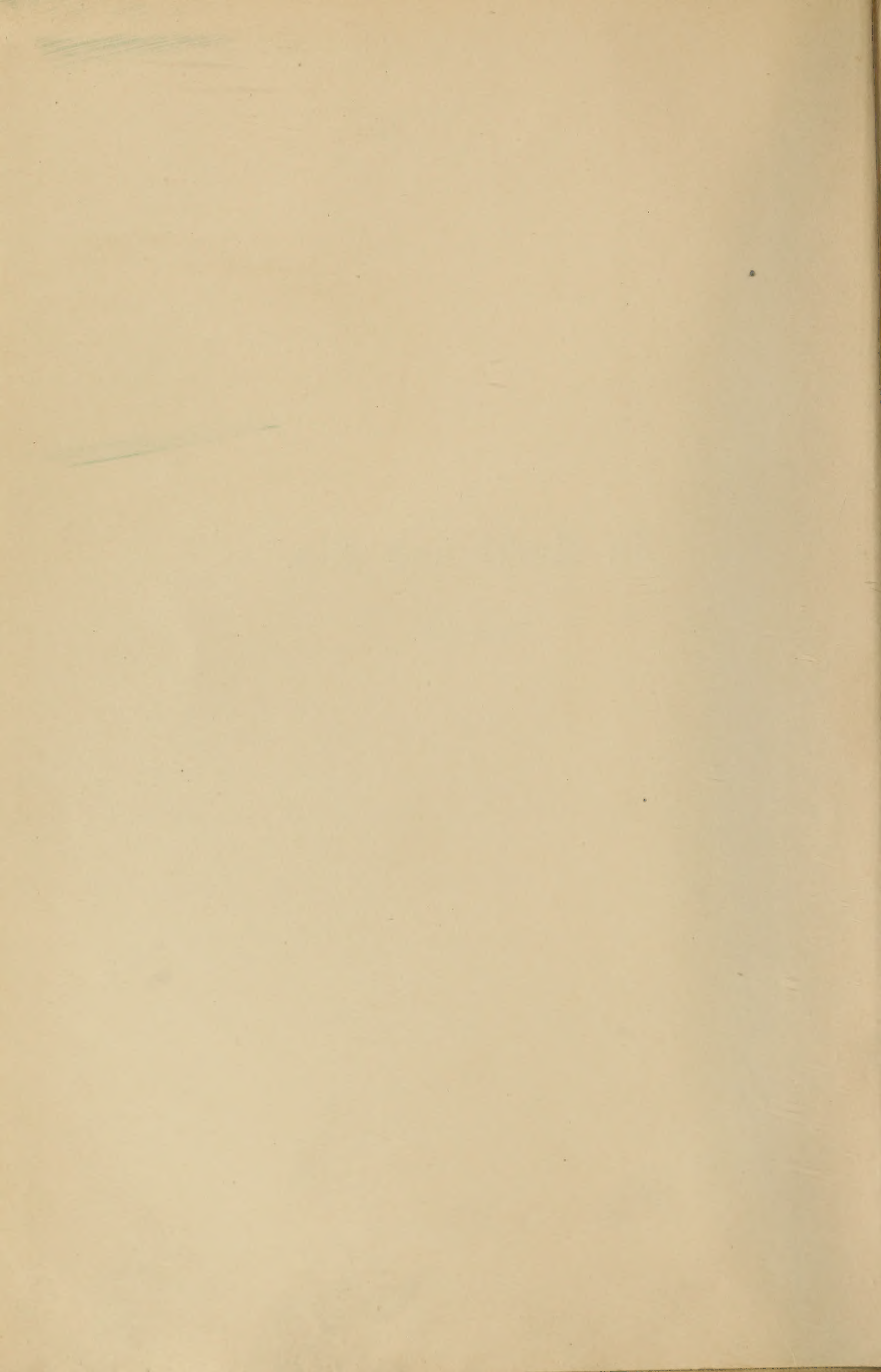


Albert Koppel

No. 4.

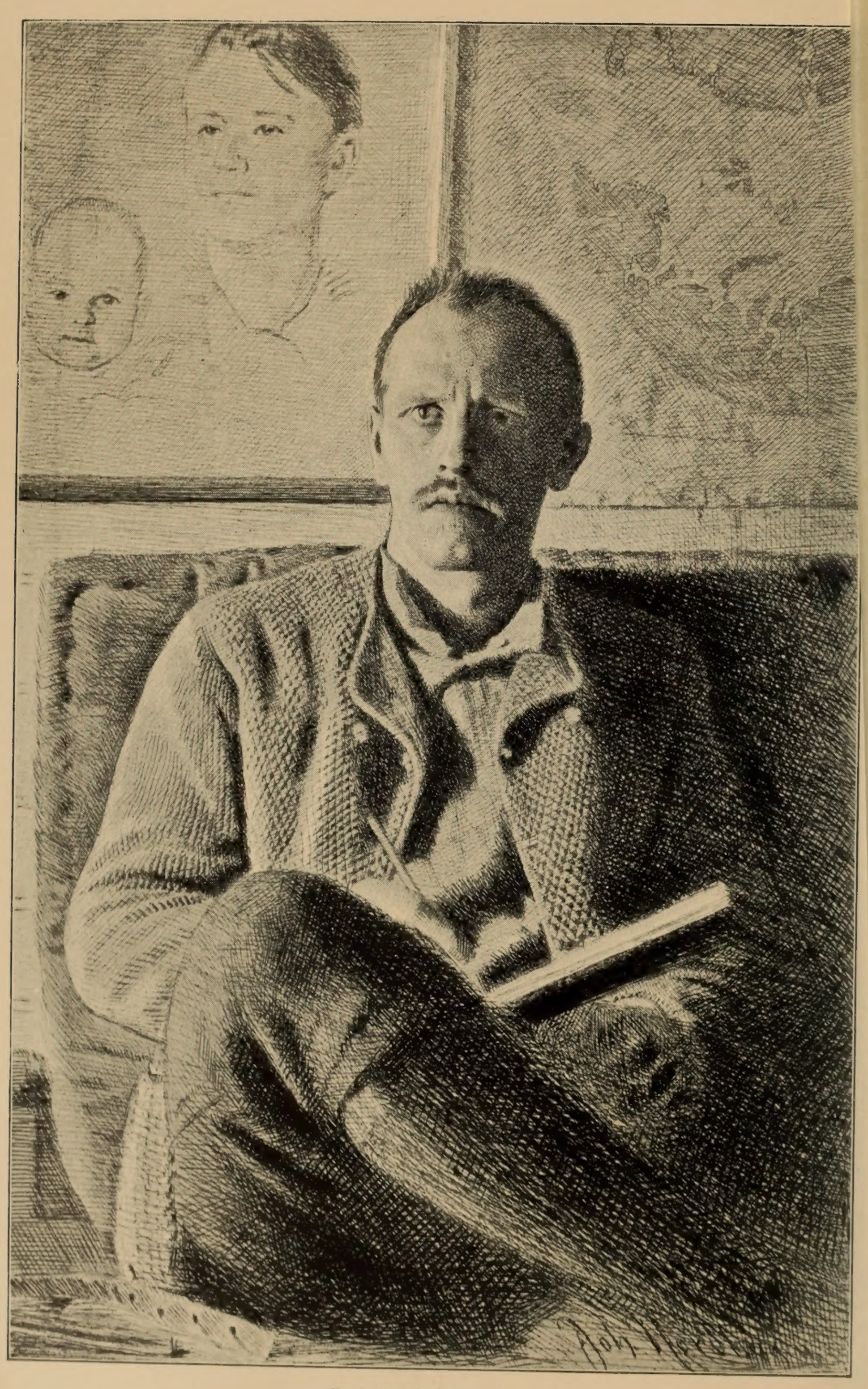
In Nacht und Eis.

Zweiter Band.



Digitized by the Internet Archive
in 2011 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/innachtundeisdie02nans



Fridtjof Nansen
in seiner Kabine, vor dem Antritt der Schlittenreise, 15. Februar 1895.

HPolar
N1883f
.G

In Nacht und Eis.

Die Norwegische Polarexpedition 1893—1896.

Von

Fridtjof Nansen.

Mit einem Beitrag von Kapitän Sverdrup,
207 Abbildungen, 8 Chromotafeln und 4 Karten.

Autorisirte Ausgabe.

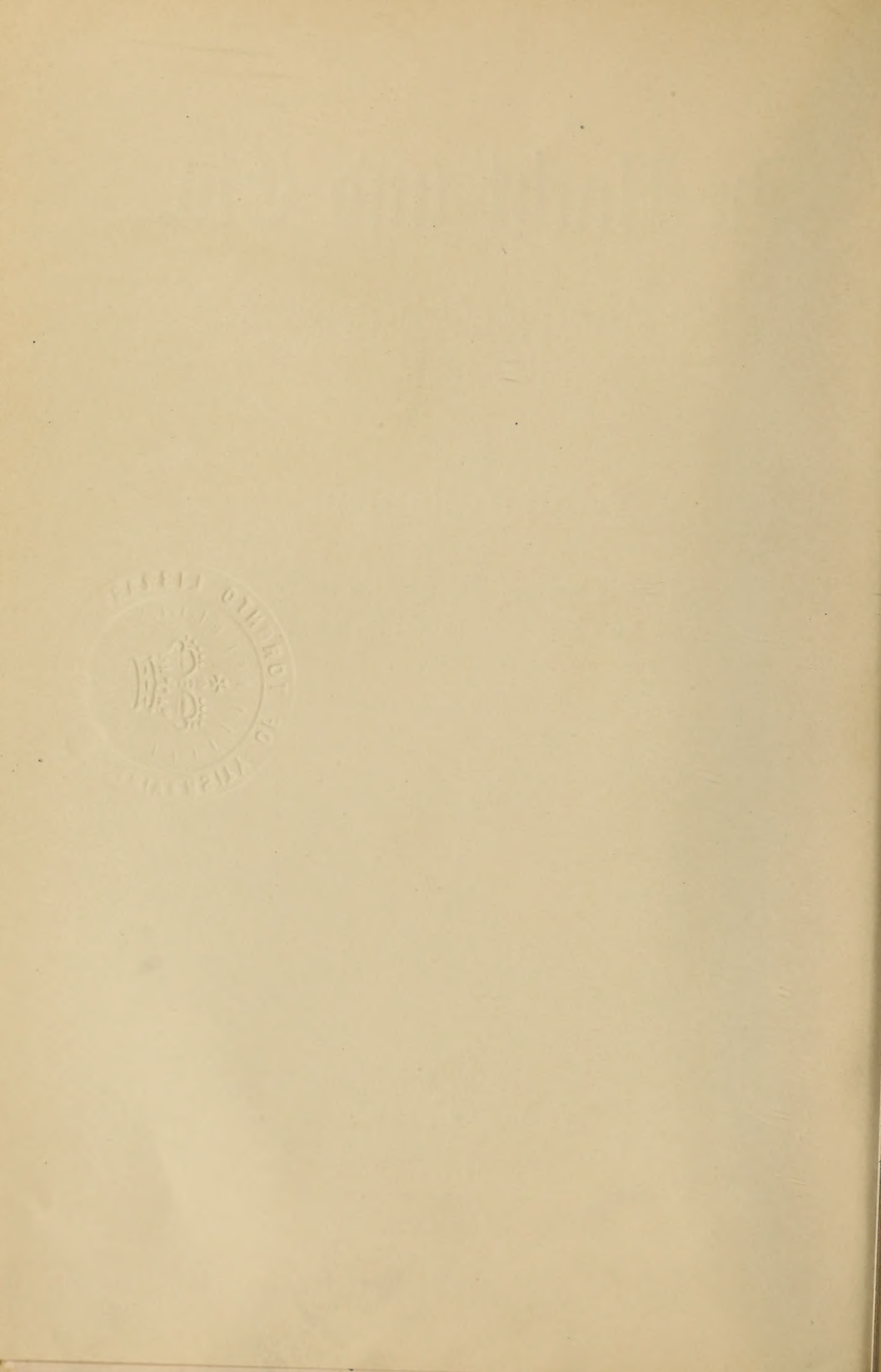
Zweiter Band.



476074
1.7.48

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1897.



Inhalt des zweiten Bandes.

Abbildungen.

Karten.

Erstes Kapitel.

Der Aufbruch.

Dienstag, 26. Februar 1895. Endlich ist der Tag gekommen, der große Tag, an welchem die Reise angetreten werden soll. Die vorige Woche ist mit unermüdlicher Arbeit hingegangen, um die letzten Vorbereitungen zu treffen. Wir hätten schon am 20. aufbrechen sollen, jedoch wurde die Abreise von Tag zu Tag verschoben, weil immer noch etwas zu verbessern war. Tag und Nacht hatten wir den Kopf voll von alle dem, was noch geschehen mußte und was nicht vergessen werden durfte. O, diese unaufhörliche geistige Anstrengung, die nicht gestattet, daß man eine Minute die Verantwortlichkeit von sich wirft, den Gedanken freien Spielraum und die Träume in die Ferne schweifen läßt; die Nerven werden angespannt von dem Augenblicke an, da man morgens erwacht, bis sich die Augen spät in der Nacht schließen. O, nur zu gut kenne ich diesen Zustand, der mich immer befallen hat, wenn ich im Begriff stand aufzubrechen und der Rückzug abgeschnitten war; niemals, glaube ich, ist er es endgültiger als jetzt. In den letzten Nächten kam ich nicht vor 3½ oder 4½ Uhr morgens zu Bett. Nicht nur hatten wir für die Gegenstände zu sorgen, die wir mitnehmen mußten; da wir das Schiff verlassen, müssen auch der Befehl und die Verantwortlichkeit in andere Hände gelegt und es muß Sorge getragen werden, daß nichts vergessen wird, was die Zurückbleibenden behalten sollen. Denn die wissenschaftlichen

Beobachtungen müssen in derselben Weise, wie sie bisjetzt vorgenommen worden sind, fortgesetzt und andere Beobachtungen aller Art angestellt werden u. s. w.

So kam der letzte Abend, den wir an Bord der „Fram“ verbringen sollten, und wurde ein Abschiedsfest gefeiert. In seltsamer, wehmüthiger Weise mischten sich die Erinnerungen an alles, was wir hier an Bord erlebt hatten, mit der Hoffnung und dem Vertrauen auf das, was die Zukunft bringen würde. Ich blieb bis zu früher Stunde auf, da noch Briefe und Grüße für die Heimat geschrieben werden mußten, für den Fall, daß sich Unvorhergesehenes ereignen sollte.

Unter den letzten Schriftstücken, welche ich schrieb, befanden sich die folgenden Instructionen für Sverdrup, dem ich den Befehl über die Expedition übertrug:

„Kapitän Otto Sverdrup,
Befehlshaber der «Fram».

„Da ich jetzt in Begleitung von Johansen die «Fram» verlasse, um eine Reise nach Norden — wenn möglich bis zum Pol — und von dort nach Spitzbergen, wahrscheinlich über Franz-Joseph-Land, zu unternehmen, so übertrage ich Ihnen hierdurch den Befehl über den zurückbleibenden Theil der Expedition. Von dem Tage an, an welchem ich die «Fram» verlasse, soll daher alle Machtbefugniß, die mir zugekommen war, in demselben Maße auf Sie übergehen und haben die Uebrigen Ihnen, oder wen Sie als ihren Führer bevollmächtigen mögen, unbedingten Gehorsam zu leisten. Ich halte es für überflüssig, Ihnen Befehle darüber zu geben, was unter den verschiedenen Verhältnissen zu thun sei, selbst wenn es möglich wäre, solche Befehle zu ertheilen. Ich bin sicher, Sie werden selbst am besten wissen, was unter schwierigen Umständen zu thun ist, und ich bin daher überzeugt, daß ich mit vollem Vertrauen die «Fram» verlassen kann.

„Der Hauptzweck der Expedition ist, durch das unbekannte Polarmeer vorzudringen, von der Gegend um die Neusibirischen Inseln nach dem Norden von Franz-Joseph-Land und weiter nach dem Atlantischen Ocean bis in die Nähe von Spitzbergen oder Grönland. Den wichtigsten Theil dieser Aufgabe haben wir meines Erachtens bereits ausgeführt; der übrige wird erfüllt werden, wenn die Expedition weiter nach Westen kommt. Um dieselbe reicher an Ergebnissen zu machen, unternehme ich den Versuch, mit den Hunden noch weiter nach Norden vorzudringen.

„Ihre Aufgabe wird es sein, die Ihrer Obhut anvertrauten Menschen auf dem sichersten Wege nach Hause zurückzuführen und sie keiner unnöthigen Gefahr auszusetzen, sei es des Schiffes, oder der Ladung, oder der Resultate der Expedition wegen. Niemand weiß, wie lange es dauern wird, bis die «Fram» wieder in offenes Wasser hinaustreibt. Sie haben noch Proviant für mehrere Jahre; wenn es aus irgendeinem Grunde zu lange dauern oder die Gesundheit der Mannschaft zu leiden beginnen sollte, oder wenn Sie es aus andern Gründen für am besten halten sollten, das Schiff zu verlassen, so soll das ohne alle Frage geschehen. Was die Jahreszeit, wann dies geschehen könnte, sowie die einzuschlagende Route betrifft, so werden Sie selbst darüber am besten zu urtheilen im Stande sein. Sollte es nothwendig werden, Land anzusteuern, so halte ich Franz-Joseph-Land und Spitzbergen für günstig. Wenn nach meiner und Johansen's Heimkehr Nachforschungen nach der Expedition angestellt werden, so wird dies dort zuerst geschehen. Wo Sie immer an Land kommen mögen, sollten Sie, so oft es Ihnen möglich ist, auf Vorgebirgen und vorspringenden Spitzen in die Augen fallende Baken errichten und im Innern derselben einen kurzen Bericht niederlegen über das, was geschehen ist und wohin Sie sich gewendet haben. Um diese Baken kenntlich zu machen, errichten Sie in der Richtung des magnetischen Nordpols vier Meter von der größern Bake eine zweite, ganz kleine. Die Frage, welche Ausrüstung am vortheilhaftesten sein

würde im Falle, daß die «Fram» verlassen werden müßte, ist von uns so oft erörtert worden, daß ich es für überflüssig halte, bei derselben zu verweilen. Ich weiß, Sie werden Sorge dafür tragen, daß die erforderliche Anzahl von Kajaks, Schlitten, Schneeschuhen, Schneereifen und anderen Ausrüstungsgegenständen sobald wie möglich vollständig in Ordnung gebracht und in Bereitschaft gehalten wird, sodaß eine solche Rückreise über das Eis mit möglichster Leichtigkeit unternommen werden kann. An anderer Stelle gebe ich Ihnen Anweisungen bezüglich des Proviants, den ich für am passendsten für eine solche Reise halte, sowie des für jeden Mann nöthigen Quantums.

„Ich weiß auch, daß Sie alles in Bereitschaft halten werden, um die «Fram» in der kürzestmöglichen Zeit verlassen zu können für den Fall, daß ihr durch Feuer oder Eispressung plötzlich etwas zustoßen sollte. Wenn das Eis es gestattet, halte ich es für das Beste, an einer sichern Stelle auf dem Eise ein Depot mit genügenden Vorräthen u. s. w., wie wir es in letzter Zeit gehabt haben, anzulegen. Alle nothwendigen Gegenstände, die nicht auf dem Eise aufbewahrt werden können, sollten an Bord so untergebracht werden, daß sie unter allen Umständen leicht zu erreichen sind. Wie Sie wissen, befindet sich jetzt im Depot nur concentrirter Proviant für Schlittenreisen; aber da Sie vielleicht, ehe Sie weiter kommen, noch längere Zeit ruhig liegen werden, so würde es höchst wünschenswerth sein, von dem conservirten Fleisch, von den Fischen und Gemüsen soviel wie möglich zu ersparen; sollten unruhige Zeiten kommen, so würde ich es sogar für rathsam halten, einen Vorrath von diesen Artikeln auf dem Eise bereit zu halten. Sollte die «Fram» auf ihrer Drift zu weit nördlich von Spitzbergen gelangen und in die Strömungen der Ostküste von Grönland gerathen, so sind viele Möglichkeiten denkbar, über die man sich jetzt nur schwer eine Meinung bilden kann.

„Sollten Sie aber gezwungen sein, die «Fram» zu verlassen und sich dem Lande zuzuwenden, so würde es am besten sein, wie schon

vorher bemerkt, Baken (mit näheren Angaben, wohin Sie gehen, u. s. w.) zu errichten, weil möglicherweise dort nach der Expedition gesucht werden wird. Ob Sie in diesem Falle versuchen sollten, Island (welches ja das nächste Land ist und wohin Sie, wenn Sie dem Rande des Eises folgen, in der ersten Hälfte des Sommers zu gelangen im Stande sein würden) oder die dänischen Colonien westlich von Kap Farewell zu erreichen, werden Sie nach Erwägung aller Umstände selbst am besten beurtheilen können.

„Unter dem, was Sie im Falle des Verlassens der «Fram» außer dem nothwendigen Proviant mitnehmen müßten, möchte ich Waffen, Munition und Ausrüstung erwähnen, sowie alle wissenschaftlichen und anderen Journale und Beobachtungen, alle wissenschaftlichen Sammlungen, soweit sie nicht zu schwer sind, oder wenn letzteres der Fall ist, kleine Proben davon; ferner Photographien, am liebsten die Originalplatten (Films) oder, wenn dieselben zu schwer sein sollten, Copien davon, auch das Åderman-Aräometer, mit dem die meisten Bestimmungen des specifischen Gewichts des Seewassers vorgenommen worden sind, sowie selbstverständlich alle Journale und Aufzeichnungen, die Interesse haben könnten. Ich lasse ein paar Tagebücher und Briefe hier, die ich Sie in besondere Obhut zu nehmen und an Eva zu geben bitte, wenn ich nicht wiederkehre oder wenn Sie, gegen alle Erwartung, vor uns nach Hause zurückkommen. Hansen und Blessing werden, wie Sie wissen, die verschiedenen wissenschaftlichen Aufgaben und die Sammlungen übernehmen. Sie selbst werden das Lothen besorgen und darauf achten, daß die Lothungen so oft, als es der Zustand der Leine gestattet, vorgenommen werden. Ich würde es mindestens einmal alle 60 Seemeilen für äußerst wünschenswerth halten; wenn es noch häufiger geschehen kann, um so besser. Sollte die Wassertiefe geringer und veränderlicher werden als jetzt, dann müssen, wie ich wol nicht zu erwähnen brauche, die Lothungen öfter vorgenommen werden.

„Da die Mannschaft schon bisher klein war und noch um zwei Leute verringert werden wird, wird dem Einzelnen wahrscheinlich mehr Arbeit zufallen; ich weiß aber, daß Sie, wenn Sie Leute entbehren können, diese bei den wissenschaftlichen Beobachtungen helfen lassen werden, um diese so vollständig wie möglich zu machen.

„Wollen Sie, bitte, auch darauf achten, daß jeden zehnten Tag (am 1., 10. und 20. jeden Monats) das Eis durchgebohrt und die Mächtigkeit desselben in derselben Weise gemessen werde, wie das bisher geschehen ist. Zum größten Theile hat Hendriksen diese Bohrungen vorgenommen, er ist bei dieser Arbeit zuverlässig.

„Zum Schlusse wünsche ich Ihnen und allen, für welche Sie jetzt verantwortlich sind, den besten Erfolg; mögen wir uns in Norwegen wiedertreffen, sei es an Bord dieses Schiffes oder ohne dasselbe!

Ihr treu ergebener

Fridtjof Nansen.

„An Bord der «Fram», 25. Februar 1895.“

Endlich sollte das Gehirn zur Ruhe kommen und die Arbeit für die Beine und Arme beginnen. Heute Morgen wurde alles zum Aufbruch bereit gemacht. Fünf von den Kameraden, Sverdrup, Hansen, Blessing, Hendriksen und Mogstad, brachten uns auf den Weg und nahmen einen Schlitten und ein Zelt mit. Die vier Schlitten wurden bereit gemacht, die Hunde vorgespannt; dann nahmen wir kurz vor dem Aufbruch ein Frühstück mit einer Flasche Malzextract pro Mann ein und sagten den Zurückbleibenden ein letztes, herzliches Lebewohl. Nunmehr machten wir uns bei Schneetreiben auf den Weg.

Ich selbst ging mit „Kvik“ als führendem Hund am ersten Schlitten an der Spitze, dann folgte unter Hurrah und Peitschenknall und Hundegebell Schlitten auf Schlitten. Gleichzeitig fiel vom Hinterdeck Schuß auf Schuß als Abschiedssalut. Die Schlitten bewegten sich schwerfällig vorwärts. Langsam ging es die Hügel hinauf, und es kam gänzlich zum Stillstand, als der Aufstieg zu steil wurde, worauf

wir sämmtlich helfen mußten, da ein Mann den Schlitten nicht weiterbringen konnte. Ueber ebenen Grund flogen wir aber wie der Wirbelwind dahin, sodaß es unsern Begleitern auf Schneeschuhen schwierig genug wurde, mit den Schlitten Schritt zu halten. Ich mußte mit aller Macht ausschreiten, als letztere mich einholten, damit ich mich nicht mit den Füßen in die Stränge verwickelte. Gleich darauf kam Mogstad herangestürmt und schrie, es seien von einem Schlitten während der Fahrt drei Querstreben* abgerissen. Der Schlitten war mit seiner schweren Last über ein aufrechtstehendes Stück Eis geschleudert worden, welches die Querstreben berührt und nacheinander alle drei gebrochen und außerdem eine oder zwei der senkrechten Stützen der Kufen zertrümmert hatte. Da war nichts weiter zu thun, als nach dem Schiffe zurückzukehren, um den Schaden wieder auszubessern und die Schlitten fester zu machen, damit etwas derartiges nicht wieder vorkäme. Auf der Rückfahrt wurde ein Schlitten gegen einen andern geschleudert, wobei einer der Stäbe des Bogens abbrach; dieser mußte daher ebenfalls verstärkt werden.**

Die Schlitten sind wieder entladen und an Bord gebracht worden, damit die Ausbesserung vorgenommen werden kann. Wir sind also heute Abend wieder hier. Indeß freue ich mich, daß dieser Unfall sich da ereignet hat, wo er eingetreten ist; es wäre schlimmer gewesen, wenn er einige Tage später passirt wäre. Ich werde jetzt anstatt vier sechs Schlitten nehmen, damit die Last eines einzelnen geringer wird, sodaß sie leichter über die Unebenheiten des Bodens hinwegzubringen sind. Ich werde auch der Länge nach unter den Querstreben des Schlittens ein breites Brett anbringen lassen, das zum Schutz gegen vorstehende Eisspitzen dienen soll. Da schließlich eine

---

* Die Querhölzer des Schlittens, welche die senkrechten Stützen der Kufen untereinander verbinden.

** Die Schlittenkufen sind vorn durch einen Bogen miteinander verbunden, der aus drei bis vier zusammengebundenen Bambusstäben bestand; an diesem Bogen wurden die Zugleinen befestigt.

Menge Zeit gespart wird, wenn man solche Kleinigkeiten vor dem Aufbruche gründlich herstellen läßt, so werden wir vor übermorgen nicht wieder zum Abmarsche fertig sein.

Es kam mir merkwürdig vor, wieder an Bord zu sein, nachdem ich meiner Umgebung, wie ich glaubte, auf immer Lebewohl gesagt hatte. Als ich auf das Hinterdeck kam, fand ich die Kanonen im Schnee liegen; die eine war umgefallen, die andere war beim Salutschießen infolge des Rückstoßes weit nach hinten gesprungen. Am Besanmast wehte noch die roth und schwarze Flagge.

Ich befinde mich in merkwürdig siegesfroher Stimmung; die Schlitten schienen so leicht weiter zu gleiten, obwol sie mit 50 Kilogramm mehr belastet waren, als ursprünglich beabsichtigt war (zusammen ungefähr 1100 Kilogramm), und alles sieht vielversprechend aus. Wir werden noch einige Tage warten müssen, dann aber den ganzen Tag südöstlichen Wind haben, der uns wahrscheinlich rasch nordwärts führen wird.

Gestern hatten wir 83° 47′ nördlicher Breite, heute haben wir wol über 83° 50′.

Am Donnerstag, 28. Februar, brachen wir endlich mit unseren sechs Schlitten wieder auf. Sverdrup, Hansen, Blessing, Hendriksen und Mogstad begleiteten uns, doch folgten uns auch die meisten der Uebrigen eine Weile. Wir fanden bald, daß die Hunde nicht so gut zogen, wie ich erwartet hatte, und ich kam deshalb zu dem Schlusse, daß wir mit dieser Belastung doch gar zu langsam vorwärtskommen würden.

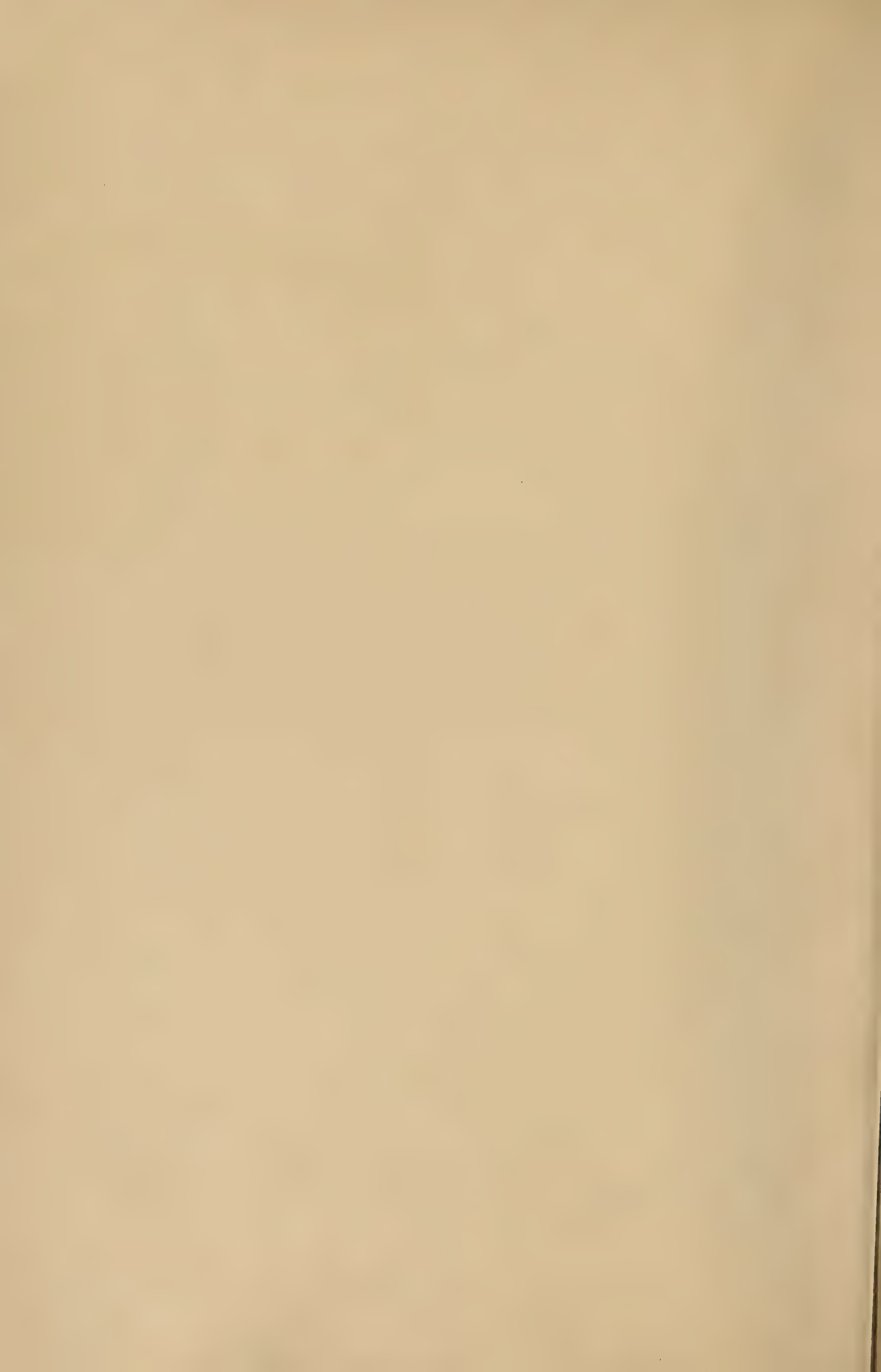
Ich beschloß daher, als wir uns noch nicht weit vom Schiffe entfernt hatten, einige der Säcke mit Proviant für die Hunde zurückzulassen; sie wurden später von den anderen an Bord zurückgebracht.

Als wir um 4 Uhr nachmittags halt machten, zeigte unser Hodometer* oder Wegmesser, daß wir uns etwa 6 Kilometer von

* Dieser Apparat war kurz vor unserm Aufbruche an Bord aus einem alten Anemometer hergestellt worden; er wurde hinter dem letzten Schlitten befestigt und gab ziemlich genau die von uns zurückgelegte Entfernung an.



Der letzte Zeltplatz vor dem Abschiede von den Kameraden (1. März 1895).



der „Fram“ entfernt hatten. Wir verbrachten im Zelte einen angenehmen Abend mit unseren Freunden, die am nächsten Tag wieder umkehren wollten. Zu meiner Ueberraschung wurde eine Punschbowle bereitet, und Toaste wurden ausgebracht auf die, welche fortzogen, und die, welche zurückblieben. Erst um 11 Uhr abends krochen wir in unsere Schlafsäcke.

An Bord war an diesem Abend uns zu Ehren große Illumination. Am Besantopp war die elektrische Bogenlampe aufgezogen; zum ersten male erstrahlte das elektrische Licht über den Eismassen des Polarmeeres. Auch wurden Fackeln angezündet, und auf mehreren Schollen um die „Fram“ herum wurden Feuerräder und andere Feuerwerkskörper abgebrannt, die einen brillanten Eindruck machten. Sverdrup hatte, beiläufig gesagt, angeordnet, daß bis zu seiner und der Uebrigen Rückkehr das elektrische Licht oder eine Laterne jeden Abend im Besantopp aufgehißt werden solle. Es geschah dies für den möglichen Fall, daß im Unwetter die Spuren verwischt werden und sie dann die Richtung verfehlen würden; dann wäre es schwer gewesen, zum Schiff zurückzufinden. Ein solches Licht ist aber in weiter Entfernung über die Ebene zu sehen; wenn man auf eine hohe Scholle steigt, kann man es aus meilenweiter Entfernung erblicken.

Ich hatte befürchtet, daß die Hunde, wenn sie loskämen, nach der „Fram“ zurückkehren würden, und hatte daher zwei Stahlleinen anfertigen lassen, an denen in geringer Entfernung voneinander kurze Riemen angebracht waren, sodaß wir die Hunde an diesen Leinen zwischen zwei Pfählen oder Schlitten anbinden konnten. Trotzdem machten sich mehrere Hunde frei; jedoch verließen sie uns merkwürdigerweise nicht, sondern blieben bei ihren Gefährten und bei uns. Nachts hörte man um das Zelt natürlich klägliches Geheul, das mehrere von uns einigermaßen im Schlaf störte.

Am nächsten Morgen (Freitag, 1. März) sollte einer unserer Gefährten Kaffee kochen und brauchte drei Stunden, bis er fertig

war. Er konnte eben mit dem Kochapparat nicht umgehen. Dann nahmen wir zusammen ein sehr gemüthliches Frühstück ein, und erst um $11\frac{1}{2}$ Uhr setzten wir den Marsch fort. Unsere fünf Kameraden begleiteten uns noch ein paar Stunden und kehrten dann am selben Abend nach der „Fram“ zurück.

„Es war jedenfalls ein höchst vergnügter Abschied“, sagt mein Tagebuch, „und doch ist es immer schwer, sich zu trennen, selbst auf 84°; es blinkte wol auch im Auge des einen oder andern eine Thräne.“

Das Letzte, wonach Sverdrup mich fragte, gerade als wir uns trennen wollten und er noch auf dem Schlitten vor mir saß, war, ob ich nach dem Südpol zu gehen beabsichtige, wenn ich nach Hause käme; in diesem Falle hoffe er, würde ich warten, bis auch er zurück sei. Dann bat er mich, Frau und Kind von ihm zu grüßen.

Nun setzten Johansen und ich den Weg fort. Es war aber für uns allein eine recht langsame Arbeit mit den sechs Schlitten, die durch alle möglichen Risse und Unebenheiten aufgehalten wurden; außerdem wurde das Eis auch schlechter. Da die Tage noch sehr kurz waren und die Sonne noch nicht über dem Horizont stand, war es nachmittags infolge der Dunkelheit schwierig, weiterzukommen, und wir schlugen daher schon ziemlich früh das Lager auf. —

Mittwoch, 6. März. Wir befinden uns wieder an Bord der „Fram“, um zum dritten mal den Aufbruch zu unternehmen, diesmal aber hoffentlich im Ernst!

Am Sonnabend, 2. März, hatten wir den Marsch mit den sechs Schlitten fortgesetzt, nachdem ich eine Strecke nach Norden gewesen war und das Eis dort ziemlich passirbar gefunden hatte. Wir kamen nur langsam weiter, weil wir den Weg sechsmal machen mußten, da die Schlitten überall aufgehalten wurden und ihnen weitergeholfen werden mußte. Ich gewann daraus die Ueberzeugung, daß wir auf diese Weise niemals weiterkommen würden und eine Aenderung treffen

müßten, und beschloß, zu lagern, um erst das Eis im Norden anzusehen und die Sache noch weiter zu überlegen. Nachdem wir die Hunde angekoppelt hatten, machte ich mich auf den Weg, während Johansen das Zelt aufrichten und die Hunde füttern sollte. Diese erhielten alle 24 Stunden einmal Futter, und zwar abends, wenn das Tagewerk beendet war.

Nachdem ich eine kleine Strecke gegangen war, kam ich auf ausgezeichnete ausgedehnte Ebenen, wo gutes Fortkommen möglich war; soweit war alles in Ordnung, allein die Lasten mußten erleichtert und die Zahl der Schlitten mußte verringert werden. Unzweifelhaft war es daher das Beste, nach der „Fram" zurückzukehren, die erforderlichen Aenderungen an Bord vorzunehmen und die Schlitten, die wir mitnehmen wollten, noch weiter zu verstärken, um größeres Vertrauen zu ihrer Dauerhaftigkeit zu bekommen.

Natürlich hätten wir uns eine Zeit lang irgendwie nach Norden weiterschleppen können; die Last würde sich allmählich verringert haben, aber es wäre nur sehr langsam gegangen, und die Hunde würden ermattet gewesen sein, ehe die Lasten sich genügend verringert gehabt hätten. Es war ihnen nachts zum Schlafen zu kalt, wir hörten viele von ihnen fast die ganze Nacht heulen. Wenn wir dagegen die Lasten erleichterten und dann kürzere Zeit für die Reise rechneten, so konnten wir lieber warten und erst etwas später im Monat aufbrechen. Wir konnten dann die Zeit besser ausnutzen, da die Tage heller wurden, die Kälte geringer und daher die Bahn für die Schlitten besser war. Wir brachten noch eine weitere Nacht im Zelte zu, in welches wir nur mit Mühe hineingelangen konnten, weil unsere Pelzkleidung steif gefroren war, ebenso wie unser Schlafsack.

Am nächsten Morgen (Sonntag, 3. März) beschlossen wir, nach der „Fram" zurückzukehren. Ich schirrte ein doppeltes Gespann Hunde vor einen Schlitten, worauf sie über die Eishügel und alle anderen Unebenheiten so rasch davon stürmten, daß ich mit ihnen kaum Schritt halten konnte. In wenigen Stunden legte ich die Strecke zurück, zu

der wir auf dem Hinwege drei Tage gebraucht hatten. Der Vortheil einer leichtern Belastung war also klar.

Als ich mich der „Fram" näherte, sah ich zu meinem großen Erstaunen im Süden den obern Rand der Sonne über dem Eise; es war zum ersten male in diesem Jahre. Ich hatte die Sonne noch gar nicht erwartet, aber die durch die niedrige Temperatur verursachte starke Strahlenbrechung machte sie so früh sichtbar. Die erste Nachricht, die ich von den mir Entgegenkommenden erfuhr, war, daß Hansen am Nachmittage vorher eine Beobachtung genommen hatte, die 84° 4′ nördlicher Breite ergeben hat.

Unzweifelhaft war es für mich ein großes Vergnügen, die Glieder noch einmal auf dem Sopha im Salon der „Fram" auszustrecken, den Durst mit angenehm schmeckendem, süßem Citronensaft stillen und ein civilisirtes Mittagsmahl genießen zu können. Nachmittags kehrten Hansen und Nordahl mit meinem Schlitten zu Johansen zurück, um ihm die Nacht über Gesellschaft zu leisten. Als ich ihn verlassen hatte, war verabredet worden, daß er den Rückweg so gut, wie er könne, ausführen sollte, während ich ihm Hülfe schicken würde. Die Hunde verloren keine Zeit, und schon nach einer Stunde und zwanzig Minuten hatten die beiden abgesandten Mann Johansen's Zelt erreicht. Abends feierten die Drei ebenso wie wir ein großes Fest zu Ehren der Sonne und des 84. Grades.

Am nächsten Morgen machten wir uns zu Dreien auf, um die Schlitten zu holen. Nun wir auf dem Wege nach dem Schiffe waren, zogen die Hunde weit besser, und wir würden in kurzer Zeit an Bord gewesen sein, wenn sich im Eise nicht eine lange Rinne gezeigt hätte, deren Ende nicht abzusehen war und die unsere Fahrt aufhielt. Schließlich ließen wir die Schlitten zurück, worauf es uns mit den Hunden gelang, auf losen Eisstücken über die Rinne zu kommen und an Bord zurückzukehren. Gestern versuchten wir zweimal, die Schlitten zu holen, jedoch war anscheinend etwas Bewegung in der Rinne, während das neue Eis noch so dünn war, daß wir ihm nicht trauen

durften. Heute haben wir die Schlitten doch an Bord geholt, und jetzt wollen wir uns, hoffentlich zum letzten male, für die Reise vorbereiten.

Wenn ich rechne, daß wir die Reise in der kürzestmöglichen Zeit machen, indem wir leichte Schlitten benutzen und so rasch weiterjagen, wie unsere Beine und die Schneeschuhe uns zu tragen vermögen, dann werden wir um nichts schlechter daran sein, vorausgesetzt, daß wir nicht zu viel Eishügel oder zu viele Rinnen im Eise antreffen.

Ich habe alle Hunde gewogen und bin zu dem Schlusse gekommen, daß, wenn wir sie mit ihrem eigenen Fleisch füttern, wir den Marsch ungefähr 50 Tage fortsetzen können; da wir außerdem noch für ungefähr 30 Tage Proviant für die Hunde haben, so müßten wir 80 Tage mit Hunden reisen können, und man sollte denken, daß in dieser Zeit schon etwas zu erreichen wäre. Außerdem haben wir für 100 Tage Proviant für uns selbst. Das wird, wenn wir drei Schlitten mitnehmen, etwa 220 Kilogramm für jeden derselben ausmachen, und wenn wir neun Hunde für jeden Schlitten haben, so müßte sich die Sache machen lassen.

Wieder sind wir eifrig mit Vorbereitungen und Verbesserungen beschäftigt. Inzwischen hat das Eis sich ein wenig bewegt; es ist aufgebrochen und in verschiedenen Richtungen haben sich Risse gebildet. Am 8. März schrieb ich: „Der Riß, der sich während unserer Abwesenheit in der großen Scholle an Steuerbord gebildet hat, ist gestern zu einer breiten Rinne geworden, die sich ersichtlich mit neugefrorenem Eis nach Norden und Süden bis an den Horizont ausdehnt.

„Es ist spaßhaft, daß das Petroleumboot sich stets, wo es auch sei, in fataler Lage befindet. Dieser Riß ist gerade unter dem Boote entstanden, sodaß dasselbe, als man es heute Morgen fand, mit dem Heck über dem Wasser hing. Wir haben jetzt beschlossen, das Boot abzubrechen und die Ulmenbretter zu Schlittenkufen zu verarbeiten. Das wird sein Ende sein.“

Mittwoch, 13. März. 84° nördlicher Breite, 101° 55′ östlicher Länge. Die Tage sind wieder mit der Ausrüstung vergangen; jetzt ist alles in Ordnung. Die drei Schlitten stehen auf dem Eise bereit und sind mit eisernen Befestigungen zwischen den Stützen und deren Querhölzern gehörig verstärkt; die letzteren sind besonders stark gemacht und untereinander verbunden mit Eschenstöcken, die oben auf die Querhölzer gelegt sind, während diese auch unten durch der Länge nach gelegte Bretter geschützt sind. Als wir heute Nachmittag die Hunde vorsichtshalber vor die beladenen Schlitten spannten, gingen sie so leicht wie nur denkbar. Morgen brechen wir zum letzten male mit frischem Muthe auf. Da die Sonne jetzt am Himmel steht, haben wir die Gewißheit, nunmehr helleren Tagen entgegenzugehen.

Heute Abend fand großes Abschiedsfest mit vielen herzlichen Ansprachen statt, und morgen machen wir uns so früh wie möglich auf, vorausgesetzt, daß die Nachtschwärmerei uns nicht zurückhält.

Heute Nacht habe ich Sverdrup's Instructionen noch Folgendes hinzugefügt:

„P. S. In den vorstehenden Instructionen, die ich in der Nacht des 25. Februar ziemlich eilig niederschrieb, habe ich einiges zu bemerken vergessen, das noch erwähnt werden muß. Ich werde mich aber darauf beschränken, Ihnen ferner zu bemerken, daß, wenn Sie unbekanntes Land sichten sollten, natürlich alles geschehen müßte, um es festzulegen und zu untersuchen, soweit die Umstände dies gestatten. Sollte die «Fram» so nahe daran hintreiben, daß Sie glauben, es könnte ohne große Gefahr erreicht werden, so würde alles, was Sie zur Erforschung des Landes thun können, von höchstem Interesse sein. Jeder Stein, jeder Grashalm, Flechten oder Moos, jedes Thier, vom größten bis zum kleinsten, würde von hoher Wichtigkeit sein; Photographiren und eine genaue Beschreibung dürften nicht versäumt werden, und zugleich müßte es auch in der weitestmöglichen Ausdehnung bereist werden, um die Küstenlinien, Größe u. s. w. festzustellen. Alles dies soll jedoch nur geschehen, wenn es ohne Gefahr ausgeführt werden

kann. Wenn die «Fram» im Eise treibt, versteht es sich von selbst, daß nur kurze Ausflüge vom Schiffe aus gemacht werden, da es für die Theilnehmer solcher Expeditionen große Schwierigkeiten haben könnte, das Schiff wieder zu erreichen. Sollte die «Fram» längere Zeit an einer Stelle bleiben, dann dürften solche Ausflüge nur mit größter Vorsicht unternommen und nicht über einen längern Zeitraum ausgedehnt werden, da man nicht wissen kann, wann das Schiff weitertreiben wird, und es für alle Betheiligten sehr unangenehm sein würde, wenn die Mannschaft der «Fram» noch weiter reducirt würde.

„Wir haben über die wissenschaftlichen Untersuchungen so oft miteinander gesprochen, daß ich es nicht für nöthig halte, hier noch weitere Andeutungen darüber zu machen. Ich bin gewiß, daß Sie alles in Ihrer Macht Stehende thun werden, um jene so vollständig wie möglich auszuführen, damit die Expedition mit so reicher Ausbeute zurückkehrt, wie die Umstände es irgend gestatten. Und nun nochmals meine herzlichsten Wünsche für den besten Erfolg, und auf ein demnächstiges Wiedersehen!

Ihr treu ergebener

Fridtjof Nansen.

„An Bord der «Fram», 13. März 1895.“

Bevor wir die „Fram“ für immer verlassen, sollte ich wol eine kurze Schilderung der Ausrüstung geben, für welche wir uns schließlich entschieden als diejenige, die sich höchstwahrscheinlich am besten für unsere Zwecke eignen würde.

Ich habe bereits die beiden Kajaks* erwähnt, die wir im Laufe des Winters hergestellt hatten und die wir nothwendigerweise bei uns haben mußten, um damit etwaige Rinnen und Tümpel zu

* Sie waren 3,7 Meter lang und 73 Centimeter breit; Johansen's war 30 Centimeter, das meinige 38 Centimeter tief.

kreuzen, die uns sonst aufhalten könnten, und um über das offene Meer zu kommen. Anstatt dieser Kajaks hatte ich anfänglich beabsichtigt, fertige Bootüberzüge aus Segeltuch mitzunehmen und dieselben über die Schlitten zu ziehen, die als Gerüste dienen sollten. Auf diese Weise hätte in sehr kurzer Zeit ein Fahrzeug aufgetakelt werden können, das durchaus fähig gewesen wäre, uns über Rinnen und kleine offene Meerestheile zu tragen. Ich gab diesen Gedanken jedoch wieder auf und entschloß mich für den Kajak, ein Fahrzeug, mit dem ich vertraut war und das uns, wie ich wußte, in mancher Hinsicht werthvolle Dienste leisten würde. Selbst wenn wir im Stande gewesen wären, für die Schlitten eine Bekleidung herzustellen, aus der in kurzer Zeit ein Boot gemacht werden konnte, so wäre die Arbeit doch nicht so rasch gegangen, als wenn wir einfach ein fertiges Kajak ins Wasser zu lassen hatten. Hierzu kam noch, daß jenes Fahrzeug schwer zu rudern gewesen sein würde, sodaß viel Zeitverlust entstanden wäre, wenn es sich um weite Entfernungen in offenem Wasser gehandelt hätte, wie etwa längs der Küste von Franz-Joseph-Land oder von dort quer hinüber nach Spitzbergen. Eine Erwägung von einiger Bedeutung war zwar die Ersparniß an Gewicht, wenn wir die Schlitten verwendeten. Allein diese war nicht von so großer Wichtigkeit wie es aussah, da die Bekleidungen beider Arten von Fahrzeugen ungefähr gleich viel gewogen hätten und an den Kajakgerüsten nicht viel erspart worden sein würde, weil das ganze Gerüst, wie man sich erinnern wird, nur 8 Kilogramm betrug. Etwas würde damit gewonnen, daß die auf den Schlitten befindlichen Kajaks zum Verstauen der Lasten dienen konnten; während man andernfalls genöthigt gewesen wäre, den Proviant und die Werkzeuge in Säcken aus starkem Segeltuch aufzubewahren, konnte man so einen großen Theil in leichten Beuteln aus dünnem Stoff mit sich führen und im Kajak unterbringen. Unser Proviant war auf diese Weise gut und trocken verwahrt und vor jeder Gefahr eines Angriffs seitens der Hunde, sowie vor Beschädigung durch die

scharfen Eisspitzen geschützt. Die Segeltuchbekleidung dagegen, die über das Gestell gezogen und nach dem Gebrauch im Wasser wieder zusammengefaltet werden müßte, würde bei der niedrigen Temperatur, die wir zu erwarten haben, rasch verderben und leck werden. Endlich, und das war nicht der unwichtigste Grund, ist das Kajak mit seinem vollständig wasserdichten Deck ein höchst leistungsfähiges Boot für den Seegebrauch, in welchem man bei jedem Wetter fahren kann, sowie auch ein bewundernswerthes Fahrzeug zu Jagd- und Fischereizwecken. Das Boot, welches man auf die andere Weise hätte anfertigen können, wäre in dieser Beziehung nur schwer mit einigermaßen befriedigendem Resultat herzustellen gewesen.

Auch die Schlitten, die ich für diese Expedition angefertigt hatte, habe ich bereits erwähnt; sie waren nach dem Muster der grönländischen gebaut und glichen in der Form ungefähr dem norwegischen Ski kjölke, einem niedrigen Handschlitten auf breiten, unserm gewöhnlichen Schneeschuh ähnlichen Kufen.*

Anstatt der breiten, glatten Kufen, die wir in Grönland benutzt hatten, ließ ich solche hier zwar von derselben Breite (8,5 Centimeter), aber an der Unterseite etwas abgerundet machen, wie man sie bei dem Handschlitten in Osterdalen und anderswo findet. Wie sich ergab, glitten diese runden Kufen sehr leicht über das Terrain, auf welchem wir zu reisen hatten, und ermöglichten eine bequeme Drehung der langen Schlitten. Dies war von besonderer Wichtigkeit im Treibeis, wo die vielen Unebenheiten oft einen sehr gewundenen Kurs nothwendig machten. Die Kufen waren mit dünnem Neusilberblech beschlagen, das seinem Zwecke sehr gut entspricht, da es stets blank und glatt bleibt und nicht rostet. Wie schon früher erwähnt, waren unter dem Neusilberbeschlag lose, dünne, gut getheerte Kufen aus Ahornholz angebracht. Die Schlitten waren auch noch in

* Die Schlitten waren 3,6 Meter lang, 50 Centimeter breit, und die Unterkante der Querhölzer lag ungefähr 12 Centimeter über dem Schnee.

verschiedener anderer, früher schon besprochener Weise zur Aufnahme der schweren Lasten, die sie zu Anfang tragen mußten, besonders stark gemacht. Die Folge davon war, daß sie etwas schwerer geworden waren, als ich anfänglich beabsichtigt hatte, dafür hatte ich aber auch die Genugthuung, daß sie während der ganzen Reise gebrauchsfähig blieben und wir nicht ein einziges mal durch ihren Zusammenbruch gehindert oder aufgehalten wurden. Das ist auf früheren Schlittenreisen kaum jemals der Fall gewesen.

Schon mehrere male habe ich auf unsere Kleidung und die damit gemachten Versuche Bezug genommen. Obwol wir zu dem Schlusse gekommen waren, daß unsere Wolfsfellanzüge für die Reise zu warm sein würden, nahmen wir sie bei unserm ersten Aufbruch doch mit und trugen sie auch. Wir entdeckten jedoch bald, daß sie immer zu warm waren und starke Transpiration verursachten. Dadurch, daß sie die ganze Feuchtigkeit des Körpers auffogen, wurden sie so schwer, daß sie eine beträchtliche Vermehrung des Gewichts unserer Lasten ausmachten; bei unserer Rückkehr nach der dreitägigen Abwesenheit vom Schiffe waren sie so naß, daß wir sie längere Zeit über dem Ofen im Salon zum Trocknen aufhängen mußten. Dazu kam noch eine andere Unannehmlichkeit: wenn wir sie eine Zeit lang getragen hatten und dann in der Kälte auszogen, froren sie so steif, daß es sehr schwierig war, sie wieder anzuziehen. Die Folge von alledem war, daß ich nicht sehr für sie eingenommen war und mich schließlich dafür entschied, meine wollenen Kleider beizubehalten, die, wie ich meinte, der Transpiration freien Abzug gewährten. Johansen folgte meinem Beispiel.

Unsere Kleidung bestand daher ungefähr aus Folgendem: auf dem Oberkörper zwei wollene (Jäger-) Hemden, über denen ich eine Jacke aus Kamelhaar und schließlich eine sogenannte isländische Wollenjacke trug (in Wirklichkeit kam sie von den Färöern). Anstatt der isländischen Jacke trug Johansen ein Kleidungsstück aus dickem Fries, das man an Bord einen „Anorak" nennt; es ist mit einer

Kapuze versehen, die nach Eskimoart über das Gesicht gezogen werden konnte. An den Beinen hatten wir zu unterst wollene Unterhosen und darüber Jagdhosen aus Fries und lose Friesgamaschen. Um uns vor dem Winde und dem Schneestaub zu schützen, trugen wir die schon früher erwähnte „Windkleidung", die aus einer dünnen, aber dichten Art von Baumwollentuch angefertigt war und aus einer Jacke, die über den Kopf gezogen wurde und nach Eskimo-Manier mit einer Kapuze versehen war, und einem Paar weiter Hosen bestand.

Ein wichtiger Theil der Kleidung ist die Fußbekleidung. Anstatt langer Strümpfe zog ich es vor, lose Gamaschen und Socken zu benutzen, da diese sich während des Schlafens in der Nacht auf der Brust trocknen lassen. Auf Reisen, auf denen man sich beständig im Schnee und in niedriger Temperatur bewegt, möge es nun auf Schneeschuhen sein oder nicht, habe ich die Erfahrung gemacht, daß Finnenschuhe in jeder Beziehung die geeignetste Fußbekleidung sind, doch müssen sie aus der Haut der Hinterbeine eines Renthierbockes gemacht sein. Sie sind warm und stark, bleiben auch stets schmiegsam und sind bequem an- und auszuziehen. Sie verlangen aber eine sorgfältige Behandlung, wenn sie nicht bald verdorben werden sollen, und man muß daher versuchen, sie nachts während des Schlafs so gut man es vermag zu trocknen. Wenn das Wetter sonnig ist oder es draußen gut trocknet, ist es am besten, sie an ein paar Ski-Stöcken oder etwas Aehnlichem im Winde vor den Zelten aufzuhängen, am besten das Innere nach außen gekehrt, damit das Fell selbst rasch trocknet. Beachtet man diese Vorsichtsmaßregel nicht, dann wird das Haar bald beginnen auszufallen. Bei starker Kälte, wie wir sie während des ersten Theils der Reise hatten, war es unmöglich, sie so zu trocknen, und es blieb uns daher nichts anderes übrig, als sie nachts an den Füßen trocken werden zu lassen, nachdem wir vorher den Schnee und die Feuchtigkeit vorsichtig abgebürstet und abgekratzt hatten. Das Nächste, was man dann zu thun hat, ist, das Innere nach außen zu kehren und sie mit getrocknetem Sennegras, wenn

man solches hat, zu füllen, dann die Füße hineinzustecken und in den Schlafsack zu kriechen. Für das später zu erwartende mildere Wetter hatten wir uns mit Lederstiefeln nach der Façon der „Komager“ (Lappenschuhe) versehen, wie sie die Lappen im Sommer benutzen. Sie waren aus halbgegerbter Ochsenhaut gemacht, mit Sohlen aus Seehundsfell. Mit einer Mischung von Theer und Talg gut eingerieben, geben sie wunderbar starke und wasserdichte Stiefel ab, besonders für den Gebrauch bei nassem Wetter. Im Innern der Finnenschuhe verwendeten wir zu Anfang der Reise Sennegras, von dem wir Vorrath mitgenommen hatten. Füllt man die Schuhe damit aus und steckt nach Art der Finnen die Füße bloß hinein, so halten sie sehr warm und trocken, da das Gras alle Feuchtigkeit aufsaugt. Bei Nacht muß das Sennegras aus den Stiefeln entfernt und mit den Fingern tüchtig auseinander gezupft werden, damit es sich nicht zusammenballt; dann wird es während des Schlafes in der Weise getrocknet, daß man es auf der Brust oder im Hosenbein trägt. Am nächsten Morgen wird es ziemlich trocken sein und kann wieder in die Stiefel gesteckt werden. Allmählich verbraucht es sich jedoch, und wenn man auf einer langen Reise auskommen will, muß man einen tüchtigen Vorrath davon mitnehmen.

Wir hatten auch Socken aus Schafwolle und Menschenhaar mitgenommen, die ebenso warm als dauerhaft waren. Ferner hatten wir Fußlappen aus Fries, die wir, namentlich ich, während des letzten Theiles der Reise, als der Schnee naß war, in den Komagern trugen. Sie sind bequem zu tragen und leicht zu trocknen, da man sie nachts unter der Jacke oder den Hosen ausbreiten kann.

An den Händen trugen wir sowol schwere Fausthandschuhe aus Wolfsfell als auch gewöhnliche wollene Handschuhe. Mit den Handschuhen mußte genau derselbe Trocknungsprozeß vorgenommen werden wie mit der Fußbekleidung. Im großen und ganzen wird die Körperwärme des unglücklichen Menschen, die einzige Wärmequelle, die man zu solchem Zweck hat, hauptsächlich bei dem Bemühen, die ver-

schiedenen Kleidungsstücke zu trocknen, verbraucht; wir haben unsere Nächte in nassen Umschlägen zugebracht, nur um es tagsüber ein wenig behaglicher zu haben.

Auf dem Kopfe trugen wir einen Filzhut, der die Augen gegen das blendende Licht schützte und durch den der Wind weniger leicht hindurchdrang als durch gewöhnliche wollene Mützen. Außerdem trugen wir gewöhnlich noch eine oder zwei Wollkapuzen. Auf diese Weise konnten wir die Wärme bis zu einem gewissen Grade reguliren, was nicht unwichtig ist.

Ursprünglich war es meine Absicht gewesen, leichte Schlafsäcke aus dem Felle eines Renthierkalbes für je einen Mann zu verwenden. Als sie sich jedoch als nicht genügend warm erwiesen, mußte ich nach demselben Princip verfahren wie in Grönland, d. h. einen Doppelschlafsack aus der Haut eines ausgewachsenen Renthiers benutzen. Dabei erzielt man eine beträchtliche Wärmezunahme dadurch, daß der eine Schlafgenosse den andern wärmt. Außerdem ist auch ein Sack für zwei Personen viel leichter als zwei einzelne Säcke. Zwar ist gegen den Gebrauch von Doppelsäcken der Einwand erhoben worden, daß man leicht in der Nachtruhe gestört werde, ich habe das aber nicht gefunden.

Etwas, das nach meiner Meinung auf einer Schlittenreise nicht fehlen darf, ist ein Zelt. Denn selbst wenn es aus dünnem, zerreißbarem Stoffe ist, bietet es den Theilnehmern der Expedition so viel Schutz und Behaglichkeit, daß die unbedeutende Vermehrung des Gewichts der Ausrüstung mehr als ausgeglichen wird. Die Zelte, die ich für die Expedition hatte anfertigen lassen, bestanden aus Rohseide und waren sehr leicht; sie waren am Fuße viereckig und nach oben spitz und wurden vermittelst einer einzigen Zeltstange in der Mitte aufgerichtet, nach demselben Princip, wie die in unserer Armee verwendeten Viermannzelte. Die meisten unserer Zelte waren mit einem Boden aus ziemlich dichtem Baumwollstoff versehen. Bei unserm ersten Aufbruche nahmen wir ein Zelt dieser Art mit, das

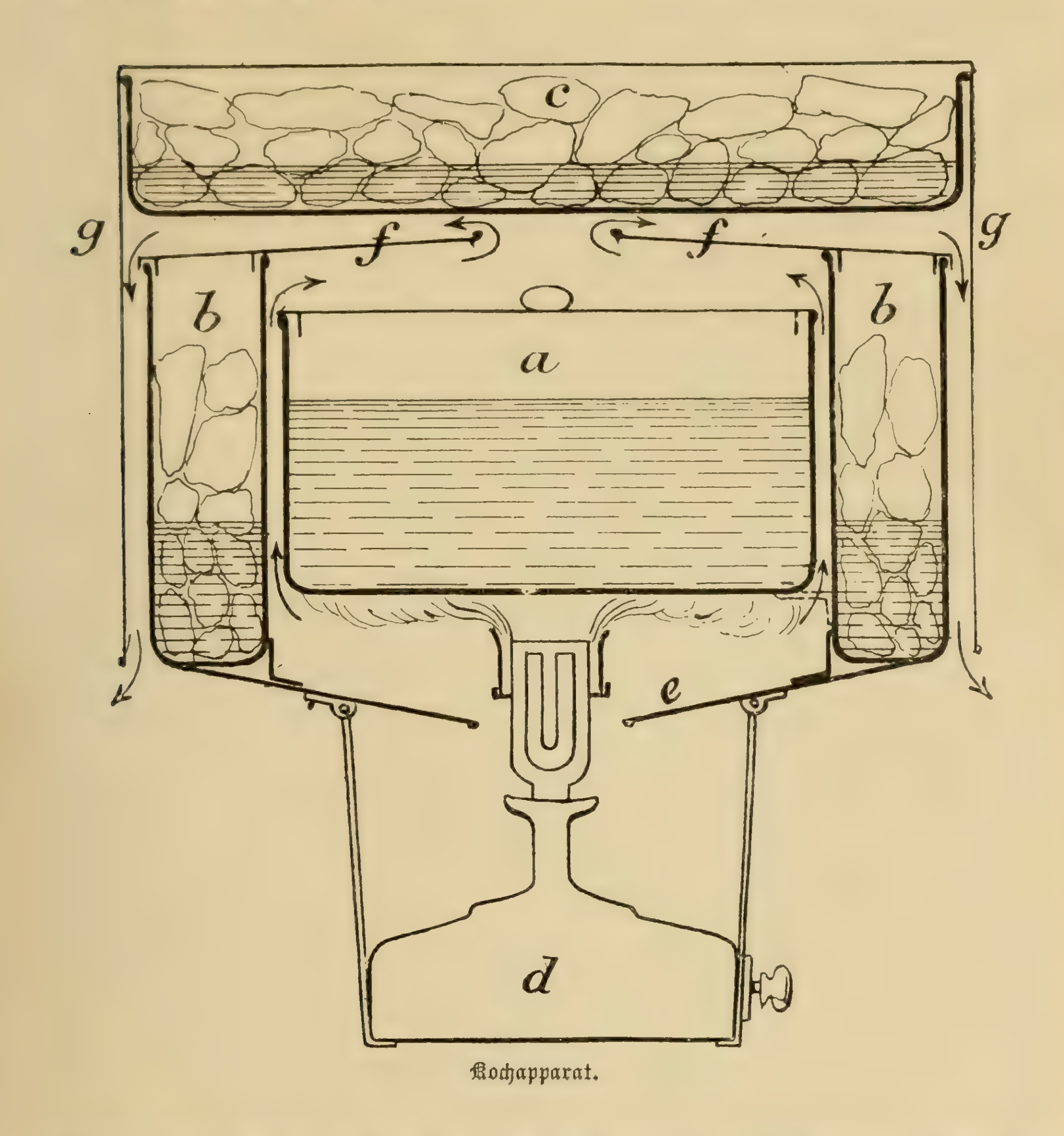
für vier Mann berechnet war und $3^1/_4$ Kilogramm wog. Der Boden bietet einen gewissen Vortheil, da das Zelt dadurch fester wird und leicht aufzuschlagen ist, während zugleich auch der Wind weniger leicht durchdringt. Das ganze Zelt, Seitenwände und Boden, ist zu einem Stück zusammengenäht, in welchem als einzige Oeffnung nur ein kleiner Schlitz zum Hindurchkriechen ist. Es hat jedoch den einen Nachtheil, daß es fast unmöglich ist, mit sich selbst nicht auch ein gewisses Quantum Schnee an den Füßen hineinzubringen. Dieser schmilzt in der Nacht infolge der Wärme des auf ihm ruhenden Körpers, der Zeltboden saugt die Feuchtigkeit auf und verursacht dadurch, daß das Zelt stets beträchtlich schwerer ist als das von mir angegebene Gewicht.

Ich gab infolgedessen den Gedanken an ein Zelt dieser Art auf und nahm ein anderes mit von ungefähr denselben Abmessungen, aber ohne Boden, und ebenfalls aus Rohseide wie das andere. Das Aufschlagen dieses Zeltes dauerte etwas länger, doch war der Unterschied nicht groß. Die Wände wurden durch Pflöcke niedergehalten, und wenn wir damit fertig waren, pflegten wir es rund herum sorgfältig mit Schnee zu verdämmen, um Wind und Zug abzuhalten. Dann kam das eigentliche Aufrichten des Zeltes, das in der Weise ausgeführt wurde, daß einer durch das Loch hineinkroch und es mit einem Ski-Stocke, der auch als Zeltträger diente, in die Höhe schob. Das Zelt wog, einschließlich 16 Pflöcke, nur 1,4 Kilogramm, hielt die ganze Reise bis zum Herbst 1895 aus und war uns stets ein lieber Zufluchtsort.

Der Kochapparat, den wir benutzten, hatte den Vortheil, daß er das Feuerungsmaterial aufs sparsamste ausnutzte. Wir konnten damit in sehr kurzer Zeit nicht nur Essen kochen, sondern gleichzeitig auch reichliche Mengen Trinkwasser schmelzen, sodaß wir morgens und abends so viel wie wir mochten davon trinken konnten.

Der Apparat bestand aus einem Kochgefäß und zwei Gefäßen zum Schmelzen des Schnees und war in folgender Weise eingerichtet.

Im Innern eines Ringgefäßes (b) befand sich der Kessel (a), unter welchem die Lampe (d) brannte, sodaß die ganze sich beim Gebrauch entwickelnde Hitze in den Raum (e) zwischen dem Kessel und dem Ringgefäß gedrängt wurde. Darüber war ein dicht schließender



Kochapparat.

Deckel (f) mit einem Loch in der Mitte, durch welches die heiße Luft passiren mußte, ehe sie weiterzog und den Boden eines darüber befestigten flachen Schneeschmelzers (c) erreichte. Nachdem die Luft hier einen Theil ihrer Hitze abgegeben hatte, wurde sie durch einen das Ganze umgebenden Mantel (g) an der Außenseite des Ringgefäßes

wieder nach unten geleitet, wo sie die noch übrige Wärme an die Außenseite des letztern abgab, sodaß sie schließlich fast völlig abgekühlt am untern Rande der äußern Hülle entwich.

Zum Heizen wurde ein unter dem Namen „Primus" bekannter schwedischer Petroleumgasapparat verwendet, in welchem das Petroleum vor dem Verbrennen in Gas verwandelt wird. Auf diese Weise wird eine ungewöhnlich vollständige Verbrennung herbeigeführt. Professor Torup hat durch zahlreiche Versuche in seinem Laboratorium nachgewiesen, daß der Kocher unter gewöhnlichen Umständen 90—93 Procent der Hitze erzielt, die das verbrauchte Petroleum bei der Verbrennung theoretisch entwickeln sollte. Ein befriedigenderes Resultat ist meiner Ansicht nach schwer zu erzielen. Die Gefäße in unserm Kocher bestanden aus Neusilber, während der Deckel, sowie der äußere Mantel u. s. w. aus Aluminium angefertigt waren. Mit zwei Blechbechern, zwei Blechlöffeln und einem Blechschöpflöffel wog der Apparat 4 Kilogramm, während die „Primus"-Lampe ein Gewicht von 800 Gramm hatte. Füllte man das Ringgefäß und das obere flache Gefäß mit Eis, so wurde, während das Fleisch im Kochgefäß gesotten wurde, soviel Wasser erzeugt, daß wir mehr hatten, als für unsern Durst nöthig war.

Was das Feuerungsmaterial betrifft, so fiel meine Wahl auf Petroleum (Marke „Schneeflocke"). Spiritus, der früher auf arktischen Expeditionen verwendet worden ist, hat verschiedene Vortheile, vor allem brennt er besonders leicht; ein entschiedener Nachtheil desselben ist jedoch, daß er im Verhältniß zu seinem Gewicht keineswegs so viel Hitze entwickelt wie Petroleum, wenn dasselbe vollständig verbrennt, wie es bei der von uns benutzten Lampe der Fall ist. Da ich befürchtete, daß das Petroleum gefrieren könnte, dachte ich daran, Gasöl zu verwenden, doch gab ich den Gedanken wieder auf, weil es sich sehr schnell verflüchtigt, sodaß es schwer aufzubewahren ist, und außerdem leicht explodirt. Mit unserm „Schneeflocken"-Petroleum hatten wir in Bezug auf die Kälte keine Schwierig-

keiten; wir nahmen 20 Liter davon mit, mit denen wir 120 Tage auskamen und die uns in den Stand setzten, uns zweimal am Tage eine warme Mahlzeit zu kochen und Eis im Ueberfluß zu schmelzen.

Von Schneeschuhen hatten wir verschiedene Paare mit, weil wir darauf vorbereitet sein mußten, daß dieselben auf dem unebenen Treibeis brechen könnten und sich außerdem zur Sommerszeit, wenn der Schnee naß und körnig wurde, stark abnutzen würden. Die unserigen waren besonders zäh und liefen sehr leicht; sie waren zum größten Theil aus Ahornholz wie die Schlitten, sowie aus Birken- und Hickoryholz angefertigt, und waren sämmtlich mit einer Mischung von Theer, Stearin und Talg tüchtig getränkt.

Da wir darauf rechneten, bis zu einem gewissen Grade von dem leben zu müssen, was wir selbst schießen konnten, mußten wir nothwendigerweise auch Feuerwaffen mitnehmen. Das beste Gewehr auf solchen Reisen ist natürlich die gezogene Büchse. Aber da wir aller Wahrscheinlichkeit nach auch große Schneeflächen zu durchqueren haben würden, wo wenig großes Wild zu vermuthen war, und da es andererseits sehr wahrscheinlich war, daß Vögel über uns hinfliegen würden, so hielt ich auch Schrotflinten für uns nützlich. Wir entschieden uns daher in dieser Beziehung für dieselbe Ausrüstung, die ich in Grönland gehabt hatte, und nahmen zwei doppelläufige Flinten (Büchsflinten) mit, die einen Schrotlauf (Kaliber 20) und einen Kugellauf (Expreß, Kaliber 360) hatten. Unser Vorrath an Munition bestand aus ungefähr 180 Kugel- und 150 Schrotpatronen.

An Instrumenten zur Bestimmung unseres Standortes und zu Peilungen hatten wir einen kleinen leichten Theodoliten, der für unsere Zwecke besonders construirt war und mit dem Kasten, den ich als Stativ hatte einrichten lassen, nur 2 Kilogramm wog, ferner einen Taschensextanten und einen künstlichen Glashorizont, einen leichten Peilkompaß aus Aluminium und ein paar andere Kompasse. Zu den meteorologischen Beobachtungen hatten wir ein paar Aneroidbarometer, zwei Minimum-Weingeistthermometer und drei Quecksilber-Schleuder-

thermometer. Außerdem nahmen wir ein gutes Fernrohr aus Aluminium, sowie einen photographischen Apparat mit.

Der wichtigste, aber vielleicht auch der schwierigste Punkt bei der Ausrüstung einer Schlittenexpedition ist eine durchaus gute und ausreichende Verproviantirung. Schon in der Einleitung dieses Werkes habe ich hervorgehoben, daß der erste und wichtigste Zweck ist, gegen Skorbut und andere Krankheiten sich durch die Auswahl der Lebensmittel zu schützen, die durch sorgfältige Zubereitung und Sterilisirung gegen Verderben gesichert sein müssen. Auf einer Schlittenexpedition wie diese, wo man so große Rücksicht auf das Gewicht der Ausrüstung nehmen muß, ist es kaum möglich, Proviant irgendwelcher Art mitzunehmen, dessen Gewicht nicht durch sorgfältiges und vollkommenes Trocknen soviel wie möglich verringert worden ist. Da aber Fleisch und Fisch in getrocknetem Zustande nicht so leicht verdaulich sind, so ist es nicht unwichtig, sie in pulverisirter Form mitzunehmen; die getrocknete Masse wird dabei so fein zertheilt, daß sie mit Leichtigkeit verdaut und vom Organismus aufgenommen wird. Wir nahmen daher nur Fleisch und Fisch mit, welche so zubereitet waren. Ersteres war Muskelfleisch vom Ochsen und von allem Fett, Knorpeln u. s. w. befreit; dann wurde es in vollständig frischem Zustande so rasch wie möglich getrocknet, darauf gemahlen und in demselben Verhältniß wie der gewöhnliche Pemmikan mit Nierenfett vermischt. Dieses Nahrungsmittel, das schon seit langer Zeit auf Schlittenexpeditionen zur Verwendung gelangt ist, hat sich mit vollem Recht einen großen Ruf erworben; wenn es gut zubereitet ist, wie es das unserige war, ist es unleugbar eine nahrhafte, leicht verdauliche Speise.* Man darf sich jedoch nicht darauf

* Ich hatte auch ein großes Quantum Pemmikan vorbereitet, der zu gleichen Theilen aus Fleischpulver und vegetabilischem Fett (von der Cocosnuß) bestand, jedoch erwies sich derselbe als eine ziemlich unglückliche Erfindung. Selbst die Hunde wollten ihn nicht fressen, nachdem sie es ein- oder zweimal probirt hatten. Vielleicht erklärt sich dies durch die Thatsache, daß Pflanzenfett schwer

verlassen, daß es stets harmlos ist, da es der Gesundheit auch nachtheilig sein kann, wenn es leichtfertig zubereitet, d. h. langsam oder unvollständig getrocknet ist.

Ein weiterer Proviantartikel, auf den wir großen Werth legten, war Vaage's Fischmehl. Dasselbe ist gut zubereitet und hält sich ausgezeichnet; in Wasser gekocht und mit Butter und Mehl oder getrockneten Kartoffeln vermischt, gibt es ein sehr wohlschmeckendes Gericht. Ein fernerer Punkt, auf den man achten sollte, ist, daß die Lebensmittel genossen werden können, ohne erst gekocht zu werden. Das Feuerungsmaterial bildet zwar einen Theil der Ausrüstung, allein wenn es aus dem einen oder andern Grunde verloren gehen oder verbraucht sein sollte, so würde man sich thatsächlich in einer schlimmen Lage befinden, wenn man für solchen Fall nicht durch die Mitnahme von Proviant, der ungekocht genossen werden kann, Vorsorge getroffen hätte. Um Feuerung zu sparen, ist es auch von Wichtigkeit, daß das Essen nicht gekocht, sondern nur erwärmt zu werden braucht. Das Mehl, welches wir mitnahmen, war daher gedämpft und konnte im Nothfalle so, wie es war, und ohne weitere Vorbereitung gegessen werden; nur zum Kochen gebracht, gab es eine gute warme Speise. Wir hatten auch getrocknete gekochte Kartoffeln, Erbsensuppe, Chocolade, „Bril"-Speise u. s. w. Unser Brot bestand zum Theil aus sorgfältig getrocknetem Weizenhartbrot, zum Theil aus Aleuronat-Brot, welches ich aus Weizenmehl, vermischt mit etwa 30 Procent Aleuronat (vegetabilisches Eiweiß), hatte herstellen lassen.

Wir nahmen ferner ein beträchtliches Quantum (39 Kilo) Butter mit, die ich an Bord gehörig hatte durchkneten lassen, um alles überflüssige Wasser daraus zu entfernen. Auf diese Weise sparten wir nicht nur ein beträchtliches Gewicht, sondern die Butter wurde auch

---

verdaulich ist und Säuren enthält, welche die Schleimhäute des Magens und Schlundes reizen.

in der Kälte nicht so hart. Im ganzen muß ich sagen, daß unsere Proviant-Ausrüstung eine große Abwechselung in der Nahrung erlaubte und daß wir nie dem ewigen Einerlei der Speisen unterworfen waren, über welches frühere Schlittenexpeditionen so viel geklagt haben. Uebrigens hatten wir andauernd einen wahren Wolfshunger, und unsere Mahlzeiten konnten uns unmöglich besser schmecken.

Unsere Apotheke bestand aus einem kleinen Sacke, der natürlich nur das Allernothwendigste enthielt: einige Schienen und Binden, Gipsbandagen für etwaige Bein- und Armbrüche, abführende Pillen und Opiumtinctur für Störungen des Magens, an denen wir aber nie litten, Chloroform für den Fall einer Amputation, z. B. infolge von Erfrieren, ein paar kleine Gläser Cocainlösung für Schneeblindheit (ebenfalls nicht benutzt), Tropfen für Zahnschmerzen, Karbolsäure, Jodoformgaze, ein paar gebogene Nadeln und etwas Seide zum Zunähen von Wunden, ein Skalpell, zwei Arterienpincetten (gleichfalls für Amputationen) und einige andere Gegenstände. Glücklicherweise bedurften wir unserer Apotheke nicht, abgesehen davon, daß die Binden und Bandagen uns im Winter 1895 auf 1896 als Dochte für die Thranlampen sehr gelegen kamen. Noch besser eignet sich für diesen Zweck aber Nicolaysen's Pflaster, von dem wir einen Vorrath für etwaige Schlüsselbeinbrüche mitgenommen hatten. Wir schabten die Schichte Wachs sorgfältig ab und fanden, das dies sich beim Kalfatern unserer lecken Kajaks ausgezeichnet verwenden ließ.

Liste der Ausrüstungsgegenstände.

Schlitten Nr. 1 (mit Nansen's Kajak).

	Kilogramm
Kajak	18,7
Pumpe (zum Auspumpen der etwa leck werdenden Kajaks)	0,5
Segel	0,7
Axt und geologischer Hammer	0,6
Gewehr nebst Futteral	3,3

	Kilogramm
Zwei kleine Holzstangen, zum Kochapparat gehörend . . .	0,4
Theodolit mit Kasten	2,2
Drei Reserve-Querstücke für die Schlitten	0,9
Einige Stücke Holz	0,3
Leine für die Harpune	0,24
Pelzgamaschen	0,55
Fünf Knäuel Schnur	1,17
Kochapparat, 2 Becher, Schöpflöffel, 2 Eßlöffel	4,0
Petroleumlampe (Primus)	0,8
Feldflasche	0,17
Sack mit verschiedenen Kleidungsstücken	4,0
Wollene Decke	2,0
Wollene Jacke	1,15
Finnenschuh, mit Gras gefüllt	1,4
Kragen, über die Oeffnung im Kajak passend	0,2
Ein Paar „Komager" (Lappenschuhe)	0,95
Zwei Paar Kajak-Handschuhe, sowie Harpune und Leine .	0,6
Wasserdichter Mantel aus Seehundsfell für das Kajak . .	1,4
Sack mit Werkzeug	1,2
Sack mit Näh-Utensilien, Segelhandschuhen, Segelnadeln und diversen Artikeln	1,2
Drei norwegische Flaggen	0,1
Apotheke	2,25
Photographischer Apparat	2,1
Eine Kassette und eine Blechbüchse mit Films	1,75
Ein Holzbecher	0,08
Ein Tau zum Befestigen des Kajaks auf dem Schlitten. .	0,9
Säcke aus Renthierfell zur Verhütung des Scheuerns der Kajaks	1,8
Hölzerne Schneeschaufel	1,0
Ski-Stock mit einer Scheibe am untern Ende	0,7

	Kilogramm
Ein Bambusstock	0,45
Zwei Eschenstöcke	1,2
7 Reserve-Geschirre für die Hunde und 2 Reserve-Zugtaue	1,2
Eine Rolle Tauwerk	0,18
4 Bambusstangen zu Masten und zum Steuern der Schlitten	4,0
Ein Beutel Brot	2,7
„ „ Molkenpulver	1,5
„ „ Zucker	1,0
„ „ Aleuronat-Mehl	0,8
„ „ Citronensaft-Tafeln	0,73
„ „ Gemüse-Tafeln	1,1
„ „ Frame-Food-Stamina-Tafeln	1,1
Als Bootslager auf dem Schlitten waren befestigt:	
Drei Säcke Pemmikan, zusammen	108,2
Ein Sack Leberpastete (Teig)	42,7
Gewicht des Schlittens	19,7
Gesammtgewicht Kilogramm	245,87

Schlitten Nr. 2, auf welchem in verschiedenen Säcken Folgendes verladen war:

Aleuronat-Mehl	6,8
Weizenmehl	7,0
Molkenpulver	7,7
Maismehl	4,0
Zucker	3,2
„Bril“-Speise	14,2
Australischer Pemmikan	5,9
Chocolade	5,8
Hafermehl	5,0
Getrocknete Preißelbeeren	0,4

	Kilogramm
Zwei Säcke Weizenbrot	31,5
Ein Sack Aleuronat-Brot	21,2
„Extra-Speise", eine Mischung von Erbsenmehl, Fleischpulver, Fett u. s. w.	29,0
Butter	39,0
Fischmehl von Vaage	15,5
Getrocknete Kartoffeln	6,9
Ein Schlafsack aus Renthierfell	9,0
Zwei Stahldrahtleinen mit Riemen für 28 Hunde	5,0
Ein Paar Schneeschuhe aus Hickoryholz	5,0
Gewicht des Schlittens	19,7
Gesammtgewicht Kilogramm	241,8

Schlitten Nr. 3 (mit Johansen's Kajak).

Kajak	18,8
Zwei Stücke Renthierfell zur Verhütung des Scheuerns	0,8
Vorrath von Hundeschuhen	0,55
Ein Eskimo-Jagdschlitten mit Segel (für eine etwaige Seehundjagd auf dem Eise)	0,73
Zwei Schlittensegel	1,2
Pumpe	0,4
Ruderblätter (aus Spanischrohr-Reifen, über die Segeltuch gespannt ist, an die Ski-Stöcke zu binden)	0,5
Büchse	3,26
Feldflasche	0,17
Netz (zum Fang der Crustaceen)	0,15
Ein Paar „Komager"	0,9
Wasserdichter Ueberzug aus Seehundsfell für das Kajak	1,0
Pelzgamaschen	0,21
Zwei Reservestücke Holz	0,28
Zwei Kannen mit Petroleum (ca. 20 Liter)	18,2

	Kilogramm
Mehrere Reserveschnüre für die Schneeschuhe	0,43
Laterne für das Wechseln der photographischen Platten u. s. w.	0,49
Künstlicher Glashorizont	0,29
Sack mit Schnüren und nautischem Jahrbuch	0,13
Taschensextant	0,39
Zwei Packete Zündhölzer	0,39
Eine Reserveplatte Neusilber (zur Erneuerung des Beschlages der Schlittenkufen)	0,21
Pech	0,1
Zwei Minimum-Thermometer in Etui	0,21
Drei Quecksilber-Thermometer in Etui	0,14
Ein Kompaß	0,25
Ein Aluminium-Kompaß	0,24
„ „ Fernrohr	0,7
Sennegras für die Finnenschuhe	0,2
Sack mit Patronen	11,85
Ledertasche mit Reservetheilen für die Flinten, mit Theilen des Schlosses, Reservehähnen, Kugeln, Pulver u. s. w.	1,4
Ledertasche mit einer Glasflasche, einem Löffel und fünf Bleistiften	0,3
Sack mit Navigationstabellen, nautischem Jahrbuch, Karten u. s. w.	1,1
Blechkasten mit Tagebüchern, Briefen, Photographien, Beobachtungsjournalen u. s. w.	1,65
Kragen, über die Oeffnung im Kajak passend	0,23
Ein Sack Fleisch-Chocolade	8,0
„ „ Suppe	3,0
„ „ Cacao	3,35
„ „ Fischmehl	1,70
„ „ Weizenmehl	0,90
„ „ Chocolade	2,0

	Kilogramm
Ein Sack Hafermehl	2,0
„ „ Bril-Speise	2,0

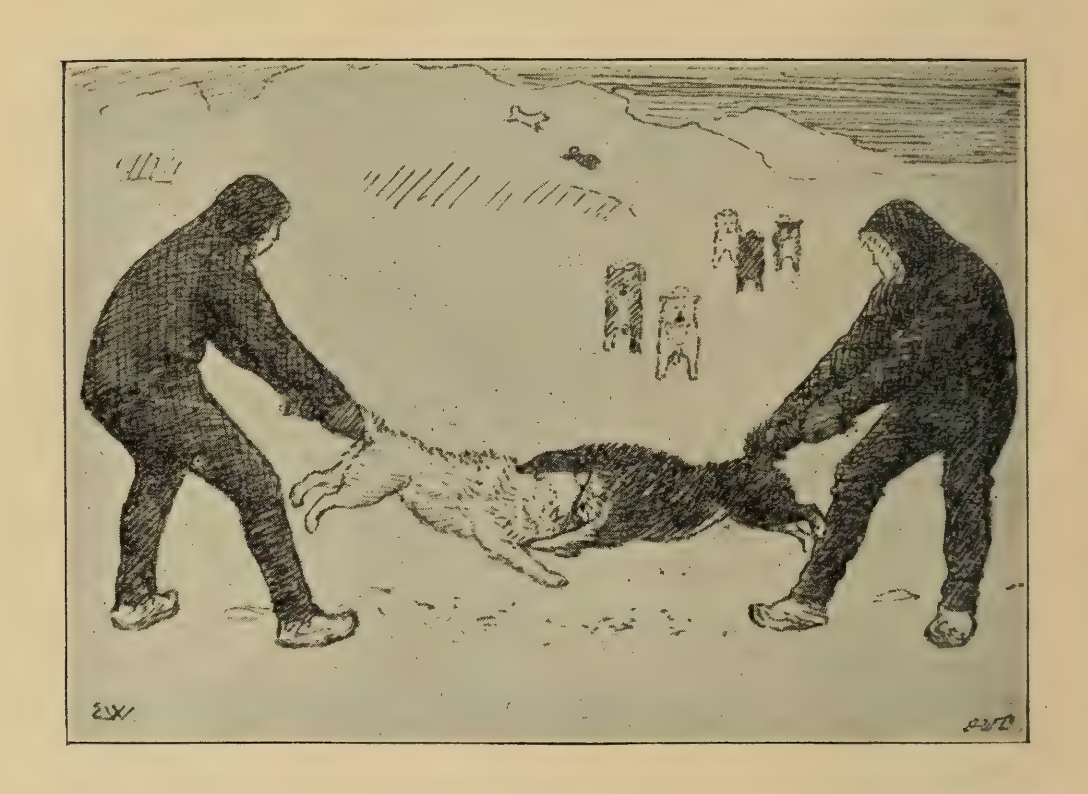
Als Bootslager waren auf dem Schlitten befestigt:

Ein Sack Hafermehl	13,2
„ „ Pemmikan	52,3
„ „ Leber-Pastete	50,8
Gewicht des Schlittens	19,7
Gesammtgewicht Kilogramm	226,8

Von Interesse dürfte auch die nachstehende Liste unserer Hunde und ihrer Gewichte sein:

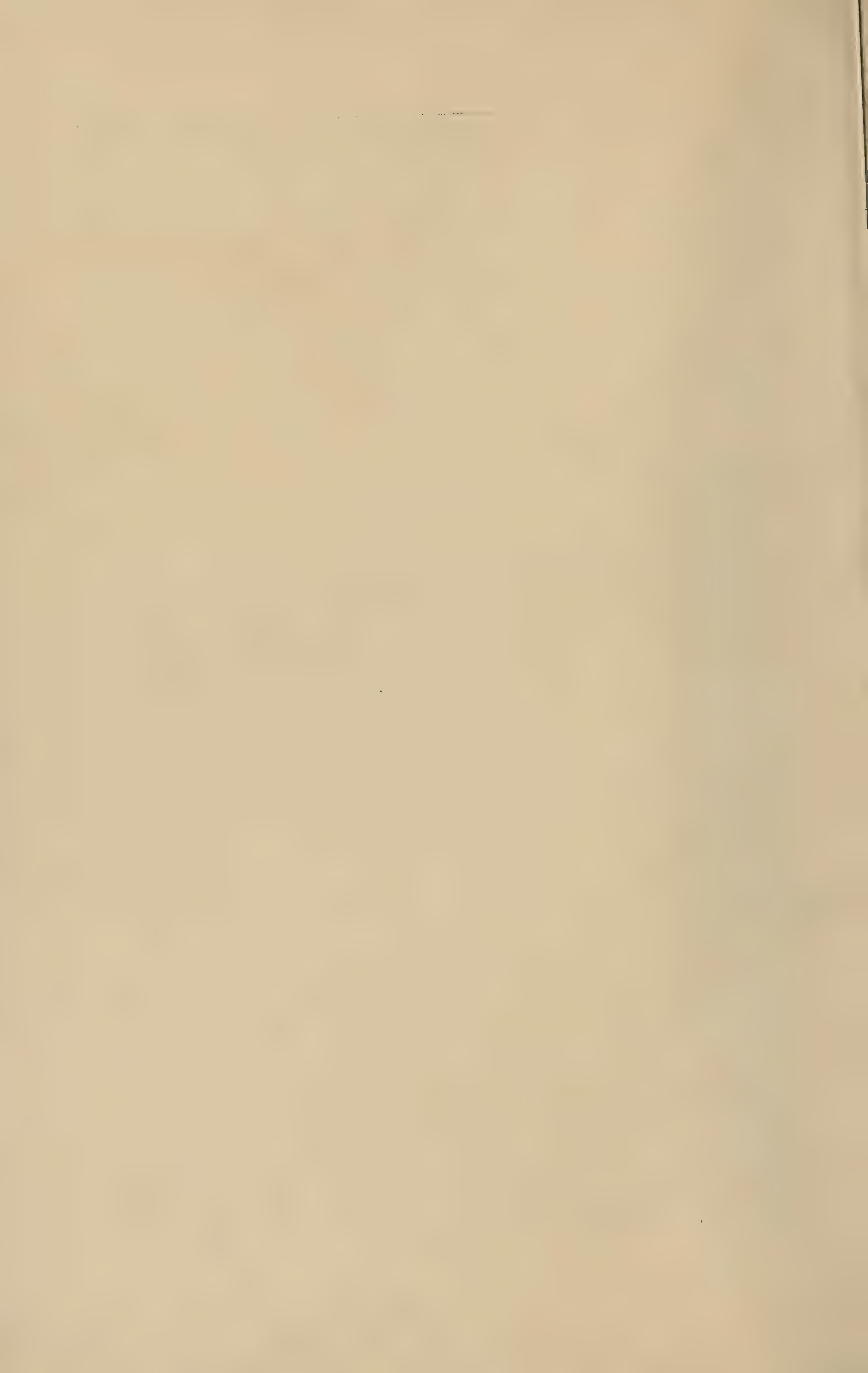
	Kilogramm
Kvik	35,7
Freia	22,7
Barbara	22,5
Suggen	28,0
Flint	27,5
Barrabas	28,0
Gulen	27,5
Haren	27,5
Barnet	17,7
Sultan	31,0
Klapperslangen	27,0
Bløk	26,8
Bjelki	17,3
Sjöliget	18,0
Katta	20,7
Narrifas	21,0
Livjägeren	17,5
Potifar	26,0
Storräven	31,8
Isbjörn	28,0

	Kilogramm
Lilleräven	26,7
Kvindfolket	26,0
Perpetuum	28,6
Baro	27,5
Russen	26,5
Kaiphas	31,5
Ulenka	26,0
Pan	29,5





Nansen und Johansen verlassen die „Fram“ (14. März 1895).



Zweites Kapitel.

Abschied von der „Fram".

Am 14. März endlich verließen wir um Mittag unter donnerndem Salut die „Fram", nachdem wir zum dritten male Lebewohl gesagt und gegenseitig die herzlichsten Glückwünsche ausgetauscht hatten. Einige der an Bord Bleibenden gingen noch eine kleine Strecke mit, doch kehrte Sverdrup bald wieder um, weil er zum Mittagessen um 1 Uhr an Bord sein wollte. Auf dem Gipfel eines Eishügels sagten wir beide uns Lebewohl; die „Fram" lag hinter uns, und ich erinnere mich noch, daß ich eine Zeit lang stehen blieb und Sverdrup nachblickte, der auf seinen Schneeschuhen gemächlich heimwärts zog. Beinahe hätte ich gewünscht, mit ihm umzukehren, um wieder im gemüthlichen, warmen Salon ausruhen zu können. Ich wußte nur zu gut, daß eine lange Zeit vergehen würde, bis wir wieder unter einem behaglichen Dache schlafen und speisen würden. Daß aber die Zeit so lange dauern sollte, wie sie in Wirklichkeit dauerte, hat damals keiner von uns auch nur geahnt. Wir alle glaubten, daß die Expedition entweder glücken werde und wir dann noch in demselben Jahre heimkehren würden, oder daß sie — nicht glücken werde.

Eine kleine Weile, nachdem Sverdrup uns verlassen hatte, mußte auch Mogstad umkehren. Er hatte bis zum nächsten Tage bei uns zu bleiben beabsichtigt, aber seine schweren Beinkleider aus Wolfsfell waren, wie er sagte, beinahe voll von Schweiß, sodaß er an Bord zurückkehren müsse, um sie am Feuer zu trocknen. Scott-Hansen,

Hendriksen und Pettersen waren allein noch bei uns und arbeiteten sich schwitzend, jeder mit seiner Last auf dem Rücken, weiter. Es wurde ihnen sauer genug, auf dem flachen Eise Schritt mit uns zu halten, so schnell kamen wir vorwärts; als wir aber an die Eishügel gelangten, wurden die Schlitten so vollständig zum Stillstand gebracht, daß ihnen darüber hinweggeholfen werden mußte. An einer Stelle waren die Eisgrate so schlimm, daß wir die Schlitten eine weite Strecke tragen mußten. Nachdem es uns endlich mit vieler Mühe gelungen war, die Hindernisse zu überwinden, schüttelte Peder nachdenklich den Kopf und bemerkte zu Johansen, wir würden noch viel mehr von derselben Art antreffen und genug schwere Arbeit haben, ehe wir so viel von den Lasten aufgegessen hätten, daß die Schlitten leicht laufen würden. In diesem Augenblicke gelangten wir gerade an eine weite Strecke schlechten Eises, und Peder wurde um unsere Zukunft immer besorgter; gegen Abend besserten sich die Verhältnisse aber, sodaß wir rascher vorwärts kamen. Als wir um 6 Uhr halt machten, zeigte der Wegmesser 11 Kilometer, was für das erste Tagewerk nicht gerade schlecht war. Wir verbrachten einen fröhlichen Abend in unserm Zelte, das gerade groß genug war, um uns alle Fünf aufzunehmen. Pettersen, der müde geworden und dem es unterwegs sehr warm geworden war, zitterte und jammerte vor Kälte, während die Hunde angekoppelt und gefüttert wurden und wir das Zelt aufschlugen; er fand den Aufenthalt aber erheblich erträglicher, als er erst in seinen warmen Wolfskleidern im Innern des Zeltes saß und einen Topf dampfender Chocolade vor sich hatte; in der einen Hand ein Stück Butter, in der andern ein Stück Hartbrot haltend, rief er aus: „Nun geht es mir wie einem Prinzen!“ Später verarbeitete er längere Zeit den erhebenden Gedanken, daß er hier mitten im Polarmeere in einem Zelte sitze. Armer Bursche! Er hatte so sehr gebeten, daß wir ihn auf diese Expedition mitnehmen möchten; er wolle für uns kochen und sich allgemein nützlich machen, als Klempner wie als Schmied, und dann auch wäre es so gemüthlich, wenn wir

zu Dritt beisammen wären. Ich hatte ihm mein Bedauern ausgesprochen, daß ich nicht mehr als einen Gefährten mitnehmen könnte. Er war darob mehrere Tage mit melancholischer Miene umhergegangen; jetzt fand er Trost darin, daß er uns wenigstens einen Theil des Weges begleitet habe und sich jetzt als Wilder auf diesem großen öden Meer befinde, was, wie er sagte, nicht viele Leute von sich behaupten könnten.

Die Kameraden hatten keinen Schlafsack mitgenommen, weshalb sie sich aus Schnee eine behagliche kleine Hütte bauten, in die sie mit ihren Wolfsfellkleidern hineinkrochen und in der sie eine ziemlich gute Nacht verbrachten. Ich war am nächsten Morgen schon früh wach, fand aber, als ich aus dem Zelte kroch, daß vor mir schon jemand auf den Beinen gewesen war, und zwar Peder, der infolge der Kälte erwacht war und nun auf und ab spazierte, um die steif gewordenen Glieder wieder zu erwärmen. Er habe es jetzt versucht, meinte er; nie würde er es für möglich gehalten haben, im Schnee zu schlafen, doch sei es gar nicht so schlimm gewesen. Er wollte nicht recht zugeben, daß ihn gefroren hatte und daß das der Grund war, weshalb er so früh aufgestanden war. Wir nahmen zum letzten male gemeinsam ein gemüthliches Frühstück ein, dann wurden die Schlitten bereit gehalten und die Hunde angeschirrt; noch ein Händedruck den Kameraden und, ohne daß viel Worte gesprochen worden wären, ging es hinaus in die Einsamkeit.

Peder schüttelte traurig den Kopf, als wir uns in Bewegung setzten; in geringer Entfernung drehte ich mich um und sah ihn oben auf einem Eishügel stehen. Er blickte uns noch immer nach; seine Gedanken waren gewiß trüb; vermuthlich dachte er, er habe zum letzten male mit uns gesprochen.

Wir fanden große Strecken flachen Eises und kamen daher rasch vorwärts, immer weiter fort von unseren Gefährten, ins Unbekannte hinein, wo wir beide und die Hunde Monate lang verlassen umherwandern sollten. Die Takelung der „Fram“ war längst hinter dem

Rande des Eises verschwunden. Oft kamen wir an aufgethürmte Ketten und unebenes Eis, wo wir den Schlitten weiterhelfen und sie zuweilen sogar tragen mußten. Manchmal geschah es auch, daß sie vollständig umstürzten, sodaß wir sie nur durch angestrengtes Heben wieder aufrichten konnten. Etwas erschöpft von dieser schweren Arbeit machten wir um 6 Uhr abends halt, nachdem wir im Laufe des Tages ungefähr 9 Kilometer zurückgelegt hatten.

Das waren nicht gerade die Märsche, auf die ich gerechnet hatte; allein wir hofften, daß die Schlitten allmählich leichter werden und wir besseres Eis zum Fahren finden würden. Letzteres schien anfänglich auch wirklich der Fall zu sein.

Am Sonntag, 17. März, bemerkte ich in meinem Tagebuche:

„Das Eis scheint immer ebener zu werden, je weiter wir nach Norden gelangen; wir kamen gestern jedoch an eine Rinne, die uns zu einem weiten Umweg* zwang. Um 5½ Uhr nachmittags hatten wir ungefähr 9 Kilometer gemacht. Da wir gerade einen guten Lagerplatz erreicht hatten und die Hunde müde waren, so machten wir halt. Niedrigste Temperatur in der Nacht — 42,8° C."

Das Eis wurde während der folgenden Tage fortwährend ebener, sodaß wir an einem Tage oft bis zu 15 Kilometer und mehr zurücklegen konnten. Hin und wieder pflegte ein Unfall vorzukommen, der uns aufhielt; so riß uns z. B. eines Tages eine emporragende scharfe Eisspitze ein Loch in einen Sack mit Fischmehl, sodaß der ganze kostbare Inhalt auslief und wir länger als eine Stunde brauchten, um alles wieder zu sammeln und den Schaden auszubessern. Dann zerbrach der Wegmesser, der sich zwischen unebenem Eise eingeklemmt

---

* Aus mehreren Gründen war es nicht rathsam, die Rinnen mit den Kajaks zu kreuzen, solange die Temperatur so niedrig war. Abgesehen davon, daß das Wasser in den Oeffnungen fast immer mit einer mehr oder weniger dicken Eisschicht bedeckt war, würden die Kajaks viel schwerer geworden sein, weil dieselben sich als nicht absolut wasserdicht erwiesen und das eingedrungene Wasser sofort gefroren wäre. Damals hatten wir auch kein Mittel, dieses Eis zu entfernen.

hatte, und wir hatten mehrere Stunden nöthig, um ihn durch Festbinden wieder zu repariren. Dann aber ging es nach Norden weiter, oft über große, weite Eisflächen, die aussahen, als ob sie sich direct bis zum Pol ausdehnen müßten. Manchmal passirten wir auch Stellen, wo das Eis „ungewöhnlich schwierig war infolge hoher Hügel, sodaß es wie hügeliges schneebedecktes Land aussah“. Es war dies unzweifelhaft sehr altes Eis, welches, auf dem Wege vom Sibirischen Eismeer nach der Ostküste von Grönland begriffen, schon mehrere Jahre im Polarmeere umhergetrieben war und, Jahr für Jahr schweren Pressungen ausgesetzt, hohe Haufen und Hügel gebildet hatte. Diese waren, wie sie sich bildeten, Sommer für Sommer durch die Sonnenstrahlen abgeschmolzen und im Winter wieder mit tiefen Schneemassen bedeckt worden, sodaß sie jetzt Formen angenommen hatten, welche mehr Eisbergen ähnelten als aufgestautem Meereis.

Mittwoch, 20. März, sagt mein Tagebuch:

„Wieder schönes Wetter zum Reisen mit prächtigen Sonnenuntergängen, aber etwas kalt, namentlich nachts in den Schlafsäcken. (Wir hatten —41° und —42° C.) Das Eis scheint immer ebener zu werden, je weiter wir vordringen; an manchen Stellen ist es, als ob wir auf Inlandeis wären. Wenn das so anhält, wird das Ganze wie ein Tanz gehen.“

An diesem Tage verloren wir unsern Wegmesser, und da wir dies erst einige Zeit nachher entdeckten und ich nicht wußte, wie weit wir vielleicht zurückgehen müßten, hielt ich es nicht der Mühe werth, wieder umzukehren und ihn zu suchen. Dieser Verlust hatte jedoch zur Folge, daß wir fortan die im Laufe des Tages zurückgelegte Entfernung nur schätzen konnten. Am selben Tage hatten wir noch einen Unfall, der darin bestand, daß einer der Hunde — es war „Livjägeren“ — so krank geworden war, daß er nicht mehr ziehen konnte und wir ihn frei laufen lassen mußten. Erst spät am Tage entdeckten wir, daß er nicht bei uns war; er war, als wir morgens aufbrachen,

auf dem Lagerplatz zurückgeblieben, und ich mußte auf Schneeschuhen zu ihm zurück, wodurch wir einen langen Aufenthalt hatten.

Donnerstag, 21. März. Morgens 9 Uhr — 42° C. (Minimum in der Nacht — 44° C.). Klar, wie es bisher alle Tage war; wunderschönes, glänzendes Wetter, herrlich zum Marsche, aber nachts etwas kalt; das Quecksilber wie gewöhnlich gefroren. Bei solcher Temperatur im Innern des Zeltes die Finnenschuhe zu flicken, während einem die Nase langsam erfriert, ist keineswegs ein Vergnügen.

Freitag, 22. März. Herrliches Wetter, um weiterzukommen; es geht immer besser. Weite Flächen, hin und wieder mit einem durch Pressungen aufgeworfenen Eishügel dabei, aber überall passirbar. Blieben gestern von $11\frac{1}{2}$ Uhr vormittags bis $8\frac{1}{2}$ Uhr abends im Gang und machten hoffentlich unsere 22 Kilometer. Wir müssen auf 85° Breite sein.

Das einzige Unangenehme dabei ist jetzt die Kälte. Unsere Kleidung wird am Tage mehr und mehr zu einem Eispanzer und nachts zu nassen Bandagen, ebenso die wollenen Decken. Der Schlafsack wird von der Feuchtigkeit, welche am Haar im Innern gefriert, immer schwerer. Jeden Tag dasselbe klare, beständige Wetter. Wir sehnen uns jetzt nach einer Veränderung; einige Wolken und etwas mildere Temperatur würden uns höchst willkommen sein. Die Temperatur in der Nacht war — 42,7° C. Nach einer Beobachtung, die ich im Laufe des Vormittags anstellte, ergab sich unsere Breite für diesen Tag als 85° 9′ Nord.

Sonnabend, 23. März. Infolge der Beobachtung, des Festbindens der Lasten auf den Schlitten, des Flickens der Säcke und ähnlicher Beschäftigungen, die bei solch niedriger Temperatur nicht gerade Spaß machen, gelang es uns gestern nicht, vor 3 Uhr nachmittags den Marsch fortzusetzen. Wir hielten aus bis 9 Uhr abends, worauf wir in dem schlimmsten Eis, welches wir in letzter Zeit gehabt haben, halt machten. Unser Tagemarsch hatte uns aber über mehrere große Eisflächen geführt, sodaß ich glaube, daß wir trotzdem

ungefähr 15 Kilometer gemacht haben. Wir haben gleichbleibenden, hellen Sonnenschein, jedoch nahm der Nordostwind, den wir in den letzten Tagen gehabt haben, gestern Nachmittag noch zu und machte es uns ziemlich sauer.

Gestern Abend kamen wir über einen zugefrorenen ausgedehnten Tümpel, der fast wie ein großer See aussah. Es konnte noch nicht lange her sein, seitdem derselbe sich gebildet hatte, da das Eis noch ganz dünn war. Es ist wunderbar, daß zu dieser Jahreszeit solche Tümpel entstehen können.

Von hier ab war es mit dem flachen Eise, auf dem das Marschiren Freude gemacht hatte, zu Ende, und wir hatten oft mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen.

Am Sonntag, 24. März, schrieb ich:

„Eis nicht so gut. Gestern hatten wir einen schweren Tag, doch kamen wir wol etwas vorwärts; ich fürchte aber, nicht mehr als 15 Kilometer. Das fortwährende Heben der schwerbeladenen Schlitten ist gerade geeignet, dem armen Rücken seine gute Laune zu nehmen; vielleicht kommen aber wieder bessere Zeiten. Die Kälte ist auch fühlbar, immer dieselbe, doch wurde sie gestern noch erhöht durch die Mitwirkung des starken Windes aus Nordost. Wir machten abends um 8½ Uhr halt. Man merkt deutlich, wie die Tage länger werden und wie viel später die Sonne untergeht; in ein paar Tagen werden wir die Mitternachtssonne haben.

„Gestern Abend tödteten wir Livjägeren; es war ein schweres Stück Arbeit, ihn abzuhäuten.“

„Er war der erste Hund, der getödtet werden mußte; später kamen noch mehrere an die Reihe. Es war die unangenehmste Aufgabe, die wir auf der Reise gehabt haben, besonders zu Anfang, während es so kalt war. Als der erste Hund in Stücke zerschnitten und an die übrigen vertheilt worden war, zogen viele von ihnen vor, die ganze Nacht zu hungern, anstatt das Fleisch anzurühren. Im Laufe der Zeit aber, als sie erschöpfter waren, lernten sie Hunde-

fleisch zu würdigen, obwol wir später nicht einmal mehr so rücksichtsvoll waren, das geschlachtete Thier abzuhäuten, sondern es ihnen mit Haut und Haar vorsetzten.

Am nächsten Tage war das Eis gelegentlich etwas besser, in der Regel war es aber schlecht, und wir ermüdeten immer mehr von der nie endenden Anstrengung, wenn wir den Hunden helfen und die Schlitten jedesmal, wenn sie umgefallen waren, wieder aufrichten und sie über Hügel und sonstige Unebenheiten des Terrains ziehen oder geradezu hinwegheben mußten. Manchmal waren wir abends so schläfrig, daß uns die Augen zufielen und wir im Weitergehen einschliefen. Der Kopf sank mir herab, ich schlief, doch plötzlich wachte ich auf, wenn ich auf den Schneeschuhen vornüber stolperte. Sobald wir einen Lagerplatz hinter einem Hügel oder einer Eiskette gefunden hatten, wo wir etwas Schutz vor dem Winde fanden, pflegten wir halt zu machen. Während Johansen für die Hunde sorgte, fiel es mir gewöhnlich zu, das Zelt aufzurichten, den Kochapparat mit Eis zu füllen, den Brenner anzuzünden und so rasch wie möglich das Abendessen fertig zu machen. Dasselbe bestand in der Regel den einen Tag aus Labskaus von Pemmikan und getrockneten Kartoffeln, den andern aus „Fiskegratin", das aus Fischmehl, Weizenmehl und Butter bereitet wurde. Am dritten Tage gab es Erbsen-, Bohnen- oder Linsensuppe mit Brot und Pemmikan. Johansen zog Labskaus vor, während ich eine Schwäche für das Fiskegratin hatte; im Laufe der Zeit trat er aber meiner Auffassung bei, sodaß dann das Fiskegratin den Vorzug vor allem andern erhielt.

Sobald Johansen die Hunde versorgt hatte, wurden die verschiedenen Säcke mit den Eßwaaren für Frühstück und Abendessen, sowie auch unsere Säcke mit den nöthigen Privatgegenständen hereingebracht; dann wurde der Schlafsack ausgebreitet und die Zeltöffnung sorgfältig verschlossen, worauf wir in den Sack krochen, um unsere Kleider aufzuthauen. Es war das keine sehr angenehme Arbeit. Im Laufe des Tages hatten sich die Ausdünstungen des Körpers nach

und nach in der äußern Kleidung verdichtet, die nun eine Eismasse bildete und zu einem richtigen Eispanzer gefror. Er war so hart und steif, daß er, wenn wir ihn nur hätten ausziehen können, allein gestanden hätte; jedesmal, wenn wir uns bewegten, knisterte er hörbar. Die Kleider waren so steif, daß der Rockärmel während des Marsches in meine Handgelenke eine tiefe Wunde scheuerte; zu einer solchen Wunde am rechten Arme trat der Frost, worauf sie immer tiefer wurde und fast bis auf den Knochen fraß. Ich versuchte, sie mit Binden zu schützen, doch heilte sie erst im Spätsommer; die Narbe werde ich wahrscheinlich mein ganzes Leben behalten. Wenn wir abends in den Schlafsack gekrochen waren, begann die Kleidung langsam aufzuthauen, ein Proceß, bei dem ein beträchtliches Quantum Körperwärme verbraucht wurde. Wir drückten uns im Sack dicht aneinander und lagen dann eine oder anderthalb Stunden mit klappernden Zähnen, ehe wir im Körper etwas Wärme verspürten, deren wir so dringend bedurften. Endlich wurden unsere Kleider naß und schmiegsam, aber nur um morgens, wenige Minuten nachdem wir uns aus dem Sack erhoben hatten, wieder steif zu frieren. Davon, daß wir die Kleider auf der Reise trocken bekommen konnten, solange die Kälte anhielt, war keine Rede, da sich immer mehr Körperfeuchtigkeit darin sammelte.

Wie froren wir, wenn wir vom Frost geschüttelt im Sacke lagen und darauf warteten, daß das Abendessen fertig werden sollte! Ich, der ich der Koch war, mußte mich einigermaßen wachhalten, um auf das Kochen aufzupassen, was mir auch gelang. Endlich war das Abendessen fertig und ausgetheilt; es schmeckte immer köstlich. Das waren die schönsten Augenblicke unsers Daseins, auf die wir uns schon den ganzen Tag freuten. Allein manchmal waren wir so müde, daß uns die Augen zufielen und wir mit dem Löffel auf dem Wege zum Munde einschliefen. Die Hand fiel leblos zurück, und die im Löffel befindliche Speise flog auf den Sack. Nach dem Essen gestatteten wir uns in der Regel den Luxus eines Extra-Trunkes Wasser, so

heiß, wie wir es schlucken konnten, in welchem Molkenpulver aufgelöst war. Es schmeckte ähnlich wie gekochte Milch, und wir fanden es wunderbar belebend; es schien uns bis hinab in die Zehenspitzen zu wärmen. Dann pflegten wir wieder tief in den Sack hineinzukriechen, die Klappe über den Köpfen sorgfältig festzuschnallen, uns dicht aneinander zu drängen und bald den Schlaf des Gerechten zu schlafen. Aber selbst in den Träumen marschirten wir unaufhörlich weiter nach Norden, quälten uns mit den Schlitten ab und trieben die Hunde an; oft hörte ich Johansen im Schlafe „Pan", „Barrabas" oder „Klapperslangen" zurufen: „Willst du vorwärts, du Teufel, du! Prr, prr, ihr Höllenhunde! — Saß, saß! — Hol' euch der Teufel mitsammt den Schlitten!", bis ich wieder einschlief.

Es schien uns beiden im Schlafsack recht angenehm, sobald wir erst die nöthige Wärme im Leibe hatten; indeß kann es nicht schnell warm geworden sein, denn als ich eines Nachts aufwachte, hatte ich alle Fingerspitzen an beiden Händen erfroren.

Morgens war ich als Koch gezwungen, zuerst aufzustehen, um das Frühstück zu bereiten, wozu ich eine Stunde Zeit brauchte. In der Regel bestand es den einen Morgen aus Chocolade, Butterbrot und Pemmikan, den andern aus Hafermehlsuppe oder einer Mischung von Mehl, Wasser und Butter, ähnlich unserer heimischen Buttersuppe. Dazu gab es Milch, die aus Molkenpulver und Wasser bereitet war. Sobald das Frühstück fertig war, weckte ich Johansen; dann setzten wir uns aufrecht im Schlafsack hin, breiteten eine der wollenen Decken als Tischtuch aus und machten uns ans Werk. Nachdem wir das Frühstück behaglich verzehrt hatten, schrieben wir ein wenig an unsern Tagebüchern; dann mußten wir an den Aufbruch denken. Aber wie müde waren wir manchmal noch, wie oft würde ich nicht alles darum gegeben haben, wenn ich wieder in den Sack hätte hineinkriechen und volle 24 Stunden hätte durchschlafen können. Es schien mir, als ob dies das größte Vergnügen der Welt sein müsse; aber es galt, nach Norden zu kommen, immer nach Norden.

Nachdem wir Toilette gemacht hatten, ging es in die Kälte hinaus, um die Schlitten bereit zu machen, die Zugleinen der Hunde zu entwirren, die Thiere anzuschirren und uns so rasch wie möglich auf den Weg zu machen. Ach, wie sehnten wir uns in diesen sauern Tagen nach unsern warmen Wolfspelzen, die wir auf der „Fram“ gelassen hatten! Wir zogen weiter. Ich ging voraus, um einen Weg durch das unebene Eis zu suchen, dann kam der Schlitten mit meinem Kajak. Die Hunde lernten bald folgen, hielten aber bei jeder Unebenheit des Terrains an; wenn man sie dann nicht durch Zuruf veranlaßte, alle zu gleicher Zeit anzuziehen und so den Schlitten über die Schwierigkeit hinwegzubringen, dann mußte man wieder umkehren, und sie, je nachdem die Umstände es erforderten, peitschen oder ihnen helfen. Johansen folgte mit den beiden andern Schlitten, indem er bald den Hunden zurief, sie müßten ordentlich ziehen, bald sie peitschte, bald selbst mit zog, um die Schlitten über die bösen Eisrücken hinwegzubringen. Es war unleugbar eine Grausamkeit gegen die armen Thiere, an die man sich noch oft mit Abscheu erinnert. Noch jetzt macht es mich schaudern, wenn ich daran denke, wie wir sie mit dicken Eschenstöcken unbarmherzig geschlagen haben, wenn sie, kaum noch im Stande, sich zu bewegen, vor lauter Erschöpfung anhielten. Das Herz blutete einem, wenn man es mit ansehen mußte, aber wir wandten den Blick ab und verhärteten uns. Es war nothwendig. Wir mußten ja vorwärts, und diesem Zwecke gegenüber mußte alles andere zurücktreten. Das ist die traurige Seite von Expeditionen dieser Art, daß man jedes bessere Gefühl systematisch ertödtet, bis nur der hartherzige Egoismus übrig ist. Wenn ich an alle die prächtigen Thiere denke, die, ohne zu murren, für uns gearbeitet haben, solange sie einen Muskel rühren konnten, die niemals Dank, selten ein freundliches Wort dafür bekommen haben, die sich täglich unter der Peitsche krümmten, bis die Zeit kam, daß sie nicht mehr konnten und der Tod sie von ihren Leiden befreite, wenn ich daran denke, wie sie, einer nach dem andern, da

oben in den öden Eisfeldern, die Zeugen ihrer Treue und Aufopferung gewesen sind, zurückgelassen worden sind, dann kommen mir Augenblicke bitterer Selbstvorwürfe.

Wir brauchten beide lange Zeit, um abends unser Zelt aufzuschlagen, die Hunde zu füttern, zu kochen u. s. w. und morgens alles wieder zum Aufbruch zu rüsten und uns selbst marschfertig zu machen, sodaß die Tage uns niemals lang genug erschienen, wenn wir gehörige Tagemärsche machen und außerdem den Schlaf genießen wollten, dessen wir nachts bedurften. Da aber die Nächte heller wurden, brauchten wir uns nicht länger an die Tagesstunden zu halten, sondern konnten aufbrechen, wann es uns gefiel, mochte es Nacht oder Tag sein. Ebenso hielten wir auch an und genossen den Schlaf, der uns und den Hunden nothwendig war, wenn es uns paßte. Ich versuchte Märsche von neun bis zehn Stunden zur Regel zu machen. Um die Mitte des Tages hielten wir gewöhnlich Rast und nahmen etwas Nahrung zu uns, meist Brot und Butter, sowie etwas Pemmikan oder Leberpastete; doch waren diese Mittagessen eine schwere Prüfung. Wir pflegten uns eine gut geschützte Stelle zu suchen und wickelten uns zuweilen sogar in unsere wollenen Decken ein, allein trotzdem schnitt uns der Wind bis auf die Haut, wenn wir auf den Schlitten saßen und unser Mahl einnahmen. Zuweilen breiteten wir unsern Schlafsack auf dem Eise aus, nahmen unser Essen und krochen hinein; aber selbst dann gelang es uns nicht, das Essen oder unsere Kleider aufzuthauen. Wenn die Kälte gar zu stark war, wanderten wir, um uns warm zu halten, auf und ab und aßen im Gehen. Dann kam die nicht weniger unangenehme Aufgabe, die Zugtaue der Hunde zu entwirren, sodaß wir uns freuten, wenn wir uns wieder in Bewegung setzen konnten. Nachmittags pflegte jeder ein Stück Fleischchocolade zu sich zu nehmen.

Die meisten arktischen Reisenden, die Schlittenexpeditionen unternahmen, haben über den sogenannten arktischen Durst geklagt, der stets als ein fast unvermeidliches Uebel bei langen Reisen über

Schneewüsten betrachtet worden ist und nach dem Essen von Schnee oft noch zugenommen hat. Ich hatte mich daher auf diesen Durst, an dem wir beim Durchqueren von Grönland ebenfalls schwer gelitten hatten, vorbereitet und ein paar Gummifeldflaschen mitgenommen, die wir jeden Morgen aus dem Kochapparat füllten und tagsüber dadurch vor Kälte schützten, daß wir sie auf der Brust trugen. Allein zu meinem großen Erstaunen entdeckte ich bald, daß der ganze Tag hinzugehen pflegte, ohne daß ich das Wasser in meiner Flasche nur einmal versuchte. Je mehr die Zeit verfloß, um so weniger hatte ich das Bedürfniß, am Tage zu trinken, und schließlich gab ich es vollständig auf, Wasser mitzunehmen. Wenn sich vorübergehend das Gefühl des Durstes bemerkbar machte, genügte ein Stückchen Süßwassereis, das jederzeit zu finden war, um den Durst zu vertreiben.* Der Grund, weshalb dieses Leiden, das zu den größten Strapazen vieler Schlittenexpeditionen gehört hat, uns erspart geblieben ist, muß in hohem Grade unserm vortrefflichen Kochapparat zugeschrieben werden. Mit dessen Hülfe waren wir bei Verbrauch eines Minimums von Heizmaterial im Stande, uns jeden Morgen so viel Wasser zu schmelzen und zu kochen, daß wir trinken konnten, soviel wir mochten. In der Regel war sogar noch etwas Wasser übrig, welches wir wegschütten mußten. Dasselbe war gewöhnlich abends der Fall.

Freitag, 29. März. Wir quälen uns weiter, aber es geht sehr langsam. Das Eis ist nur mittelmäßig, nicht so, wie ich es im Anfange erwartet hatte. Oft kommen schauderhaft aussehende, große aufgethürmte Eisrücken, die uns sehr viel Zeit kosten. Man muß

* Während das Essen von Schnee das erwähnte Durstgefühl steigern und auch in anderen Beziehungen unangenehme Folgen haben kann, darf man gern und mit voller Sicherheit Zuflucht zu einem Eisstück nehmen, das bald den Durst stillen wird, namentlich wenn man es eine kleine Weile in der Hand hält, ehe man es in den Mund steckt. Ohne Zweifel haben viele Reisende dieselbe Erfahrung gemacht.

vorausgehen und einen Weg suchen, und muß in der Regel einen größern oder kleinern Umweg machen, um darüber hinwegzukommen. Dazu kommt, daß die Hunde ziemlich langsam und matt werden, sodaß es fast unmöglich ist, mit ihnen weiterzukommen. Und dabei das endlose Entwirren der Zugleinen mit den infernalischen Verdrehungen und Knoten, die zu lösen immer schwieriger wird. Die Hunde springen unaufhörlich über- und durcheinander; kaum hat man die Zugleinen sorgfältig in Ordnung gebracht, so sind sie auch wieder zu einem richtigen Strang zusammengedreht. Dann wird einer der Schlitten durch einen Eisblock zum Stillstand gebracht. Die Hunde heulen vor Ungeduld, weil sie ihren voran befindlichen Gefährten nicht folgen können. Dann beißt einer den Strang durch und rennt nach eigenem Belieben davon, vielleicht gefolgt von einem oder zwei anderen. Sie werden wieder eingefangen, und die Stränge müssen zusammen geknotet werden, da man keine Zeit hat, sie in gehöriger Weise zu splissen, was bei dieser Kälte auch nicht gerade eine angenehme Arbeit ist. So geht es unaufhörlich über das unebene Eis; mindestens alle anderthalb Stunden müssen wir anhalten und die Stränge entwirren.

Gestern brachen wir morgens um 8½ Uhr auf und machten nachmittags gegen 5 Uhr halt. Nach dem Mittagessen wurde der Nordostwind, den wir während der ganzen Zeit gehabt haben, stärker, und der Himmel überzog sich. Wir heißen dies mit Freuden willkommen, weil wir darin ein Anzeichen einer wahrscheinlichen Aenderung des Windes und der beständigen Kälte und Klarheit erblicken. Ich glaube auch nicht, daß wir uns getäuscht haben. Gestern Abend ist die Temperatur auf — 34° C. gestiegen; wir haben im Sack die beste Nacht zugebracht, die wir seit langer Zeit gehabt haben. In diesem Augenblicke, während ich das Frühstück bereite, sehe ich, daß es wieder klar ist und die Sonne durch die Zeltwand scheint.

Das Eis, auf welchem wir uns jetzt befinden, scheint zum größten Theile alt zu sein, jedoch kommen wir auch über Strecken

von zuweilen beträchtlicher Breite, die aus unebenem jüngerm Eise bestehen, das schon vor längerer Zeit zusammengeschoben worden sein muß. Ich kann mir das nicht anders erklären als damit, daß es Eis aus großen Teichen sein muß, die sich hier früher einmal gebildet haben. Wir haben mehrere male solche Teiche mit ebener Eisoberfläche überschritten.

An diesem Tage nahm ich eine Mittagshöhe, welche uns jedoch nicht höher als 85° 30′ nördlicher Breite zeigte. Es war mir dies unbegreiflich; ich hatte gedacht, daß wir ungefähr auf 86° Breite sein müßten, und nahm daher an, daß an der Beobachtung etwas nicht in Ordnung sein müsse.

Sonnabend, 30. März. Gestern war „Tyge Brahe's Dag“ (ein Unglückstag). Anfänglich trafen wir viel unebenes Eis und mußten einen großen Umweg machen, um durchzukommen, sodaß unser Tagemarsch kein großes Resultat brachte, obwol wir lange unterwegs waren. Am Ende desselben befanden wir uns aber nach beträchtlicher Mühe auf schönen Flächen mit altem schwerem Eise, ebener als es seit langer Zeit gewesen war. Endlich hatten wir also wieder Eis von der guten alten Sorte getroffen, wenn auch da und dort einige Höcker und Schneewehen waren. Dann wurden wir aber durch einige Rücken der schlimmsten Art, die aus riesigen Eisblöcken aufgethürmt waren, aufgehalten. Der letzte Rücken war der schlimmste von allen, zumal sich vor ihm ein Spalt in dem dicken Eise öffnete. Als der erste Schlitten hinüberzugehen versuchte, fielen sämmtliche Hunde hinein und mußten wieder heraufgezogen werden, wobei einer von ihnen, „Klapperslangen“, aus dem Geschirr schlüpfte und davon rannte. Als der nächste Schlitten die Spalte passiren wollte, fiel er vollständig hinein, wurde aber glücklicherweise nicht in Atome zerschmettert, wie es leicht hätte geschehen können. Wir mußten den Schlitten völlig abladen, um ihn wieder heraufzuholen, und dann die Last wieder aufladen, was alles lange Zeit in Anspruch nahm. Dann mußten die Hunde hinuntergeworfen und auf der andern Seite

wieder hinaufgezogen werden. Mit dem dritten Schlitten ging es uns besser, und als wir eine kleine Strecke weiter waren, stellte sich auch der flüchtig gegangene Hund wieder ein. Endlich erreichten wir einen Lagerplatz, richteten unser Zelt auf und fanden, daß das Thermometer — 43° C. zeigte. Das Entwirren der Hundestränge



Nachtlager auf unserm Wege nach Norden.

mit den bloßen Händen, die vor Frost schmerzten und an denen fast keine Haut mehr war, ist bei solcher Kälte eine verzweifelte Arbeit. Endlich befanden wir uns aber in unserm treuen Schlafsack, neben uns Freund „Primus“, als ich fand, daß dieser, um unser Mißgeschick zu krönen, nicht brennen wollte. Ich untersuchte ihn

überall, vermochte aber keinen Fehler zu finden, und so mußte denn Johansen wieder aufstehen und Werkzeug und einen Reservebrenner holen, während ich den Kochapparat nachsah. Endlich fand ich, daß etwas Eis unter den Deckel gerathen war.* Schließlich hatten wir den Apparat in Brand, und um 5 Uhr morgens war die Erbsensuppe fertig, die uns sehr gut mundete.

Um 3 Uhr nachmittags stand ich auf, um wieder zu kochen. Gott sei Dank, daß es warm und gemüthlich ist, sonst würde diese Lebensweise unerträglich sein.

Sonntag, 31. März. Gestern endlich trat die lange schon ersehnte Aenderung des Wetters mit südlichem Winde und steigender Temperatur ein. Heute früh zeigte das Thermometer — 30° C., was wir wie richtiges Sommerwetter begrüßen. Wir machten uns daher erleichterten Herzens auf gutem Eise und mit dem Winde im Rücken auf den Weg, kamen auch in ziemlich scharfem Schritt vorwärts, und alles ließ sich sehr gut an, bis sich plötzlich gerade vor dem ersten Schlitten eine Rinne öffnete. Mit Mühe und Noth gelang es uns, den Schlitten hinüberzubringen, aber als wir die Rinne nochmals kreuzten, um auch die übrigen Schlitten zu holen, brach ein großes Stück Eis Johansen unter den Füßen, sodaß er mit beiden Beinen ins Wasser kam — ein unglücklicher Zwischenfall. Während die Rinne sich immer weiter öffnete, lief ich an derselben auf und nieder, um eine Stelle zum Uebergang zu finden, jedoch vergeblich. Da standen wir nun, ein Mann und ein Schlitten auf der einen, zwei Schlitten und ein durchnäßter Mann auf der andern Seite, und dazwischen eine sich stetig erweiternde Oeffnung. Die Kajaks konnten wir nicht zu Wasser lassen, weil sie infolge des häufigen Umstürzens der Schlitten Löcher

* Der von uns benutzte „Primus“ besteht aus einem Petroleumbehälter, in den Luft mit Hülfe einer kleinen Pumpe gepreßt wird. Dadurch wird Petroleum durch das Rohr getrieben, erhitzt sich an der eigenen Flamme und wird so in Gas verwandelt, das ausgezeichnet brennt und eine sehr große Hitze entwickelt.

bekommen hatten und für den Augenblick nicht zu brauchen waren. Das waren tröstliche Aussichten für die Nacht, ich auf der einen Seite mit dem Zelt, Johansen, vermuthlich steifgefroren, auf der andern! Endlich, nach einem langen Umwege, fand ich einen Uebergang, wo wir die Schlitten hinüberbrachten, doch war es ganz ausgeschlossen, weiterzugehen, da Johansen's untere Extremitäten eine einzige Eismasse bildeten und seine Windhosen so zerrissen waren, daß sie eine Reparatur nothwendig machten.

Drittes Kapitel.

Ein harter Kampf.

Dienstag, 2. April. Auf dieser Reise sind viele Schwierigkeiten verschiedener Art zu überwinden. Die schlimmsten von allen sind aber vielleicht die vielen Kleinigkeiten, die vor dem Aufbruche zu besorgen sind. Obwol ich am Montag Abend schon um 7 Uhr aufgestanden war, um zu kochen, war es doch fast 2 Uhr morgens, ehe wir den Lagerplatz verlassen konnten. Die Last auf Johansen's Schlitten mußte neu befestigt werden, da wir den Inhalt des einen Sackes unter dem Kajak verzehrt hatten und durch einen Sack mit Brot ersetzen mußten; ein anderes von den Bootspolstern mußte zugenäht werden, weil der Pemmikan herausfiel. Dann mußte der Schlitten, dem der Brotsack entnommen war, aufs neue durch Taue befestigt werden, und da wir dieselben doch einmal gelöst hatten, konnten wir gleich auch einen Vorrath Kartoffeln herausnehmen.* Bei dieser Beschäftigung entdeckten wir, daß der Sack mit Fischmehl ein Loch bekommen hatte. Kaum hatten wir dieses geflickt, da fanden wir, daß ein weiterer großer Sack genäht werden mußte. Als wir dann den Kartoffelsack verstauten, hatte auch dieser ein Loch, das verstopft werden mußte, und so ging es weiter. Darauf mußten

---

* Wir hatten stets einen Vorrath unserer verschiedenen Lebensmittel in kleinen Beuteln im Innern des Kajak, sodaß wir das, was wir für den täglichen Bedarf brauchten, leicht erreichen konnten, ohne die großen Säcke öffnen zu müssen, die zugenäht oder in anderer Weise sicher geschlossen waren.

die Hundestränge geordnet werden, die sich wieder zu einem unlöslichen Wirrwarr verschlungen hatten; die Knoten und Verdrehungen des mit Eis bedeckten gefrorenen Tauwerks waren immer schlechter zu lösen. Johansen beeilte sich und wurde mit dem Flicken seiner Beinkleider vor dem Frühstück fertig. Der Südwind war mittlerweile zu dem geworden, was wir an Bord einen „Mühlenwind" genannt haben würden, d. h. er wehte mit einer Geschwindigkeit von 6 bis 7 Meter in der Secunde; mit seiner Hülfe machten wir uns wieder im Schneetreiben auf den Weg. Anfänglich ging alles prächtig; dann aber kam eine Eiskette nach der andern und die nächste immer schlimmer als die vorhergehende. Um 8 oder 9 Uhr morgens hielten wir eine lange Mittagsrast, nachdem wir uns einen geschützten Platz an der Leeseite eines Eisrückens ausgesucht hatten. Wir breiteten den Schlafsack aus und krochen mit unserm Essen hinein; aber ich war so müde, daß ich mit diesem in der Hand einschlief.

Mir träumte, ich sei in Norwegen und besuche bei Fredrikshald Leute, die ich in meinem Leben nur einmal gesehen hatte; sie waren so lieb und freundlich. Es war der erste Weihnachtsfeiertag, und ich wurde in ein großes leeres Zimmer geführt, wo wir zu Mittag speisen sollten. Es war dort so kalt, daß ich zitterte, doch dampften bereits einige heiße Schüsseln auf der Tafel, sowie eine wunderschöne fette Gans. O, wie unsagbar freute ich mich auf die Gans! Dann begannen andere Gäste einzutreffen, durchs Fenster konnte ich sie ankommen sehen; als ich hinausgehen wollte, um sie zu begrüßen, stolperte ich und fiel in tiefen Schnee. Wie das mitten im Speisesaale möglich war, weiß ich nicht. Der Wirth amüsirte sich darüber und lachte — und ich wachte auf und fand mich zitternd vor Kälte in einem Schlafsack auf dem Treibeise im fernen Norden. O, wie elend und unglücklich fühlte ich mich da! Wir standen auf, packten schweigend unsere Sachen zusammen und setzten den Marsch fort; erst um 4 Uhr nachmittags hielten wir an. Doch mir schien alles düster und trostlos, und es dauerte lange, bis ich meine Enttäuschung



Nordwärts durch das Schneetreiben.

verwunden hatte. Was würde ich nicht für das Mittagsmahl gegeben haben oder für eine Stunde in jenem Speisesaal, so kalt er auch war! Ach, der Wind dringt durch und durch!

Die Eisrücken und die wieder zugefrorenen Rinnen mit zusammengeschobenen Eisblöcken auf beiden Seiten wurden schlimmer und immer schlimmer, und es war eine verzweifelte Arbeit, sich über die neuen Eisgrate einen Weg zu bahnen. Die Schneeschuhe können nicht benutzt werden, weil zwischen den aufgethürmten Eisblöcken zu wenig Schnee liegt, man muß also ohne jene weiter waten. Bei diesem unsichtigen Wetter, wo alles weiß in weiß ist, ist es unmöglich, etwas von den Unebenheiten und Löchern zu sehen, zumal die Zwischenräume zwischen den Eisblöcken mit einer dünnen trügerischen Schneeschicht bedeckt sind, durch welche man in Spalten und Fallgruben hineinstürzt; dabei kann man noch von Glück sagen, wenn man ohne Beinbruch davonkommt. Um einen Weg zu finden, muß man weite Strecken vorausgehen, manchmal in der einen, manchmal in einer andern Richtung suchen, und hat man einen entdeckt, dann heißt es wieder umkehren, um die Schlitten zu holen, sodaß man denselben Weg viele male machen muß. Als wir gestern halt machten, war ich fast fertig. Das Schlimmste war jedoch, daß wir so lange unterwegs gewesen waren, daß es mittlerweile zum Aufziehen unserer Uhren zu spät geworden war, als wir das Lager aufschlugen. Johansen's Uhr war vollständig stehen geblieben; die meinige tickte und ging glücklicherweise noch, als ich sie aufzog, sodaß sie hoffentlich noch in Ordnung ist. Um 12 Uhr mittags —31,5° C. Klares Wetter, südöstlicher Wind (4 Meter Geschwindigkeit in der Secunde).

Das Eis scheint immer schlechter zu werden, und ich beginne zu zweifeln, ob es klug sein wird, den Marsch zu lange nach Norden fortzusetzen.

Mittwoch, 3. April. Brachen gestern Nachmittag etwa um 3 Uhr auf. Der Schnee war nach dem südöstlichen Winde, der bis spät am Tage anhielt, in allerbestem Zustande, das Eis ziemlich passirbar,

und alles sah hoffnungsvoll aus, da das Wetter schön war und wir gute Fortschritte machten. Allein nach mehreren flachen Strecken mit etwas altem höckerigem Eise kamen einige sehr unebene Stellen, die wie gewöhnlich von offenen Wasserläufen durchschnitten und mit Eisrücken besetzt waren. Im Verlaufe der Zeit wurde das Eis nicht besser, und um Mitternacht oder vielmehr heute Morgen wurden wir durch sehr schlechtes Eis und eine neu zugefrorene Rinne aufgehalten, mit so dünnem Eis, daß es uns nicht tragen wollte. Da wir sonst einen sehr weiten Umweg zu machen haben würden, schlugen wir das Lager auf. Hier wurde „Russen" getödtet, der zweite Hund, den das Schicksal ereilte. Das Fleisch wurde in 26 Portionen eingetheilt, jedoch wollten 8 Hunde es nicht fressen, sodaß sie mit Pemmikan gefüttert werden mußten. Das Eis vor uns sieht nicht sehr einladend aus; die Eisketten können einen zur Verzweiflung bringen, und es scheint noch gar keine Aussicht auf eine Besserung der Verhältnisse vorhanden zu sein. Um Mittag stand ich auf, um eine Meridianhöhe zu nehmen, die uns auf 85° 54′ nördlicher Breite versetzt. Es ist erstaunlich, daß wir noch nicht weiter gelangt sind; wir quälen uns ab, so viel wir können, aber ohne große Fortschritte zu machen. Ich fange ernstlich zu zweifeln an, ob es rathsam ist, den Marsch noch viel weiter nach Norden fortzusetzen. Nach Franz-Joseph-Land ist es dreimal so weit wie die Distanz, die wir jetzt zurückgelegt haben. Wie mag wol das Eis in jener Richtung sein? Wir können kaum darauf rechnen, daß es besser ist als hier und daß wir schneller vorwärtskommen. Außerdem sind uns auch Gestalt und Ausdehnung des Landes unbekannt und können uns vielleicht beträchtlichen Aufenthalt bereiten; möglicherweise werden wir dort auch nicht sofort Wild finden können.

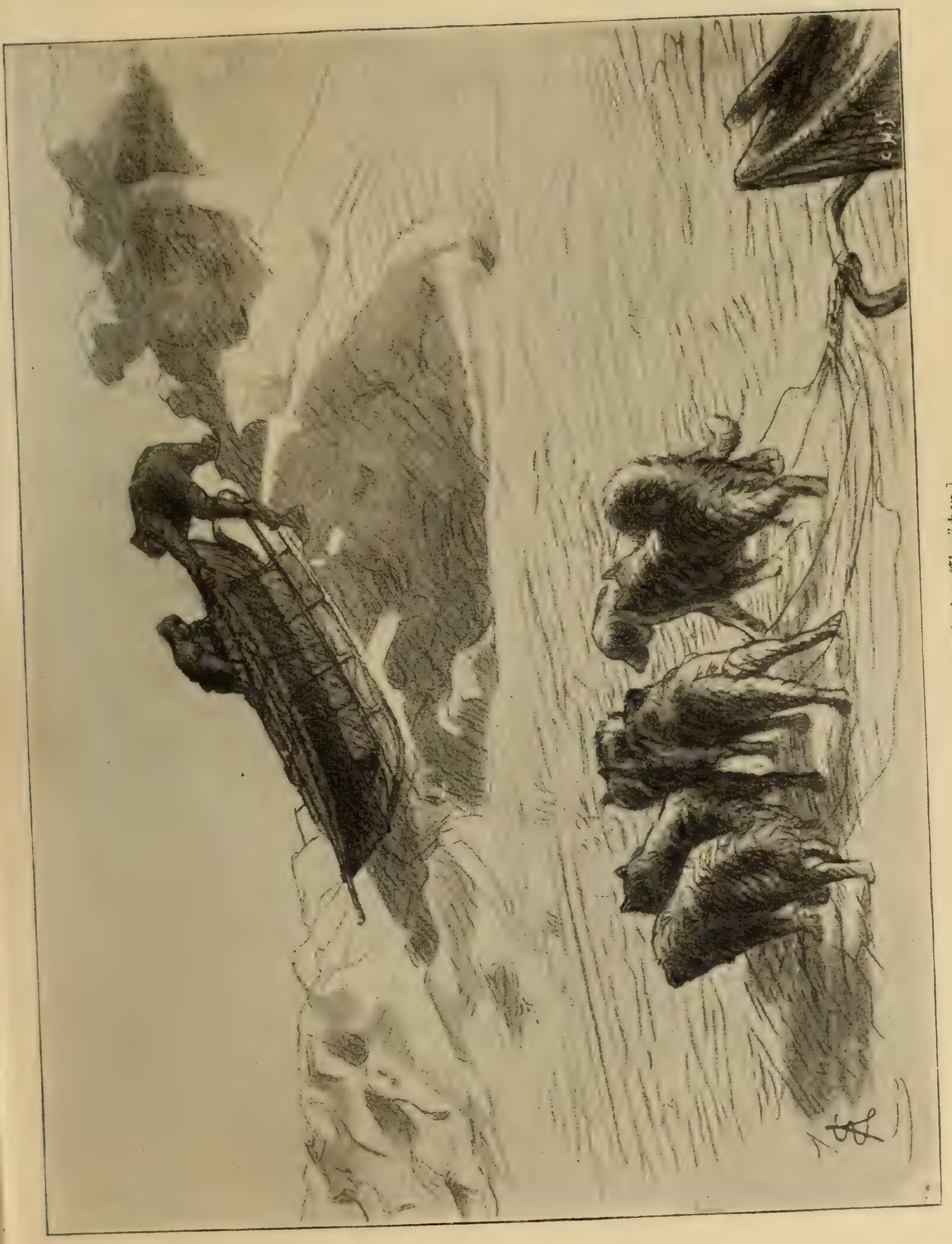
Ich habe schon längst eingesehen, daß es unmöglich ist, den Pol selbst oder seine unmittelbare Nachbarschaft auf einem Eise wie dieses und mit diesen Hunden zu erreichen; wenn wir nur mehr von ihnen hätten! Was würde ich jetzt nicht darum geben,

wenn ich Olenek-Hunde hätte! Wir müssen umkehren, früher oder später. Aber wäre es, da das doch nur eine Frage der Zeit ist, von größerem Vortheil, wenn wir nach Franz-Joseph-Land zurückkehren, als wenn wir über das Treibeis wandern, das kennen zu lernen wir jetzt Gelegenheit genug gehabt haben? Aller Wahrscheinlichkeit nach wird es bis zum Pol genau dasselbe sein. Wir können auch nicht hoffen, noch eine erhebliche Strecke höher hinauf zu kommen, bevor die Zeit uns zur Umkehr zwingt. Wir sollten wirklich nicht viel länger warten.

12 Uhr Mittag —29,4° C., klares Wetter, Ostwind von 1 Meter Geschwindigkeit; 12 Uhr Mitternacht —34° C., klar und still.

Es wurde mir immer räthselhafter, weshalb wir nicht mehr Fortschritte nach Norden machten. Während des Weitermarsches rechnete und addirte ich fortwährend unsere Märsche zusammen, um immer zu demselben Resultat zu kommen, nämlich, daß wir weit über den 86. Breitengrad hinaus sein müßten, vorausgesetzt, daß das Eis stillstände. Es wurde mir jedoch bald klar, daß es sich südwärts bewegte und wir in seiner eigensinnigen Drift, je nach der Willkür von Wind und Strömung, unsern schlimmsten Feind zu bekämpfen hatten.

Freitag, 5. April. Begannen unsern Marsch gestern um 3 Uhr morgens. Das Eis war jedoch schlecht, mit Rinnen und Ketten, sodaß wir nur geringe Fortschritte machten. Diese Rinnen mit den auf beiden Seiten aufgethürmten Eisblöcken bringen uns zur Verzweiflung; es ist gerade, als ob man über lange mächtige Geröllhalden führe, und verursacht uns fürchterlichen Aufenthalt. Erst verliere ich viel Zeit mit dem Wegsuchen, und dann mit dem Durchkommen; dabei fällt man zur Abwechslung vielleicht ins Wasser, wie mir das gestern zweimal passirt ist. Wenn es beim Aufsuchen eines Weges und bei der Leitung meines Schlittens über unebene Stellen für mich schwere Arbeit ist, so ist Johansen mit den beiden Schlitten, auf welche er aufzupassen hat, auch nicht besser daran; es ist ein schwieriges



Ueber schwierige Eisrücken.

Stück Arbeit, nur einen derselben über die Eisblöcke zu bringen, von den Eisrücken gar nicht zu reden, aber er ist ohne Frage ein muthiger Kerl und gibt es niemals auf. Gestern fiel er beim Uebergang über eine Rinne wieder ins Wasser und wurde bis zu den Knien naß; ich war kurz vorher auf Schneeschuhen hinübergegangen und hatte nicht bemerkt, daß das Eis schwach war. Er kam mir ohne Schneeschuhe nach und ging neben einem der Schlitten, als plötzlich das Eis nachgab und er einbrach; doch gelang es ihm glücklicherweise, sich an dem Schlitten festzuhalten, und die Hunde, die nicht angehalten hatten, zogen ihn wieder heraus. Ein solches Bad ist kein ganz ungemischtes Vergnügen jetzt, wo keine Möglichkeit vorhanden ist, die Kleider zu trocknen oder zu wechseln; man muß mit einem Eispanzer gehen, bis die Kleider am Körper aufthauen und trocknen, was bei dieser Temperatur nicht so geschwind geht.

Gestern Morgen nahm ich eine Beobachtung zur Bestimmung der Länge und der Mißweisung des Kompasses, und heute habe ich im Sacke den ganzen Vormittag mit Ausrechnen zugebracht, um unsern Ort genau festzustellen. Ich finde, daß unsere Breite gestern 86° 2,8′ war. Das ist sehr wenig, aber was sollen wir machen, wenn das Eis so ist, wie wir es getroffen haben? Und die Hunde, die armen Thiere, können auch nicht mehr arbeiten, als sie es thun; täglich seufze ich jetzt nach den Schlittenhunden vom Olenek. Die Länge war gestern 98° 47′ 15″ Ost, die Mißweisung 44,4°.

Ich komme mehr und mehr zu der Ansicht, daß wir vor der ursprünglich festgesetzten Zeit* umkehren müssen. Es sind vermuthlich ungefähr 280 Seemeilen (410 Kilometer) bis Petermann-Land (in Wirklichkeit waren es über 360 Seemeilen [670 Kilometer] bis Kap Fligely), jedoch wird es uns wahrscheinlich die größte Mühe kosten,

---

* Beim Verlassen des Schiffes hatte ich mir vorgenommen, 30 Tage nach Norden zu marschiren, und daher nur für diesen Zeitraum Futter für die Hunde mitgenommen.

diese Entfernung zurückzulegen. Die Frage ist nur: sollten wir nicht versuchen, auf jeden Fall 87° nördlicher Breite zu erreichen? Ich bezweifle jedoch, ob es uns gelingen wird, wenn das Eis sich nicht bessert.

Sonnabend, 6 April. 2 Uhr morgens — 24,2° C. Das Eis wurde immer schlimmer. Gestern brachte es mich fast zur Verzweiflung, und als wir heute Morgen halt machten, war ich beinahe entschlossen, wieder umzukehren. Ich will jedoch noch einen Tag weitergehen, um zu sehen, ob das Eis nach Norden hin wirklich so schlecht ist, wie es von dem 10 Meter hohen Eisrücken aus, hinter dem wir lagen, aussieht. Gestern haben wir kaum einige Kilometer zurückgelegt. Rinnen, Ketten und rauhes Eis; es sieht aus wie eine endlose Moräne von Eisblöcken; und dabei das unaufhörliche Heben der Schlitten über jede Unebenheit hinweg; es genügte, Riesen zu ermüden. Seltsam ist dieses aufgebrochene Eis; zum größten Theile ist es nicht sehr massiv, sondern sieht aus, als ob es in neuerer Zeit in die Höhe gedrängt worden sei, da es nur theilweise mit dünnem losem Schnee bedeckt ist, in den man plötzlich bis zum Leibe einsinkt. Und so dehnt sich das Eis meilenweit nach Norden aus. Hin und wieder bemerkt man alte Schollen mit Hügeln, die durch die Einwirkung der Sonne oben abgerundet sind und oft aus sehr dickem Eis bestehen.

Ich komme rasch zu dem Schlusse, daß unser Hierbleiben nicht rathsam ist. Wir werden nicht im Stande sein, weiter nach Norden zu kommen, und eine langwierige Arbeit wird es werden, wenn wir auf dem Wege nach Franz-Joseph-Land mehr von dieser Gattung Eis antreffen sollten. Andererseits werden wir dort unsere Zeit viel besser ausnutzen können, wenn uns überhaupt welche bleibt. 8½ Uhr abends — 34° C.

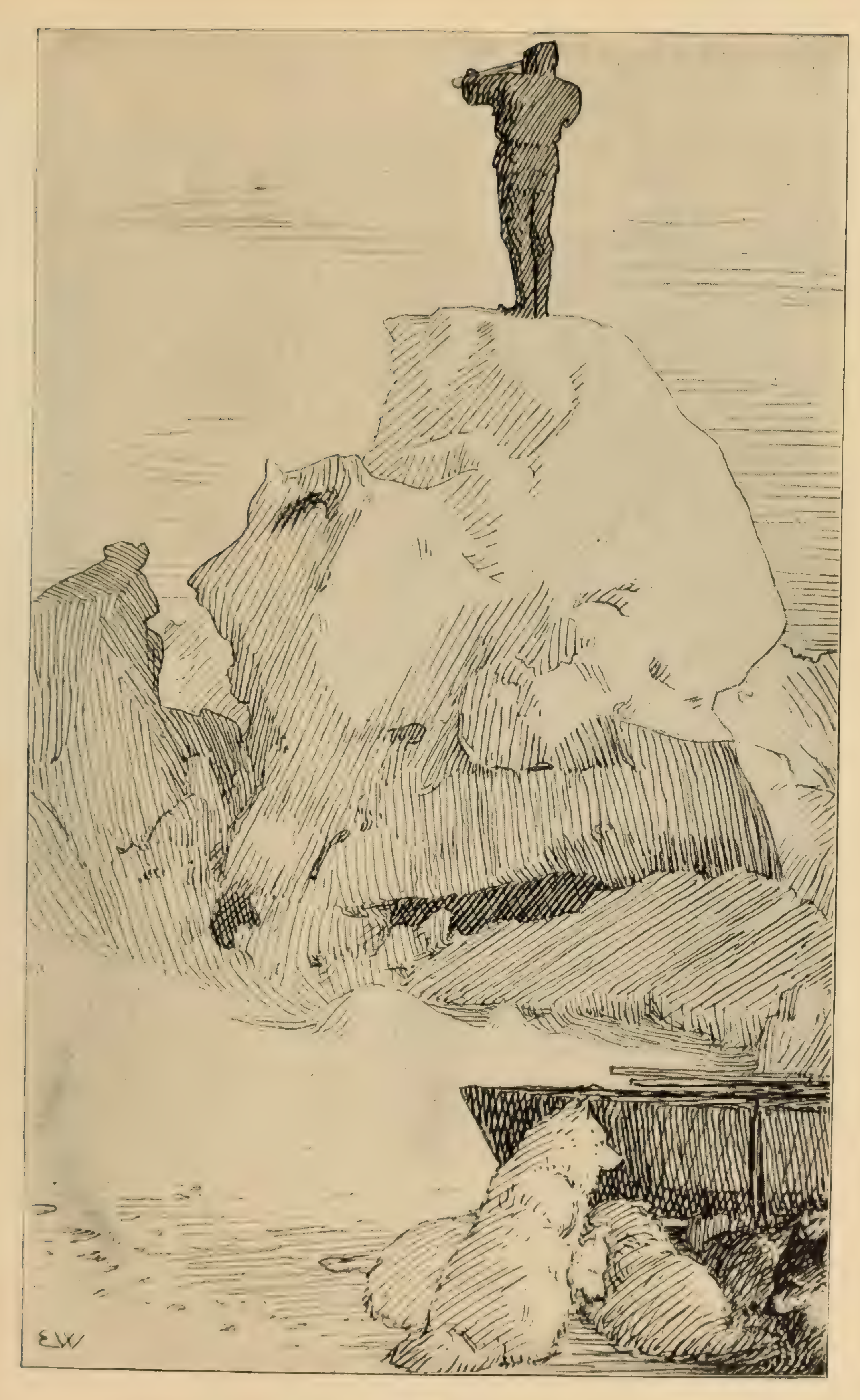
Montag, 8. April. Nein, das Eis wird immer schlechter, und wir kommen nicht weiter; eine Kette folgte der andern, und es gab nichts als Eisblöcke, über die wir fahren mußten. Wir brachen heute Morgen gegen 2 Uhr auf und setzten den Weg, solange wir konnten,

fort, wobei wir die Schlitten während der ganzen Zeit fast tragen mußten; schließlich wurde es aber zu arg. Ich war auf Schneeschuhen eine gute Strecke vorausgeeilt, fand aber keine Aussichten



Ein Vorstoß auf Schneeschuhen.

auf Vorwärtskommen und erblickte selbst von den höchsten Hügeln überall nur dasselbe Eis. Es ist ein wahres Chaos von Eisblöcken, das sich bis an den Horizont ausdehnt. Es hat keinen



Nichts als Eis!



Sinn, noch weiter vorzudringen; wir opfern die kostbare Zeit und erreichen nichts.

Ich beschloß daher, umzukehren und unsern Kurs auf Kap Fligely zu richten.

Auf diesem nördlichsten Lagerplatze leisteten wir uns ein großes Festmahl, bestehend aus Labskaus, Brot und Butter, trockener Chocolade, gedämpften Preißelbeeren, nebst heißem Molkentrank. Froh und übersatt krochen wir in unsern lieben Sack, unsern besten Freund. Ich nahm heute eine Meridianhöhe, aus welcher ich ersehe, daß wir ungefähr auf 86° 10′ nördlicher Breite sein mußten.* Heute Morgen stellte ich auch eine Beobachtung zur Bestimmung der Länge an. Um 8½ Uhr vormittags —32° C.

Dienstag, 9. April. Gestern machten wir den ersten Marsch heimwärts. Wir erwarteten, dasselbe unpassirbare Eis zu treffen, kamen aber, als wir noch nicht weit gegangen waren, zu unserer Ueberraschung auf ziemlich gutes Terrain, das sich stetig besserte, sodaß wir mit nur geringem Aufenthalt den Weg bis heute Morgen fortsetzten. Wir trafen selbstverständlich auch Eisrücken an, doch ließ es sich immer ziemlich leicht mit diesen fertig werden, sodaß wir gut weiter kamen. Wir brachen gestern gegen 2 Uhr nachmittags auf und blieben bis 1 Uhr morgens unterwegs.

Donnerstag, 11. April. Besser und immer besser. Fanden gestern nichts als schöne ebene Eisstrecken mit wenigen Rücken, die leicht zu überschreiten waren, und einigen Rinnen mit dünnem Eise darauf, die uns etwas mehr Schwierigkeiten bereiteten. Sie liefen jedoch ungefähr in unserer Richtung — unser Kurs ist jetzt mißweisend Süd 22° zu West oder rechtweisend ungefähr genau Westsüdwest —, sodaß wir an ihnen entlang gehen konnten. Schließlich mußten wir aber den Uebergang unternehmen, der uns bestens

* Diese Breite erhielt ich durch rohe Schätzung. Bei genauerer Berechnung stellte sie sich als 86° 13,6′ heraus, während die Länge ungefähr 95° Ost war.

gelang, obgleich das Eis sich unter uns und den Schlitten mehr bog, als uns lieb war. Spät am Nachmittage trafen wir vor einer Rinne ein, die wir in derselben Weise zu behandeln beabsichtigten. Mit dem ersten Schlitten erreichten wir ziemlich sicher die andere Seite, nicht aber mit den anderen. Kaum hatten die Leithunde des einen Gespanns die gefährliche Stelle erreicht, wo das Eis am dünnsten und etwas Wasser von unten heraufgekommen war, als sie an-



Ueber halbwegs passirbaren Boden.

hielten und vorsichtig die Pfoten ins Wasser tauchten; in demselben Augenblicke brach einer von ihnen ein. Das Wasser umherspritzend quälte er sich ab, um wieder herauszukommen, jedoch begann das Eis jetzt unter dem Gewichte der anderen Hunde und des Schlittens zu sinken, sodaß alles vom Wasser überströmt wurde. Ich zog Hunde und Schlitten so rasch wie möglich zurück, wodurch es mir gelang, sie alle sicher und wohlbehalten auf das feste Eis zu bringen. Wir versuchten den Uebergang an einer andern Stelle nochmals, indem



Unser nördlichstes Lager, 86° 13′ 36″ (8. April 1895).



ich zuerst auf Schneeschuhen hinüberlief und dann die Hunde lockte, während Johansen nachschob; allein das Resultat war nicht besser als beim ersten male, da „Suggen“ einbrach und wir wieder umkehren mußten. Nach einem weiten Umwege gelang es uns endlich, als wir schon stark ermüdet waren, die beiden Schlitten hinüber zu bringen. Wir fanden auch einen guten Lagerplatz, wo wir die wärmste Nacht und den bequemsten, ja ich möchte fast sagen behaglichsten Morgen verbrachten (beiläufig erwähnt, mit Reparaturen), die wir bisjetzt auf der Reise erlebt hatten. Wir traten den Marsch 5 Uhr morgens an und rasteten hier 6 Uhr nachmittags. Ich glaube, wir haben gestern den weitesten Tagemarsch gemacht, den wir bisher erreicht haben. 2 Uhr nachmittags —27,6° C.

Sonnabend, 13. April. Seit drei Tagen sind wir nur über gutes Eis gekommen; wenn das so weiter geht, werden wir die Rückreise schneller machen, als ich gedacht hatte. Ich begreife diese plötzliche Veränderung des Eises nicht. Sollte es möglich sein, daß wir in derselben Richtung mit den Rücken und Unebenheiten wandern, sodaß wir an ihnen jetzt entlanggehen, anstatt sie zu kreuzen? Die Rinnen, die wir bisjetzt getroffen haben, scheinen darauf hinzudeuten; sie folgen sämmtlich ziemlich genau unserm Kurse. Gestern hatten wir das ärgerliche Pech, daß wir unsere Uhren hatten ablaufen lassen; die Zeit vom Abend vorher, als wir in den Sack gekrochen waren, bis zum Lagern gestern Abend war zu lang gewesen. Selbstverständlich haben wir die Uhren wieder aufgezogen; das Einzige aber, was ich jetzt thun kann, um die mittlere Greenwicher Zeit zu finden, ist, eine Zeitbestimmung und eine Breitenbeobachtung anzustellen und dann die Entfernung von unserm Wendepunkt am 8. April, wo ich die letzte Beobachtung zur Längenbestimmung vorgenommen habe, annähernd zu schätzen. Bei diesem Verfahren kann der Fehler kaum groß sein.

Ich bin der Ueberzeugung, daß wir im Durchschnitt der letzten drei Tage täglich nicht weniger als 22 Kilometer gemacht und

infolgedessen 67 Kilometer in der Richtung Süd 22° West (mißweisend) zurückgelegt haben. Als wir gestern hier halt machten, wurde „Barbara" getödtet; das Schlachten ist keine sehr angenehme Episode. Klares Wetter; um $6\frac{1}{2}$ Uhr morgens — 30° C.; Wind Süd mit 2—3 Meter Geschwindigkeit.

14. April, Ostersonntag. Gestern hatten wir mit den Rinnen Unglück; sie drängten uns beträchtlich aus unserm Kurse. Schließlich wurden wir durch eine besonders unangenehme aufgehalten. Nachdem ich vergeblich eine Strecke weit an derselben entlang gegangen war, um eine Stelle zum Uebergang zu finden, hielt ich es unter den gegebenen Verhältnissen für am besten, unser Zelt aufzuschlagen und den Abend vor Ostern festlich zu begehen. Außerdem wollte ich unsere Breite und Länge, sowie die Zeitbestimmung und die Mißweisung ausrechnen, da es uns von Wichtigkeit war, so rasch wie möglich die richtige Zeit wieder zu erhalten. Nachdem das Zelt aufgeschlagen war, kroch ich in den Sack, während Johansen für die Hunde sorgte; indeß ist es, selbst wenn die Temperatur höher als — 30° C. ist, nicht sehr angenehm, in einem gefrorenen Sacke die gefrorenen Kleider und Schuhe aufzuthauen und gleichzeitig die Beobachtungen auszurechnen und mit den schmerzenden, vom Frost erstarrten Fingern Logarithmen aufzuschlagen. Das ist ein sehr langsames Stück Arbeit, sodaß ich den Ostersonntag für die übrigen Berechnungen verwenden muß, und wir nicht vor heute Abend werden weiterziehen können. Wir haben jedoch den Abend gemüthlich bei folgendem Mahle gefeiert: heißes Molkenwasser, Fiskegratin, gedämpfte Preißelbeeren und Citronensaft-Grog, d. h. Citronensaft-Tafeln und etwas Zucker in heißem Wasser aufgelöst. Ein geradezu herrliches Diner. Nachdem wir uns gehörig voll geschmaust hatten, krochen wir endlich um 2 Uhr unter die Decken.

Ich habe unsere früheren Breiten und Längen nochmals nachgerechnet, um zu sehen, ob ich einen Fehler darin entdecken könnte. Ich finde, daß wir gestern südlicher gekommen sein müssen als 86° 5,3′, denn nach unserer Rechnung würden wir, unter der Voraus-

setzung, daß wir in den letzten drei Tagen 67 Kilometer zurückgelegt haben, bis auf 85° und einige 50 Minuten gekommen sein. Ich kann mir das auf keine andere Weise erklären, als daß wir rasch nach Norden getrieben sind, was für die „Fram" sehr gut sein würde, während es dies für uns jedoch weniger ist. Der Wind ist während der letzten Tage südlich gewesen. Ich nehme an, daß wir uns jetzt auf 86° östlicher Länge befinden und habe nach dieser Länge unsere richtige Uhrzeit ausgerechnet.* Die Mißweisung beträgt hier nach meiner Beobachtung 42,5°. Gestern steuerten wir mißweisend Süd 10° West, heute will ich nach Süd 5° West und morgen gerade nach Süden halten. Zur Abwechselung war der Himmel heute bezogen, jedoch schien die Sonne abends, als wir unser zweites Frühstück einnahmen, wieder freundlich durch die Zeltwand. Johansen hat heute Kleider geflickt, während ich Berechnungen angestellt und unsere Kurse abgesetzt habe. So mild und angenehm ist es bisjetzt noch nicht gewesen. 10 Uhr abends —25,6° C.

Dienstag, 16. April. Als wir gestern Morgen um 1 Uhr im Begriffe standen, aufzubrechen, schlich sich „Baro" davon, ehe wir ihn anschirren konnten; er hatte gesehen, daß wir ein paar von den andern Hunden angespannt hatten, und wußte, was nun folgen würde. Da ich den Hund, den besten, den ich in meinem Gespann hatte, nicht gern verlieren wollte, so hatten wir einigen Aufenthalt. Ich rief und rief und guckte hinter alle Hügel, um ihn zu suchen, sah aber nichts weiter als Kette hinter Kette, bis sie am Horizont

---

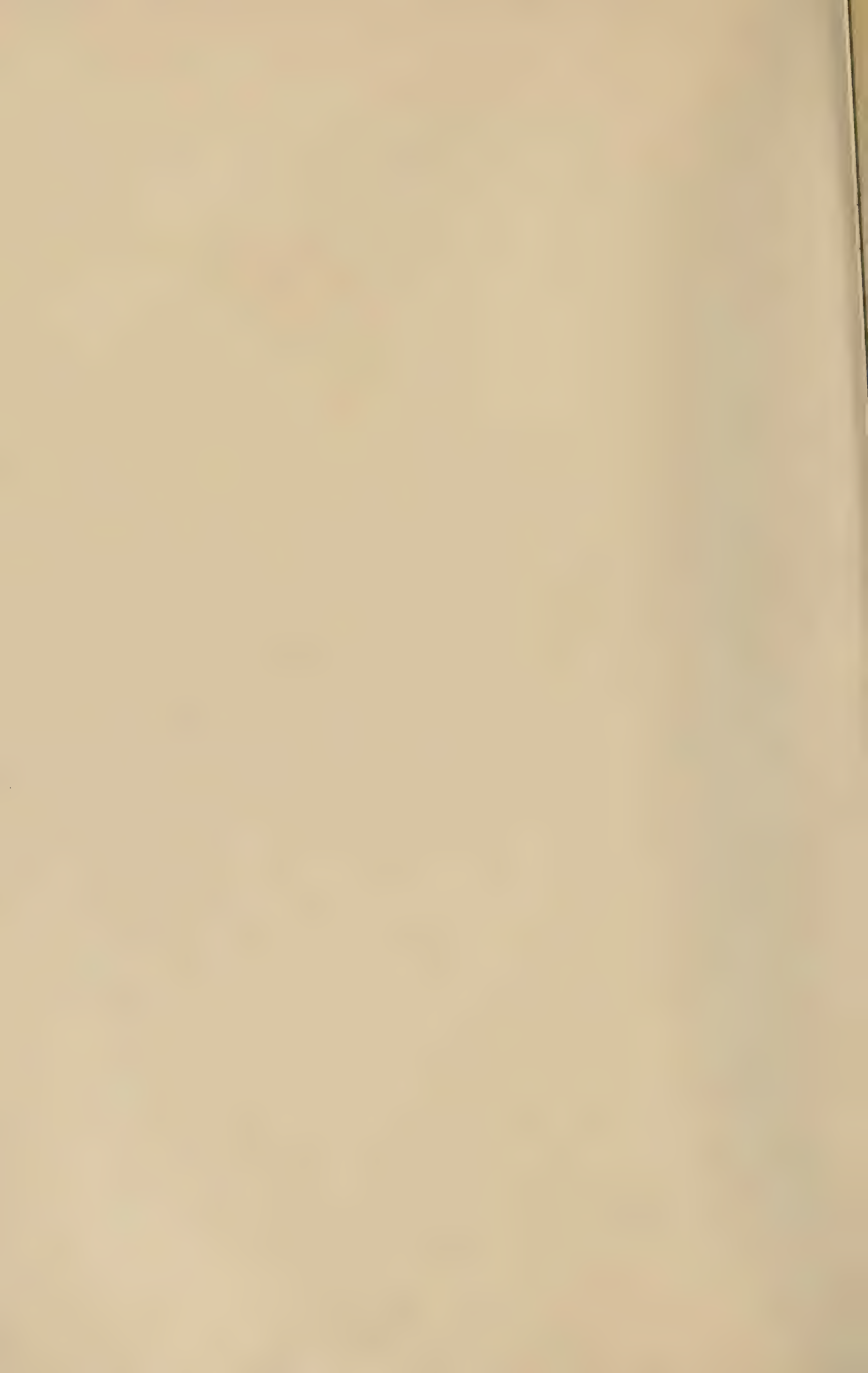
* Ich war überzeugt, daß wir diese östliche Länge nicht erreicht haben könnten, nahm sie aber der Sicherheit wegen als richtig an, da ich lieber an die Ostseite als an die Westseite von Franz-Joseph-Land gelangen wollte. Sollten wir die Breite von Petermann-Land oder Kronprinz-Rudolf-Land erreichen, ohne eins von beiden zu sehen, so würde ich im erstern Falle sicher sein, daß wir sie westlich von uns hätten, sodaß wir dann in dieser Richtung danach suchen könnten, während wir im Falle, daß wir kein Land fänden und nicht sicher darüber sein würden, ob wir zu weit östlich oder zu weit westlich ständen, die Richtung nicht kennen würden, in welcher wir zu suchen hätten.

verschwanden, von der Mitternachtssonne im fernsten Norden umschienen. Die Eiswelt träumte im hellen, kalten Morgenlichte. Wir mußten ohne den Hund aufbrechen, jedoch erblickte ich ihn später zu meiner größten Freude weit hinten auf unserm Weg, nachdem ich schon geglaubt hatte, sein treues Gesicht zum letzten mal gesehen zu haben. Er schämte sich offenbar, als er herankam und stehen blieb, und blickte mich flehentlich an, als ich ihn ergriff und anschirrte. Ich hatte den Hund durchpeitschen wollen, wurde aber durch seinen Blick entwaffnet.

Wir trafen passirbares Eis, wenn es auch nicht immer ganz flach war, und machten befriedigende Fortschritte; einige Rücken drängten uns jedoch aus unserm Kurse nach Westen. Im Laufe des Morgens entdeckte ich, daß ich an irgendeiner Stelle meinen Kompaß vergessen hatte, den ich dort herausgenommen hatte, um Peilungen vorzunehmen, und da wir ihn nicht entbehren konnten, so mußte ich wieder umkehren und danach suchen. Ich fand ihn auch wieder, jedoch war der Rückweg ein schweres Stück Arbeit, und zum ersten male war es mir unterwegs unbehaglich infolge der Hitze, da die Sonne fast unerträglich brannte. Als ich endlich die Schlitten eingeholt hatte, fühlte ich mich etwas schwach; Johansen saß auf dem Kajak und schlief in der Sonne und fand es zum ersten mal schön und warm. Dann ging es wieder weiter. Licht und Wärme machten uns jedoch schläfrig und matt, sodaß wir nur langsam vorwärtskamen. Um 10 Uhr vormittags lagerten wir daher. Als ich dann die meteorologischen Beobachtungen vornahm, war ich nicht wenig erstaunt zu finden, daß das Schleuderthermometer — 26,2° C. zeigte. Wir richteten das Zelt daher in der brennenden Sonne auf, und bald war es drinnen sehr nett und warm. Wir hatten ein behäbiges Ostermahl bereitet, das nicht nur für den Ostersonntag, sondern auch für den Ostermontag reichte. Nach meiner Rechnung beträgt die Entfernung, die wir am Ostervorabend und gestern zurückgelegt haben, ungefähr 22 Kilometer, sodaß wir insgesammt an 96 Kilometer von unserm Heimwege hinter uns haben.



„Baro“, der Ausreißer.



Mittwoch, 17. April. —28° C. Gestern haben wir unzweifelhaft den längsten Tagemarsch gemacht. Wir begannen ihn um 7½ Uhr morgens und beendeten ihn gegen 9 Uhr abends, nachdem wir um die Mittagszeit ein paar Stunden im Sacke Rast gemacht hatten. Das Eis war so, daß ich es früher nichts weniger als gut genannt haben würde. Es war überall äußerst uneben und bestand aus in die Höhe gepreßtem, ziemlich neuem Eise und älteren abgerundeten Rücken. Hier und dort waren Ketten; jedoch konnte man überall weiterkommen, da wir durch Rinnen glücklicherweise nicht behindert wurden. Der Schnee lag über den Unebenheiten des Eises ziemlich locker, indeß konnten die Hunde überall allein ziehen, sodaß wir keine Ursache hatten, über sie zu klagen. Hier, wo wir uns jetzt aufhalten, scheint das Eis demjenigen etwas ähnlich zu sein, das wir um die „Fram" herum hatten; wir sind jetzt etwa bis zu der Gegend herabgekommen, wo sie treiben muß. Ich bin überzeugt, wir haben gestern 30 Kilometer gemacht, sodaß die auf dem Heimwege zurückgelegte Strecke nun 126 Kilometer betragen muß.

Das Wetter ist jetzt herrlich, nicht so kalt, daß es unbequem wäre, und beständig heller Sonnenschein ohne Wind von irgendwelcher Bedeutung. Die Atmosphäre ist meiner Meinung nach hier oben merkwürdig gleichmäßig und ruhig. Wir sind jetzt über einen Monat über das Eis gewandert und noch nicht ein einziges mal durch schlechtes Wetter aufgehalten worden; während der ganzen Zeit hatten wir Sonnenschein, ausgenommen ein paar Tage, an denen die Sonne aber auch noch durchkam. Das Dasein wird immer schöner, die Kälte ist vorüber, und wir dringen immer weiter dem Lande und dem Sommer entgegen. Jetzt ist es keine Prüfung mehr, morgens aufzustehen, einen tüchtigen Marsch vor sich, zu kochen, dann behaglich und warm im Sacke zu liegen und von einer glücklichen Zukunft zu träumen, nachdem wir heimgekehrt sind. Heimgekehrt . . .?

War heute mit einer umfangreichen Schneiderarbeit beschäftigt,

da meine Hosen durch den Gebrauch sehr schlecht geworden sind. Es erscheint einem ganz mild, wenn man jetzt bei —28° C. sitzt und näht, gegen die 40°, die wir früher hatten; damals war es sicherlich kein Vergnügen, die Nadel zu führen.

Freitag, 19. April. Wir haben jetzt noch für zwei oder drei Tage Futter für die Hunde, doch hoffe ich, noch etwas länger damit auszukommen, und werde zunächst die schlechtesten Hunde als Futter für die anderen verwenden. Gestern wurde „Perpetuum" getödtet. Dieses Tödten der Thiere und besonders das eigentliche Schlachten ist uns etwas Fürchterliches; aber was sollen wir thun? Wir haben sie bisjetzt mit einem Messer erstochen; es ist dies jedoch keine sehr befriedigende Tödtungsart, und wir haben daher gestern beschlossen, eine neue Methode anzuwenden, das Stranguliren. In üblicher Weise führten wir den Hund hinter einen Hügel, damit die anderen nicht sehen sollten, was passirte; dann schlangen wir dem Thiere einen Strick um den Hals und zogen beide mit voller Macht daran, bis wir nicht mehr konnten, aber ohne Erfolg. Unsere Hände hatten bei der Kälte alles Gefühl verloren, sodaß uns nichts anderes übrig blieb, als wieder das Messer zu gebrauchen. Es war schrecklich. Natürlich würde Erschießen die bequemste und barmherzigste Todesart gewesen sein, aber wir wollten ungern unsere kostbare Munition an den Hunden verbrauchen; vielleicht kommt einmal die Zeit, daß wir ihrer dringend bedürfen.

Die gestrigen Beobachtungen ergeben, daß wir bis 85° 57,8' nördlicher Breite herabgekommen sind, während die Länge 79° 26' Ost sein muß; das stimmt gut mit unserer Rechnung, da wir seit unserer letzten Beobachtung vom 13. April 82 Kilometer gemacht haben, gerade so viel, wie ich angenommen hatte.

Noch immer derselbe helle Sonnenschein Tag und Nacht. Gestern frischte der Nordwind etwas auf, und er wehte auch heute noch, doch belästigte er uns nicht sehr, da wir ihn im Rücken hatten. Die Temperatur, welche jetzt zwischen 20° und 30° unter Null ist, kann nur

angenehm genannt werden. Sie ist unzweifelhaft ein Glück für uns; denn wäre es wärmer, so würden die Rinnen sich länger offen halten. Mein sehnlichster Wunsch ist jetzt, in die Nähe von Land zu kommen, ehe die Rinnen zu schlimm werden. Was wir dann machen, wird auf die Umstände ankommen.

Sonntag, 21. April. Vorgestern brachen wir um 4 Uhr auf und machten in der Nacht halt, um etwas zu essen. Die Rast zum Mittagsmahl, bei dem wir mit unserm Essen in die Tiefe unsers warmen und behaglichen Sackes hineinkriechen, ist ganz außergewöhnlich angenehm. Nach einem ordentlichen Schläfchen machten wir uns wieder auf den Weg; doch wurden wir bald durch die abscheulichste Rinne aufgehalten, die wir bisjetzt noch getroffen haben. Ich ging an derselben entlang, um einen Uebergang zu finden, traf aber auf dem ganzen Wege nur schlimmes aufgebrochenes Eis. Die Rinne blieb überall gleich breit und unzugänglich, überall voll von zusammengefrorenen Blöcken und morschem Eise, die deutlich bewiesen, daß das Eis hier während langer Zeit in Bewegung gewesen und durch die unaufhörlichen Pressungen zermalmt und zertrümmert worden war. Dasselbe war auch aus zahlreichen neugebildeten Rücken und den nach allen Richtungen führenden Rissen wahrzunehmen. Endlich fand ich einen Uebergang; aber als ich die Karawane auf einem weiten Umwege dorthin geführt hatte, hatte die Rinne sich in der Zwischenzeit wieder verändert, und ich hielt es nicht für rathsam, den Uebergang zu wagen. Obgleich ich soweit als nur möglich vorging, fand ich doch überall nur dieselbe ekelhafte Rinne, voll von mich angrinsenden Eisstücken, und auf jeder Seite hohe Eisketten. In mehreren Fällen waren die Eisstücke, wie ich bemerkte, mit Schlamm vermischt, und an einer Stelle war die ganze Scholle, deren Blöcke zu einem Rücken in die Höhe gepreßt waren, von völlig dunkelbrauner Farbe; ich konnte jedoch nicht nahe genug hinkommen, um zu bestimmen, ob diese Farbe von Schlamm oder von organischer Masse herrühre. Die Rücken waren an einzelnen Stellen ziemlich

hoch und erreichten eine Höhe von vielleicht 8 Meter. Hier hatte ich eine gute Gelegenheit, zu beobachten, wie sie die Form von Eisbergen mit steilen, ebenen Flächen annehmen, indem alte Rücken sich in mehreren Richtungen spalten. Oft habe ich auf dieser Reise massige hohe Hügel mit ähnlichen glatten Seiten und von großem Umfange gesehen, die zuweilen schneebedeckten Inseln sehr ähnlich sahen. Sie bestehen aus paläokrystischem Eise, wie man es sich nur wünschen kann.*

Schließlich war ich gezwungen, umzukehren, ohne meine Mission erfüllt zu haben. Das Aergerlichste dabei war, daß ich auf der andern Seite der Rinne schönes flaches Eis sah, das sich weit nach Süden ausdehnte, während wir gezwungen waren, hier zu lagern und zu warten. Ich hatte mich damit bereits vertraut gemacht, als ich bei der Rückkehr nach unserm ursprünglichen Halteplatze ganz in der Nähe einen ziemlich guten Uebergang fand. Wir gingen nunmehr, während das Eis unter unsern Füßen fortwährend mahlte, nach der andern Seite hinüber, doch war es mittlerweile 6 Uhr morgens geworden. Wir setzten zwar den Weg noch eine Weile auf schönem flachem Eise fort, allein die Hunde waren müde, und es waren schon fast 48 Stunden verflossen, seitdem sie gefüttert worden waren.

Während wir weiter hasteten, trafen wir ein riesiges Stück von einem Balken, das schräg aus der Oberfläche des Eises hervorragte; es war, soweit ich sehen konnte, sibirisches Lärchenholz und wahrscheinlich vor langer Zeit durch Eisdruck in die Höhe gehoben worden. Manche schöne Mahlzeit hätten wir uns damit kochen können, wären wir im Stande gewesen, es mitzunehmen; jedoch war es zu schwer dazu. Nachdem wir den Balken mit „F. N. H. J. 85° 30′" bezeichnet hatten, setzten wir den Weg fort.

* Wir haben zu keiner Zeit wirkliche Eisberge gesehen, bis wir in die Nähe des Landes kamen; es war alles Meereis. Dasselbe war auch während der Drift der „Fram" der Fall.

Rast (April 1895).



Noch immer Eisebenen vor uns; ich freue mich schon darauf, wieder unterwegs zu sein. Auf Schneeschuhen über diese ebene Fläche hinzufliegen, wäre eine Lust! Land und Heimat kommen näher, und während man dahinjagt, schweift der Gedanke südwärts zu allem, was schön ist. 6 Uhr morgens — 30° C.

Montag, 22. April. Wenn wir schon in den vorhergehenden Tagen gute Fortschritte gemacht haben, so hat der gestrige Tag ge-



Johansen schnitzt unsere Namen in ein Stück Treibholz.

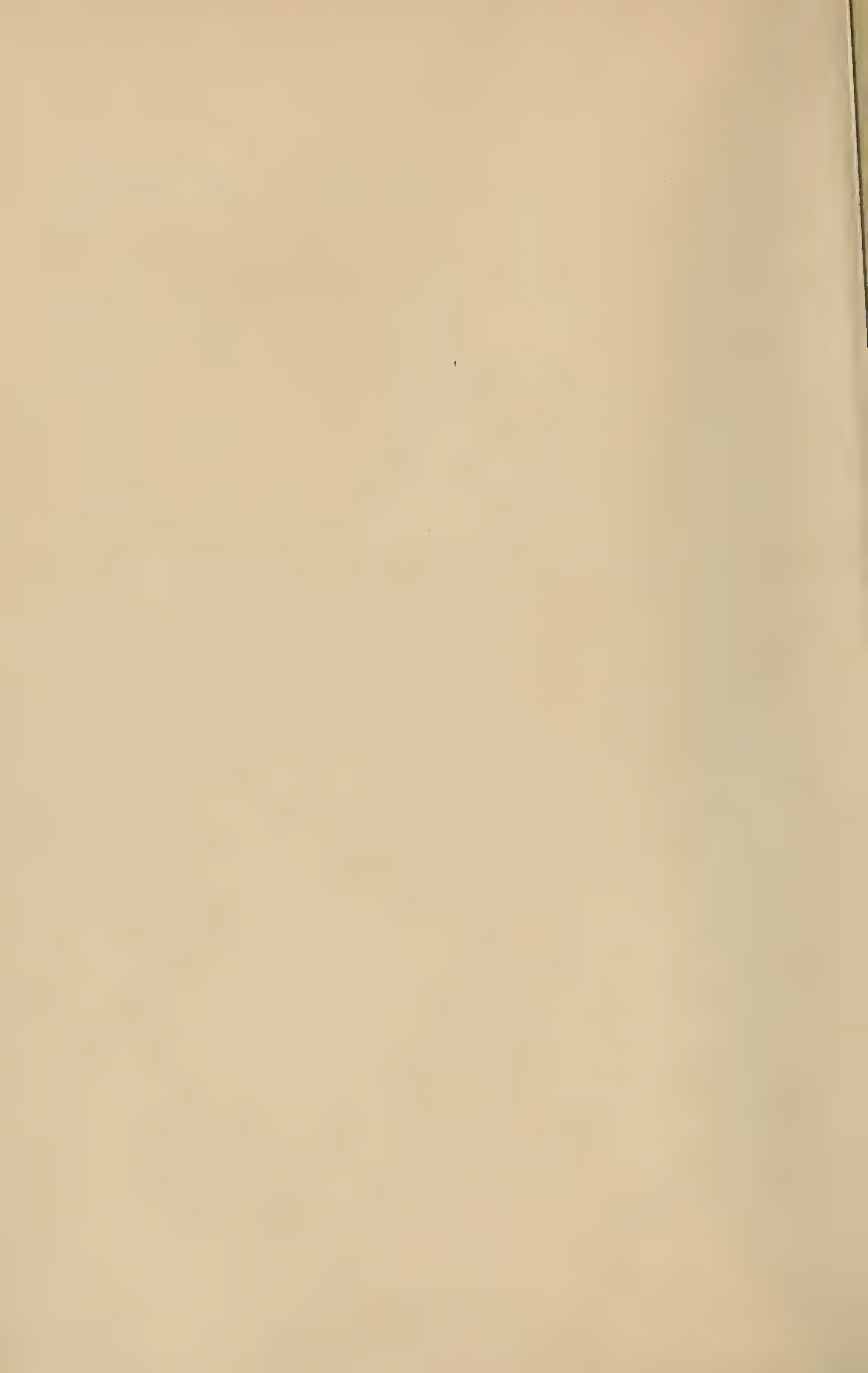
radezu sich selbst übertroffen. Ich glaube, ich kann für unsern Tagemarsch 37 Kilometer annehmen, werde aber, um ganz sicher zu gehen, die beiden letzten Tage zusammenwerfen und 60 Kilometer für sie rechnen. Die Hunde werden jedoch allmählich müde, es naht sich die Zeit zum Lagern. Sie warten ungeduldig auf das Futter und stürzen sich, da sie immer gieriger auf Hundefleisch geworden sind, wie Wölfe auf die dampfenden Stücke, die ihnen mit Haut und Haaren zugeworfen werden. Nur „Kvik" und „Barnet" halten sich

zurück, solange das Fleisch noch warm ist, fressen es aber mit Heißhunger, sobald es gefroren ist. 12 Uhr Mitternacht — 33,3° C.

Freitag, 26. April. — 31,5° C.; Minimum-Temperatur — 35,7° C. Gestern Morgen war ich nicht wenig erstaunt, als ich plötzlich im Schnee die Fährte eines Thieres bemerkte. Es war ein Fuchs gewesen, der von ungefähr rechtweisend Westsüdwest hergekommen war und sich in östlicher Richtung entfernt hatte. Die Fährte war noch ganz frisch. Was in aller Welt macht ein Fuchs hier in diesem wilden Meere? Ganz ohne Nahrung war er hier nicht, wie die Losung auf seinem Wege bewies. Ist hier in der Nähe Land? Unwillkürlich blickte ich danach aus; aber das Wetter war gestern den ganzen Tag unsichtig, und wir konnten Land vielleicht nahe sein, ohne es zu gewahren. Ebenso wahrscheinlich ist es jedoch, daß der Fuchs der Spur eines Bären gefolgt ist. Jedenfalls ein warmblütiges Säugethier auf dem 85. Breitengrad! Noch waren wir nicht weit gegangen, als wir eine zweite Fuchsfährte antrafen, die ungefähr in derselben Richtung wie die erste verlief und den Windungen der Rinne folgte, die uns aufgehalten und zum Lagern gezwungen hatte. Unbegreiflich ist mir, wo diese Thiere auf dem Eise ihre Nahrung finden, doch vermuthe ich, daß sie in den offenen Rinnen einige Krustenthiere und ähnliches Gethier erwischen können. Weshalb verlassen sie aber die Küste und kommen hierher? Das ist mir das Räthselhafteste. Ob sie sich wol verirrt haben? Das scheint mir wenig wahrscheinlich zu sein. Ich suche jetzt eifrig, ob wir heute nicht auch die Spur eines Bären entdecken können; das würde mich besonders befriedigen, weil man daraus schließen könnte, daß wir uns wieder wohnlichen Gegenden nähern. Ich habe soeben nach den Peilungen unsern Kurs auf der Karte abgesteckt, wobei ich rechne, daß wir in den vier Tagemärschen seit unserer letzten Beobachtung 111 Kilometer gemacht haben, was ich nicht für übermäßig hoch halte. Danach könnten es nach Petermann-Land, wenn es ungefähr dort liegt, wo Payer es angegeben hat, nicht viel mehr als



Merkwürdige Eisschichtung.



223 Kilometer sein. Gestern hätte ich wieder eine Beobachtung anstellen sollen, doch war es nebelig.

Gegen Ende unsers gestrigen Tagemarsches kamen wir über zahlreiche Rinnen und Eisrücken; in einem ganz neuen Rücken waren ungeheuere Stücke von Süßwassereis in die Höhe geschraubt worden. Das Eis war dicht mit Thon und grobem Sand durchsetzt, sodaß die Blöcke aus der Ferne dunkelbraun aussahen und leicht für Felsen gehalten werden konnten; ich habe thatsächlich selbst geglaubt, sie wären Gestein. Ich kann mir nicht anders denken, als daß dieses Eis Flußeis, am wahrscheinlichsten aus Sibirien, ist; weiter nördlich habe ich oft ungeheure Stücke von solchem Süßwassereis gesehen und sogar auf 86° Breite fand ich noch Thon auf dem Eise.

Sonntag, 28. April. Auch gestern haben wir gute Fortschritte gemacht; ich nehme 30 Kilometer an. Wir begannen den Marsch gestern Nachmittag um $3\frac{1}{2}$ Uhr und setzten ihn bis heute Morgen fort. Das Land kommt näher, und es beginnt die aufregende Zeit, wo wir es am Horizont werden sehen können. O, wie ich mich nach Land sehne, um endlich etwas anderes unter den Füßen zu haben als immer Eis und Schnee, ganz abgesehen davon, daß dann auch der Blick auf etwas anderm ruhen kann. Gestern wieder eine Fuchsspur, die ungefähr in derselben Richtung verlief wie die früheren. Im Laufe des Tages mußte „Gulen" daran glauben; er schien vollständig erschöpft zu sein, konnte sich kaum noch auf den Beinen halten, taumelte und lag, als wir ihn auf einen Schlitten legten, ganz still, ohne sich zu rühren. Wir hatten schon vorher beschlossen gehabt, ihn an diesem Tage zu tödten. Armes Thier! Treu, gutmüthig und willig arbeitete es bis zu seinem Ende für uns, um dann zum Dank dafür, daß es nicht mehr konnte, getödtet zu werden und den anderen zum Fraß zu dienen. Es war am 13. December 1893 auf der „Fram" geboren und hat als echtes Kind der Polarnacht nie etwas anderes als Eis und Schnee gesehen.

Montag, 29. April. — 20° C. Gestern wurden wir, nachdem

wir erst eine kleine Strecke zurückgelegt hatten, durch offenes Wasser, einen breiten See oder Kanal, der sich ungefähr quer vor unserm Kurse ausdehnte, aufgehalten. Wir arbeiteten uns eine Weile westwärts an demselben entlang, bis sich plötzlich der See an einer verhältnißmäßig schmaleren Stelle rasch zusammenzuschließen begann. In wenigen Minuten thürmte sich das Eis vor uns auf, worauf wir mit Hülfe der lärmenden Eiskette, die unter unseren Füßen donnerte und krachte, hinübergelangten. Es hieß eilen und Hunde und Schlitten rasch hinüberbringen, wenn wir zwischen den rollenden Eisblöcken nicht eingeklemmt werden wollten. Fast hätte sich dieser Eisrücken auf Johansen's Schneeschuhe geworfen, die er einen Augenblick zurückgelassen hatte, während wir den letzten Schlitten hinüberschafften. Als wir uns endlich an der andern Seite der Rinne befanden, war der Tag schon weit vorgeschritten. Natürlich verdiente eine solche Arbeit eine Extraration Fleischchocolade.

So ärgerlich es auch ist, mitten auf dem schönen flachen Eise durch eine Rinne aufgehalten zu werden, wenn man vorwärts möchte, so ist es unleugbar doch ein wundervolles Gefühl, das offene Wasser vor sich und die Sonne auf den vom Winde bewegten kleinen krausen Wellen spielen zu sehen. Man stelle sich nur einmal vor: nach so langer Zeit wieder offenes Wasser und glitzernde Wellen! Die Gedanken schweifen zurück zur Heimat und zum Sommer. Vergeblich blickte ich mich überall um, ob ich nicht in der Rinne den Kopf eines Seehundes oder an den Rändern einen Bären entdecken könnte. Die Hunde begannen jetzt kraftlos zu werden und waren nur noch schwer vorwärtszutreiben; „Barnet" war vollständig fertig und wurde an diesem Abend getödtet; mehrere der anderen sind sehr erschöpft. Selbst „Baro", mein bester Hund, fängt an, in seinem Eifer nachzulassen, von „Kvik" gar nicht zu sprechen; vielleicht muß ich mit dem Futter ein wenig freigebiger sein. Der Wind, der morgens ungefähr Südsüdost gewesen war, drehte sich später mehr nach Osten, sodaß ich, um Pettersen's Lieblingsausdruck für einen

tüchtigen Südoster, der das Schiff einigermaßen rasch nach Norden trieb, zu gebrauchen, eine „regelrechte Teufelsbrise" erwartete. Ich wundere mich nur, daß die Temperatur noch so niedrig zu sein schien. Längere Zeit hatte ich am Horizont im Süden und Südwesten eine dunkle Wolkenbank beobachtet und gedacht, daß sie Land bedeute, doch begann sie jetzt, höher zu steigen und sich uns in verdächtiger Weise zu nähern. Als wir dann nach dem Mittagessen aus dem Sack krochen, sahen wir, daß der ganze Himmel bewölkt war; und daß auch die „Teufelsbrise" sich eingestellt hatte, merkten wir, als wir den Marsch fortsetzten.

Gestern bemerkte ich wieder eine Fuchsfährte, die vom Schnee fast schon verwischt war und in der gleichen Richtung führte wie die früheren. Das ist schon die vierte, die wir getroffen haben. Der Umstand, daß wir so viele finden, läßt mich ernstlich an die Nähe von Land glauben; ja, ich erwarte, es jede Minute zu sehen, wenn es vielleicht auch noch einige Tage dauern mag.*

Dienstag, 30. April. —21,4° C. Trotz allem war gestern ein böser Tag. Er fing mit hellem Sonnenschein an; es war warm (—20° C.), und im gleißenden Sonnenlichte lagen weite Strecken von schönem flachem Eise und lockten uns; alles trug dazu bei, uns ein tüchtiges Tagewerk zu versprechen. Aber o weh!, wer dachte an die gräßlichen, dunkeln Spalten, die quer über unsern Weg liefen und uns das Leben zur Last machen sollten? Der Wind hatte den Schnee ordentlich hart gemacht und uns eine feste und schöne Bahn bereitet, sodaß wir rasch vorwärtskamen. Wir waren indeß noch nicht weit gelangt, als wir durch eine Rinne mit vollständig offenem Wasser aufgehalten wurden, die sich gerade vor unserm Wege ausdehnte. Nachdem wir ihr eine kleine Strecke gefolgt waren, fanden wir schließlich eine Stelle zum Uebergange.**

---

* In Wirklichkeit dauerte es fast drei Monate, ehe dieses Wunder (am 24. Juli 1895) eintrat.

** Wie am Tage vorher bewegte sich das Eis an der Nordseite der Rinne gegenüber dem stillstehenden an der Südseite in westlicher Richtung. Dasselbe

Nicht lange nachher trafen wir wieder eine Rinne, die ungefähr in derselben Richtung verlief. Auf einem ziemlich weiten Umwege kamen wir auch hier wohlbehalten und ohne weitern Unfall, als daß drei Hunde ins Wasser fielen, hinüber; ebenso wurde die dritte bewältigt, während die vierte zu viel für uns war. Diese Rinne war sehr breit. Wir verfolgten sie eine weite Strecke in westlicher Richtung, ohne jedoch einen passenden Uebergang zu finden. Dann lief ich noch 4 Kilometer allein weiter, um die Gegend zu erforschen, mußte aber zu Johansen und den Schlitten zurückkehren, weil ich keine Möglichkeit hinüberzukommen entdecken konnte. Es ist ein fruchtloses Stück Arbeit, eine Rinne zu verfolgen, die sich im rechten Winkel zu unserm Kurse ausdehnt; besser ist es, zu lagern, eine gute Pemmikan-Suppe à la Julienne, die sehr angenehm schmeckt, zu bereiten und sich in der Hoffnung auf spätere bessere Zeiten dem Schlafe hinzugeben. Das Wetter ist ruhig, sodaß sich hoffentlich keine neuen Rinnen mehr bilden.* Wenn es während der Zeit, die wir noch brauchen, um Land zu erreichen, sich so hält, wird uns das sehr von Nutzen sein; dann mögen sich so viele Rinnen bilden, als da wollen. Sollten die Verhältnisse vorher aber zu schlimm werden, so bleibt uns nichts weiter zu thun übrig, als unsere Kajaks auszubessern. Wie sie jetzt sind, werden sie nicht flott bleiben, da durch das fortwährende Umschlagen der Schlitten an vielen Stellen Löcher eingerissen sind, sodaß die Fahrzeuge volllaufen würden, sowie sie aufs Wasser gesetzt werden. —

Ich müßte hier wol erklären, weshalb ich das Ausbessern der Kajaks solange wie möglich aufgeschoben hatte. Das geschah zum

---

war bei den anderen Rinnen, die wir im Laufe des Tages trafen, der Fall oder ersichtlich früher der Fall gewesen. Wir schlossen natürlich daraus, daß das Eis im Norden starke westliche Drift habe, während dasjenige im Süden durch Land zurückgehalten werde.

* Die Rinnen bilden sich am häufigsten bei windigem Wetter, da das Eis dann in Bewegung gesetzt wird.

Theil, weil diese Arbeit lange Zeit in Anspruch genommen hätte, die Tage aber kostbar waren, solange es sich darum handelte, Land zu gewinnen, ehe das Eis unpassirbar würde; zum Theil aber auch, weil es bei der Temperatur, die wir jetzt hatten, schwierig gewesen wäre, die Arbeit ordentlich auszuführen, sowie auch, weil anzunehmen war, daß die Fahrzeuge durch das Kentern der Schlitten bald wieder Löcher bekommen würden. Dazu kam, daß ich jetzt nur ungern die Rinnen mit den Kajaks kreuzen mochte, weil jene noch mit jungem, mehr oder weniger dickem Eise bedeckt waren, das schwierig zu durchbrechen gewesen wäre, selbst wenn wir die Möglichkeit gehabt hätten, den Bug der Kajaks durch einen Neusilberbeschlag und Extra-Segeltuch vor dem Durchschnittenwerden zu schützen. Wie schon früher bemerkt, war ein fernerer nicht unbedeutender Nachtheil, daß alles in die Kajaks dringende Wasser sofort gefroren wäre und nicht wieder hätte entfernt werden können, vielmehr bei jedem Uebergange über eine Rinne das Gewicht unserer Ladungen vermehrt haben würde. Unzweifelhaft war es daher besser, die Rinnen selbst auf einem weiten Umwege zu umgehen, als sich den Hindernissen und Zufälligkeiten auszusetzen, welche die andere Alternative mit sich gebracht haben würde.

Ich citire weiter aus den Aufzeichnungen meines Tagebuchs für diesen Tag:

„Die Hunde waren gestern Abend über einen unserer kostbaren Pemmikan-Säcke gerathen, hatten die eine Ecke desselben abgerissen und etwas von dem Inhalt verzehrt, glücklicherweise nicht viel. Bis hierher waren wir so glücklich gewesen, daß sie den Proviant unberührt gelassen hatten; doch wird der Hunger jetzt zu stark für sie, und die Natur ist stärker als die Disciplin.“

Mittwoch, 1. Mai. — 24,8° C. Heute habe ich meine Finnenschuhe mit Sohlen aus Segeltuch versehen, sodaß sie hoffentlich wieder eine Zeit lang aushalten werden; ich habe das Gefühl, als ob ich jetzt wieder das Terrain behaupten könnte. Ich besitze nun zwei Paar derartiger Schuhe, sodaß ich endlich einmal ein Paar in der

Sonne trocknen kann; sie sind während des ganzen Weges naß gewesen, wodurch sie sich noch rascher abgetragen haben.

Die Eisverhältnisse wurden jetzt wieder sehr schlecht und unsere Märsche dementsprechend kürzer. Am Freitag, 3. Mai, schrieb ich:

„Gestern haben wir kein so gutes Tagewerk vollbracht, als ich erwartet hatte, wenn wir auch einige Fortschritte machten. Das Eis war flach und das Weiterkommen eine Zeit lang gut, weshalb wir den Marsch etwa vier Stunden ununterbrochen fortsetzten. Aber dann hatten wir mehrere Strecken mit Rinnen und Eisrücken, über welche es uns jedoch noch hinwegzukommen gelang, obwol das Eis oft unter unseren Füßen zusammengepreßt wurde. Allmählich nahm der Südostwind zu. Während wir das Mittagessen einnahmen, drehte er sich nach Osten herum und wurde ziemlich stark; außerdem wurde das Eis durch Rinnen und Eisrücken noch schlimmer. Als der Wind eine Geschwindigkeit von 9—10 Meter in der Secunde erreichte und starkes Schneetreiben eintrat, welches alles ringsum vollständig verhüllte, war es nichts weniger als angenehm, sich vorwärtszuarbeiten. Nachdem wir mehrere male durch neugebildete Rücken aufgehalten worden waren, sah ich ein, daß das einzig Vernünftige sein würde, unser Zelt aufzuschlagen, wenn wir nur eine einigermaßen geschützte Stelle finden könnten. Das war jedoch leichter gesagt als gethan, da das Schneetreiben so stark geworden war, daß wir kaum etwas sehen konnten. Endlich fanden wir aber doch einen passenden Platz, wo wir, sehr zufrieden, Schutz zu bekommen, unser Fiskegratin verzehrten und in den Schlafsack krochen, während der Wind an den Zeltwänden rüttelte und rund herum hohe Schneewehen aufthürmte. Wir waren gezwungen gewesen, das Zelt ganz dicht an einem neugebildeten Eisrücken aufzurichten, was allerdings nicht sehr angenehm war, weil Eispressungen eintreten konnten; jedoch hatten wir keine Wahl, da dies die einzige Stelle an der Leeseite war, die wir finden konnten. Noch ehe ich einschlief, begann das Eis unter uns zu krachen, und bald darauf fing auch die Kette hinter uns mit den

uns wohlbekannten ruckweisen Pressungen an. Ich horchte und dachte darüber nach, ob es nicht besser sein würde, aufzustehen, ehe die Eisblöcke auf uns herabstürzten, schlief dabei aber rasch ein und träumte von einem Erdbeben. Als ich einige Stunden später wieder erwachte, war alles ruhig. Nur der Wind heulte um das Zelt, zerrte an den Wänden und peitschte den Schnee an denselben hoch hinauf.

„Gestern Abend wurde «Potifar» getödtet. Wir haben jetzt noch 16 Hunde übrig; ihre Zahl nimmt in erschreckender Weise ab, und wir sind noch so weit vom Lande! Wenn wir nur erst dort wären!"

Sonnabend, 4. Mai. Machten gestern etwa 15 Kilometer, aber die Rinnen werden immer schlimmer. Als wir nachmittags aufbrachen, nachdem wir meinen Schlitten und das Kajak wieder beladen und die Lasten unter Johansen's Kajak in Ordnung gebracht hatten, hatte sich der Wind gelegt, und es schneite ruhig und still weiter in großen Flocken, wie im Winter zu Hause. Schlimm ist es, daß man fast nichts sieht; man weiß nicht, ob das Terrain günstig oder ungünstig ist; indeß ging es sich nicht so schlecht, und wir kamen vorwärts. Es war himmlisch, bei diesem milden Wetter (—11,3° C.) zu fahren; man konnte thun, was man wollte, brauchte nicht Angst zu haben, die bloßen Hände zu benutzen, und es brauchte einem auch nicht zu grauen, einen Knopf aufzuknöpfen. Man konnte die wunden, erfrorenen Finger wieder benutzen, ohne daß man unerträgliche Schmerzen erleiden mußte, wenn man etwas berührte.

Das Leben wurde uns jedoch bald durch offene Rinnen verbittert, über die wir schließlich nur mit Umwegen und unter Aufwendung von viel kostbarer Zeit hinübergelangten. Dann kamen weite Strecken flachen Eises, auf dem wir lustig den Marsch fortsetzten, zumal bald darauf auch die Sonne durchbrach. Es ist wunderbar, welche Aufmunterung dies ist. Kurze Zeit vorher, als ich mich an einer schrecklichen Rinne entlang durch Eisblöcke und über Eisrücken weiter quälte, ohne einen Durchgang zu entdecken, war ich nahe daran, bei jedem Schritte vor Erschöpfung umzusinken, und kein Vergnügen

der Welt kann damit verglichen werden, wenn man in den Sack kriechen kann; während jetzt, wenn das Glück wieder lächelt und man vorwärtszukommen Aussicht hat, plötzlich alle Müdigkeit verschwunden ist.

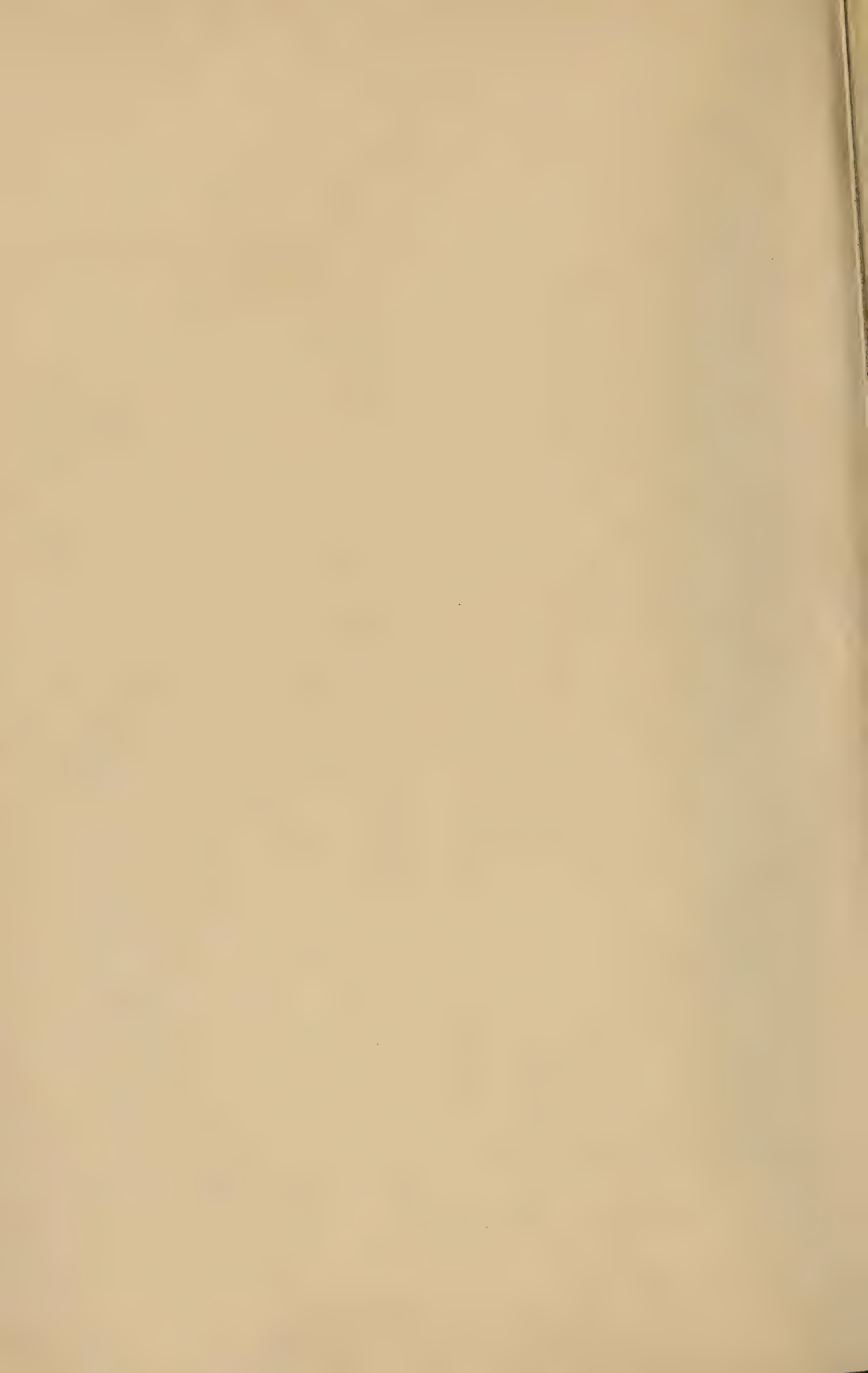
In der Nacht begann das Eis ernstlich schlecht zu werden; Rinne folgte auf Rinne, eine schlimmer als die andere, und nur mit Hülfe großer Abweichungen vom Kurse und schwieriger Umwege konnten dieselben überschritten werden. Es war zum Verzweifeln, und als der Wind wieder zu einem guten „Mühlenwind" anwuchs, wurde die Sache nicht besser. Das ist eine Plackerei ohne Ende! Was würde ich nicht darum geben, wenn ich Land sähe, wenn ich einen sichern Weg vor mir hätte, auf bestimmte Tagemärsche rechnen könnte und von dieser endlosen Sorge und Ungewißheit wegen der Rinnen befreit wäre! Niemand weiß, welche Mühseligkeiten sie uns noch bringen können, welche Widerwärtigkeiten wir vielleicht noch zu bestehen haben werden, ehe wir Land erreichen, und dabei nimmt die Zahl der Hunde stetig ab. Die armen Thiere erhalten alles, was wir ihnen geben können, aber was nutzt das? Ich bin so müde, daß ich auf den Schneeschuhen schwanke und, wenn ich falle, nur wünsche, liegen bleiben zu können, um mir die Mühe des Wiederaufstehens zu ersparen. Alles hat einen Uebergang, sagte der Fuchs, da zog man ihm das Fell über die Ohren; er hatte Recht, und mit der Zeit werden auch wir Land erreichen.

Heute Morgen um 5 Uhr kamen wir an eine breite Rinne, und da es so gut wie unmöglich war, die Hunde noch weiter zu bringen, lagerten wir. Ist man erst einmal ins Zelt gekommen und hat sich im Sack verkrochen, eine Schüssel mit schmackhaft riechendem Labskaus vor sich, so stellt sich ein Gefühl des Wohlbehagens ein, das weder durch Rinnen noch durch sonst etwas gestört werden kann.

Das von uns passirte Eis war im allgemeinen flach, mit Ausnahme der neugebildeten Rinnen und der Eisrücken; sie traten jedoch meist auf kleineren Strecken auf, mit ausgedehntem flachem Eise



Ewige Plackerei!



dazwischen, wie gestern. Fast sämmtliche Rinnen scheinen dieselbe Richtung einzuhalten, ungefähr quer zu unserm Kurse mit geringer Abweichung nach Südwesten; sie laufen ungefähr von mißweisend Ostnordost nach Westsüdwest. Heute Morgen war die Temperatur wieder auf — 17,8° C. gesunken, nachdem sie bereits bis auf — 11° gestiegen war, sodaß ich noch die Hoffnung hege, das Wasser werde wol bald zufrieren. Vielleicht ist es nicht recht von uns, den Wind zu verwünschen, denn unsere Leute an Bord der „Fram" sind sicherlich froh darüber, daß endlich Südostwind eingetreten ist. Unzweifelhaft haben sie auf ihn gewartet, und da er nun endlich da ist, wünsche ich ihn dahin, wo der Pfeffer wächst! Gewiß, ich habe mich über den Wind um ihretwillen gefreut; das hindert aber nicht, daß ich viel dafür gäbe, wenn sie mit dem Weitertreiben warten wollten, bis wir Land erreicht haben.

Mittwoch, 8. Mai. Die Rinnen treten noch immer regelmäßig an gewissen Stellen auf, wo das Eis im allgemeinen sehr uneben ist und alte und neue Eisrücken miteinander abwechseln. Zwischen diesen Stellen liegen weite flache Strecken ohne Rinnen; sie sind oft vollkommen eben, fast wie Inlandeis. Die Richtung der Rinnen liegt wie früher sehr oft quer zu unserm Kurse oder noch etwas südwestlicher, andere scheinen auch in der Richtung zu verlaufen, die wir einschlagen. Das Eis ist ganz merkwürdig; es scheint immer ebener zu werden, je mehr wir uns dem Lande nähern, während wir gerade das Gegentheil erwartet hatten. Wenn es nur so bleiben wollte! Mir scheint es beträchtlich flacher zu sein als dasjenige um die „Fram". Es gibt hier keine wirklich unpassirbaren Stellen; alle Unebenheiten scheinen von geringen Dimensionen zu sein, nur unbedeutende Eisblöcke, keine Hügel und Rücken, wie wir sie weiter nördlich gefunden hatten. Einige Rinnen sind schmal und noch so neu, daß sie nur mit Schneeschlamm bedeckt sind. Diese Decke ist allerdings trügerisch genug; es scheint festes ebenes Eis zu sein, stößt man aber den Stock hinein, so geht er vollständig hindurch bis ins Wasser.

Heute Morgen rechnete ich unsere Breite und Länge aus; erstere betrug (Sonntag, 5. Mai) 84° 31′ Nord, letztere 66° 15′ Ost. Wir waren nicht so weit südlich, wie ich erwartet hatte, aber erheblich weiter westlich. Die Drift hat uns zurück und nach Westen versetzt. Ich werde daher in Zukunft einen südlichern Kurs als bisher nehmen, etwa rechtweisend Süd, da wir noch immer nach Westen treiben und ich vor allen Dingen befürchte, zu weit nach dieser Richtung zu gelangen. Hoffentlich werden wir bald Land in Sicht bekommen, worauf wir wissen werden, welchen Kurs wir zu nehmen haben. Eigentlich müßten wir jetzt schon dort sein.

Gestern wurde kein Hund getödtet, weil noch vom Tage vorher zwei Drittel von „Ulenka“ übrig waren, die den Hunden eine reiche Mahlzeit boten. Ich beabsichtigte, fortan nur jeden zweiten Tag einen Hund zu tödten; vielleicht werden wir auch bald einem Bären begegnen.

Donnerstag, 9. Mai. —13,3° C. Gestern war ein ziemlich guter Tag. Das Eis war freilich nicht das allerbeste, recht höckerig, auch ging es sich schwer, nichtsdestoweniger kamen wir aber stetig vorwärts. Hin und wieder trafen wir lange flache Strecken. Das Wetter war, als wir heute Morgen gegen 2½ Uhr aufbrachen, ganz schön, und die Sonne schien durch leichte weiße Cumulus-Wolken. Es war aber schwer, gegen das Eis vorzudringen, und bald kam auch mit dem Winde, der noch immer aus Nordnordost wehte, der Nebel.

Das Ziehen wird für die Hunde in demselben Verhältniß schwerer, als ihre Zahl abnimmt, doch scheinen auch die hölzernen Kufen, die Unterkufen, nicht gut zu gleiten. Ich habe schon lange daran gedacht, sie abzunehmen, und hatte heute wirklich beschlossen, es ohne sie zu probiren. Trotz allem behalten die Hunde ein sehr gleichmäßiges Tempo bei und machen nur hin und wieder halt. Gestern hatte ich nur vier Hunde vor meinem Schlitten, von denen einer, „Flint“, aus dem Geschirre schlüpfte und fortlief, sodaß wir

ihn erst abends wieder erwischen konnten, worauf er zur Strafe getödtet wurde. Das Eis war heute überall weniger eben als während der letzten Tage. Nachmittags wurde das Wetter unsichtiger, und der Wind nahm noch zu, bis gegen 3 Uhr ein regelrechter Schneesturm wüthete. Es war kein Weg zu sehen; alles war weiß, außer an den Stellen, wo die blauen Eisblöcke der Rücken durch das Schneetreiben hindurchragten. Nach einer Weile verschlechterte sich das Eis



Schweres Durchkommen.

noch, und ich gerieth auf Rücken und andere Unebenheiten, die ich vorher nicht gesehen hatte. Ich hoffte, daß wir dieses rauhe Eis bald passirt haben würden, doch besserte es sich nicht, sodaß wir es für unvernünftig hielten, den Weg fortzusetzen. Glücklicherweise hatten wir gerade einen gutgeschützten Lagerplatz gefunden, sonst würde es bei diesem Wetter, in welchem nichts zu unterscheiden war, schwer gewesen sein, einen zu finden.

Dann gelangen wir südwärts und wundern uns mehr und mehr,

daß wir noch immer keine Anzeichen von Land wahrnehmen. Nach unserer Rechnung haben wir den 84. Grad jetzt hinter uns.

Freitag, 10. Mai. — 8,8° C. Unser Leben bietet viele Schwierigkeiten, die zu überwinden sind. Gestern versprach der Tag gut zu werden, aber das unsichtige Wetter hinderte uns am Weiterkommen. Als wir vormittags aus dem Zelte krochen, war es schön; die Sonne schien, die Bahn war ungewöhnlich gut, und das Eis schien ebener als sonst zu sein. Wir hatten es in dem Schneesturme am Abend vorher fertig gebracht, gerade in einen Streifen schlechten Eises hineinzugerathen. Ehe wir aufbrachen, wollten wir die abnehmbaren Holzkufen von den Schlitten entfernen, allein als ich den meinigen vorher noch einmal probirte, fand ich, daß er in seinem bisherigen Zustande ganz gut lief. Ich beschloß daher, mit der Abnahme der Kufen noch etwas zu warten, da ich befürchtete, daß die Schlitten durch die Entfernung derselben geschwächt werden könnten. Inzwischen hatte Johansen sie bereits von dem mittlern Schlitten abgenommen. Dabei entdeckten wir, daß eine der Birkenholzkufen gerade unter einem der aufrechtstehenden Träger quer durchgespalten war, sodaß uns nichts anderes übrig blieb, als sie wieder zu befestigen. Es war schade, denn der Schlitten würde auf den frischgetheerten Kufen viel besser gelaufen sein als auf den zerkratzten Unterkufen. Wir machten ziemlich gute Fortschritte, obwol wir nur noch dreizehn Hunde hatten, vier vor meinem, vier vor dem Birkenholzschlitten und fünf vor Johansen's Schlitten; jedoch wurde das Wetter im Laufe des Nachmittags wieder rasch unsichtiger, und es begann zu schneien, sodaß wir unsern Weg nicht sehen konnten. Das Eis war indeß ziemlich eben, weshalb wir den Weg fortsetzten. Als wir dann vor eine Rinne kamen, überwanden wir sie durch einen Umweg. Nicht lange nachher geriethen wir wieder zwischen eine Anzahl abscheulicher Eisrücken und fuhren direct zwischen hohe Rücken hinein und über steile Abhänge hinweg, ohne sie zu sehen; wohin man sich wandte, erschienen plötzlich Vertiefungen und Fall-

gruben, obwol alles unter der Decke des noch immer fallenden Schnees schön und eben aussah. Da eine weitere Fortsetzung des Marsches von wenig Nutzen zu sein schien, beschlossen wir, zu lagern, unser aus heißem schmackhaftem Labskaus bestehendes Mittagsmahl einzunehmen, die Länge auszurechnen und dann abzuwarten, bis es wieder klar werden würde; sollte dieser Fall nicht bald eintreten, so wollten wir



Ueber erträglichen Boden.

uns einen tüchtigen Schlaf gönnen, um zum Weitermarsche bereit zu sein, sobald das Wetter ihn gestatten würde. Nachdem wir ein paar Stunden geschlafen hatten, stand ich — es war um 1 Uhr morgens — auf und trat aus dem Zelt heraus, wo ich dasselbe unsichtige, bewölkte Wetter vorfand, nur daß am Horizont im Südwesten ein Streifen klaren blauen Himmels zu sehen war. Ich ließ Johansen daher weiter=

schlafen und rechnete unsere Länge aus, die sich als 64° 20 Ost erwies. Seitdem ich sie zuletzt gemessen habe, sind wir, wenn meine Rechnung richtig ist, beträchtlich nach Westen gekommen. Während ich noch beschäftigt war, hörte ich draußen bei einem der Kajaks ein verdächtiges Rumoren. Ich horchte, und richtig, die Hunde waren über Johansen's Kajak. Ich stürzte hinaus, erwischte „Haren", der gerade an einem Stück frischen Hundefleischs nagte, das für morgen bestimmt war, und gab ihm eine tüchtige Tracht Prügel für seine Bemühungen. Die Oeffnung des Kajaks wurde dann mit Kapuzen, Schneeschuhen und Stöcken gehörig versichert.

Das Wetter ist noch immer unverändert, bewölkt und unsichtig, aber der Wind ist mehr nach südlicher Richtung herumgegangen, und der Streifen klaren blauen Himmels im Südwesten ist ein wenig mehr über der Eiskante emporgestiegen. Ist es möglich, daß Westwind in Aussicht steht? Er würde uns in der That willkommen sein, und mit sehnsüchtigen Blicken beobachtete ich daher jenen blauen Streifen — weit dort draußen lagen Sonnenschein und Vorwärtskommen, vielleicht lag dort auch Land. Ich sah die Cumulus-Wolken durch die blauen Lüfte dahinsegeln und wünschte mir nur, dort zu sein, Land unter den Füßen zu haben, dann würden alle unsere Mühen vergessen sein. Ach, wie unaussprechlich sehne ich mich danach! Es war vielleicht besser, in den Sack zu kriechen und das Warten durch einen tüchtigen Schlaf abzukürzen. Oftmals guckte ich im Laufe des Morgens aus dem Zelte, sah aber immer wieder denselben bewölkten Himmel und dasselbe Weiß, wohin sich mein Blick auch wandte. Unten im Westen und Südwesten war stets der gleiche Streifen klaren blauen Himmels, nur hatte er sich wieder gesenkt. Als wir vormittags endlich aufstanden, war das Wetter noch unverändert, und auch der azurblaue Streifen am südwestlichen Horizont war noch vorhanden. Meiner Meinung nach muß er etwas mit Land zu thun haben, und das gibt mir die Hoffnung, daß es nicht allzuweit entfernt sein wird. Es ist schwieriger, als wir es uns gedacht haben,

Land zu erreichen. Wir haben es aber auch mit vielen Feinden zu thun gehabt; nicht nur böses Eis und schwieriges Marschiren, sondern auch Wind, Rinnen und unsichtiges Wetter sind hartnäckige Gegner, die wir besiegen mußten.

Sonntag, 12. Mai. — 17,5° C. Gestern war der Tag besser, als wir erwartet hatten. Zwar war es während der ganzen Zeit bewölkt und unsichtig, sodaß wir unsern Weg mehr fühlen mußten als sahen, auch war das Eis nicht besonders gut, allein trotzdem drängten wir vorwärts und hatten die Genugthuung, hin und wieder über weite Strecken flachen Eises zu kommen; nur wurden wir durch ein paar theilweise offenstehende Rinnen etwas gehindert. Seltsamerweise war in rechtweisend Südsüdwesten noch immer der Streifen klaren Himmels zu sehen, der, während wir weiter kamen, höher über den Horizont emporstieg. Wir hofften fortwährend, daß er sich noch mehr ausbreiten und das Wetter sich aufklären würde, weil wir das dringend nöthig hatten, um einen Weg zu finden. Der Streifen wollte indeß nie höher steigen, blieb aber immer gleichmäßig klar. Dann sank er wieder, bis nur noch ein schmaler Strich am Rande des Himmels sichtbar war. Darauf verschwand auch dieser Strich. Ich kann nicht anders denken, als daß der Streifen mit Land in irgendeiner Verbindung stehen muß. Heute Morgen um 7 Uhr kamen wir an eine Zone von so schlechtem Eise, wie ich es selten gesehen hatte, und da ich es für nicht rathsam hielt, bei solch unsichtigem Wetter weiterzugehen, schlugen wir das Lager auf. Hoffentlich haben wir unsere 14 Kilometer zurückgelegt, sodaß wir nur auf weitere 97 Kilometer zu rechnen haben bis zum Lande, falls es auf 83° Breite liegt. Das Eis ist hier unzweifelhaft von anderer Beschaffenheit als früher; es ist weniger eben, und es kommen häufiger alte und neue Rinnen mit Eisrücken und Blöcken vor, was alles auf die Nähe von Land hinzudeuten scheint.

Inzwischen vergeht die Zeit, und die Zahl der Hunde verringert sich. Wir haben jetzt nur noch zwölf. Gestern wurde „Katta“

getödtet. Unser Proviant nimmt ebenfalls allmählich ab, wenn wir auch, Gott sei Dank, noch ein gutes Stück davon übrig haben. Die erste Kanne Petroleum (10 Liter) wurde vor drei Tagen leer, und bald werden wir auch unsern zweiten Sack Brot aufgezehrt haben. Wir thun nichts weiter, als sehnsüchtig den Horizont nach Land zu erforschen, sehen aber nichts, selbst wenn ich mit dem Fernrohr die höchsten Hügel erklimme.

Montag, 13. Mai. — 13° C., Minimum-Temperatur — 14,2° C. Das ist in der That ein beschwerliches Dasein. Die Zahl der Hunde und damit zugleich die Zugkräfte nehmen allmählich ab, und die Thiere sind träge und lassen sich schwer antreiben. Das Eis verschlechtert sich, je näher wir dem Lande kommen, und ist außerdem mit viel tieferm und loserm Schnee bedeckt als früher. Besonders schwierig ist es, in dem aufgebrochenen Eise weiterzukommen, wo man im Schnee, obwol er gewiß viele Unebenheiten bedeckt, fast bis zur Hüfte zwischen den Eisstücken einsinkt, sobald man die Schneeschuhe ablegt, um den Schlitten weiterzuhelfen. Es ist auf solcher Eisfläche außerordentlich ermüdend, wenn die Schneeschuhe nicht sicher an den Füßen befestigt sind. Allein man kann sie nicht ordentlich anlegen, wenn man jeden Augenblick den Hunden helfen oder ewig an den Schlitten schieben oder ziehen muß. Ich glaube, auf solchem Boden würden indianische Schneeschuhe vorzuziehen sein, und ich wünschte nur, ich hätte welche. Jedoch legten wir gestern doch eine kleine Strecke zurück, und wenn ich für gestern und heute zusammen 30 Kilometer rechne, so glaube ich mich nicht zu verrechnen. Wir müßten also nur noch 82 Kilometer bis zum 83. Breitengrad und dem von Payer aufgenommenen Lande haben. Wir halten uns auf ziemlich südlichem Kurse, ungefähr rechtweisend Süd, da dieser beständige Ostwind uns sicherlich westwärts treibt und ich nicht wünsche, daß wir an dem Lande vorbei nach Westen treiben. In der Nacht beginnt es jetzt im Sacke ziemlich warm zu werden; vorige Nacht konnte ich vor Wärme kaum schlafen.

Dienstag, 14. Mai. — 14,1° C. Wir hatten einen behaglichen Ruhetag. Gerade als wir uns nach dem Frühstück auf den Weg machen wollten, bewölkte sich der Himmel, und es setzte ein tüchtiger Schneesturm ein; der Marsch bei solchem Wetter über das unebene Eis, das wir jetzt vor uns haben, hätte uns daher nichts genützt. Ich entschloß mich deshalb, für den Augenblick halt zu machen und einige kleine Arbeiten auszuführen, insbesondere die Ladung des Birkenholzschlittens auf die beiden anderen zu vertheilen, um endlich jenen, für den wir keine Hunde mehr übrig haben, loszuwerden. Das nahm einige Zeit in Anspruch, mußte aber unbedingt geschehen; so verloren wir durch den eintägigen Aufenthalt nichts.

Wir hatten jetzt von dem Schlitten, sowie von zerbrochenen Skistöcken und infolge anderer Unfälle so viel Holz, daß ich dachte, wir würden es, um Petroleum zu sparen, für einige Zeit als Feuerungsmaterial verwenden können. Wir zündeten uns daher ein Feuer daraus an, um unser Abendessen zu kochen, wobei es uns gelang, aus einer leeren Petroleumkanne einen Kochtopf herzustellen, den wir über das Feuer hängten. Beim ersten Versuch zündeten wir das Feuer in der Zeltöffnung an, gaben das jedoch bald auf, zunächst, weil wir beinahe unser Zelt niedergebrannt hätten, und dann, weil der Rauch hineinzog, sodaß wir kaum noch aus den Augen sehen konnten. Aber es wärmte schön und sah wunderbar freundlich aus. Dann verlegten wir das Feuer etwas weiter auf das Eis, wo es weder unser Zelt anbrennen, noch uns ausräuchern konnte; allein damit war auch alle Freude verschwunden. Nachdem wir fast den ganzen Schlitten verbrannt hatten und es uns nur gelungen war, einen Topf Wasser zum Kochen zu bringen, mit dem weitern Resultat, daß die Scholle, auf der wir uns befanden, fast durchgeschmolzen war, gab ich den Gedanken auf, mit Schlitten zu kochen, und kehrte zu unserm lieben Freunde „Primus" zurück, der ein getreuer Kamerad ist und bleibt und der obendrein unterhaltend ist. Man kann ihn neben sich stehen haben, selbst wenn man im Schlafsack

liegt. Wir haben so viel Petroleum, sollte ich denken, als wir für unsere Reise brauchen, weshalb uns da um andere Dinge kümmern? Wenn das Petroleum zu früh zu Ende gehen sollte, nun, dann können wir von Bären, Seehunden und Walrossen so viel Thran erhalten, als wir nöthig haben.

Ich bin sehr neugierig auf das Resultat der Umladung. Unsere beiden Kajak-Schlitten sind ohne Zweifel etwas schwerer geworden, aber dafür werden wir für jeden sechs Hunde haben, solange sie aushalten. Unsere Geduld ist endlich durch den hellsten Sonnenschein und glänzenden Himmel belohnt worden; dabei ist es im Zelte so warm, daß ich schwitze. Man könnte fast glauben, man läge unter einem Sonnensegel an einem Sommertage in der Heimat. In letzter Nacht war es fast zu warm zum Schlafen. —

Das Eis blieb während der nächsten Tage einigermaßen passirbar, obwol die Rinnen uns manches Hinderniß bereiteten. Dazu kam, daß den Hunden allmählich die Kräfte ausgingen, sodaß sie bei den geringsten Unebenheiten stehen zu bleiben Lust hatten. Wir machten daher keine großen Fortschritte.

Donnerstag, 16. Mai, schrieb ich in das Tagebuch:

„Mehrere von den Hunden scheinen sehr erschöpft zu sein. «Baro», der Leithund meines Gespanns, war gestern ganz fertig; er konnte sich zuletzt kaum noch bewegen und wurde getödtet, um den anderen als Futter zu dienen. Armes Thier! Es hat bis zu seinem Ende getreulich gedient.

„Gestern war Johansen's Geburtstag; er hat sein 28. Jahr vollendet. Zur Feier dieses Tages wurde natürlich ein kleines Fest gefeiert mit Labskaus, seinem Lieblingsgericht, und gutem heißem Citronensaft-Grog. Die Mittagssonne machte es warm und gemüthlich im Zelt. 6 Uhr morgens — 15,8° C.

„Habe heute die Breite und Länge für gestern ausgerechnet und finde 83° 36′ nördlicher Breite und 59° 55′ östlicher Länge. Unsere Breite stimmt genau mit derjenigen überein, die ich nach unserm

Besteck angenommen hatte, jedoch ist die Länge besorgnißerregend westlich, trotzdem unser Kurs während der ganzen Zeit ungefähr südlich gewesen ist. Das Eis scheint hier starke Drift zu haben, und es würde daher besser sein, wenn wir uns etwas östlich von Süd halten, um nicht am Lande vorbeizutreiben. Um ganz sicher zu sein, habe ich unsere Beobachtungen vom 7. und 8. April nochmals ausgerechnet, finde aber keinen Fehler und kann mir nicht anders denken, als daß die Rechnung ungefähr richtig ist. Jedoch erscheint es mir merkwürdig, daß wir noch keine Anzeichen von Land gesehen haben. 10 Uhr abends —17° C."

Freitag, 17. Mai. —10,9° C., Minimum-Temperatur —19° C. Heute ist also der „Siebzehnte Mai" — der Verfassungstag. Ich war ganz sicher gewesen, daß wir an diesem Tage jedenfalls irgendwo auf dem Lande sein würden; allein das Schicksal hat es anders beschlossen. Hier liege ich im Sack und denke an all den Jubel zu Hause, versetze mich im Traume mitten unter die Festzüge der Kinder und unter die Volksmenge, die in diesem Augenblicke durch die Straßen wogt; Freude strahlt aus jedem Auge. Welch willkommener Anblick, die Flaggen, deren rothes Tuch in der blauen Frühlingsluft flattert, während die Sonne durch das zarte Lichtgrün des jungen Laubwerks scheint! Und hier befinden wir uns im Treibeise, wissen nicht genau, wo wir sind, und kennen die Entfernung nicht von einem unbekannten Lande, wo wir die Mittel zu unserm Lebensunterhalt zu finden hoffen; hier sind wir mit zwei Gespannen von Hunden, deren Zahl sich stetig verringert, deren Kräfte von Tag zu Tag abnehmen, zwischen uns und unserm Ziele ein Eisfeld, das uns unbekannte Schwierigkeiten in den Weg legen kann, mit Schlitten, die jetzt für unsere eigenen Kräfte jedenfalls zu schwer sind. Wir dringen mühsam Meile auf Meile weiter, und inzwischen führt die Drift des Eises uns vielleicht westwärts ins Meer über das Land hinaus, das wir zu erreichen streben. Unleugbar ein beschwerliches Leben; doch einmal wird es ein Ende nehmen, einmal werden wir das Ziel erreichen. Unsere

Flagge für den „Siebzehnten Mai", wir wollen sie hoch aufhissen; auch auf 83° 30′ soll dieser Tag gefeiert werden, und läßt uns das Schicksal den ersten Schimmer von Land gewahren, wird unsere Freude doppelt sein.

Gestern war ein schwerer Tag. Das Wetter war schön, sogar herrlich; die Bahn war vorzüglich, und das Eis war gut, sodaß man berechtigterweise Fortschritte hätte erwarten können, wenn die Hunde nicht gewesen wären. Sie halten bei allem an, sodaß derjenige, der vorausgeht, den Weg stets dreimal machen muß: zuerst um den Weg zu suchen und einen Pfad herzustellen, dann wieder zurück, um die Hunde anzutreiben; es ist wirklich eine langsame Arbeit. Auf ganz flachem Eise halten die Hunde ziemlich gutes Tempo ein, aber bei der ersten Schwierigkeit stehen sie still. Ich versuchte gestern, mich ihnen vorzuspannen, und es ging auch ziemlich gut; aber als ich auf schlechtem Eise einen Weg suchen sollte, mußte ich es wieder aufgeben.

Trotz alledem dringen wir vorwärts und werden schließlich unsern Lohn erhalten, der vorläufig schon sehr reich sein würde, wenn wir nur ohne diese gräßlichen Rinnen Land und Landeis erreichen könnten. Gestern hatten wir mit vier zu thun. Die erste Rinne, die wir antrafen, bereitete uns keine übermäßig großen Schwierigkeiten; dann kamen wir eine kurze Strecke über mäßig schlechtes Eis, jedoch mit Rinnen und Rücken; darauf kam wieder eine schlimme Rinne, die einen Umweg nothwendig machte, worauf wir ziemlich gutes Eis passirten, und zwar diesmal erheblich mehr als früher. Nun stießen wir auf eine Rinne oder eigentlich einen Teich von größerer Breite, als wir bisher gesehen hatten, was die Russen einen „Polynja" nennen würden. Diese Rinne war mit jungem Eis bedeckt, das zum Tragen zu schwach war. Vertrauensvoll gingen wir an derselben in rechtweisend südwestlicher Richtung entlang, im Glauben, daß wir bald einen Uebergang finden würden; aber das „bald" kam nicht. Gerade da, wo wir einen Uebergang zu finden hofften,

Rinne im Eise.



bot sich unserm Auge ein überwältigender Anblick. Der Teich dehnte sich in südwestlicher Richtung bis an den Horizont aus, sodaß wir das Ende gar nicht absehen konnten. — In der weitesten Ferne erhoben sich ein paar einzelne Eisblöcke infolge der Luftspiegelung über die Oberfläche des Meeres; es sah aus, als trieben sie in offenem Wasser, beständig ihre Form ändernd, bald verschwindend, bald wieder auftauchend. Alles schien darauf hinzudeuten, als ob der Teich sich im Westen ins Meer ergösse. Vom höchsten nahegelegenen Hügel aus konnte ich mit dem Fernglase Eis auf der andern Seite entdecken, das infolge der Spiegelung höher aussah; indeß war es nichts weniger als sicher, daß es sich wirklich am westlichen Ende des Teiches befand, wahrscheinlich deutete dies nur eine Ausbuchtung nach dieser Richtung an. Was war da zu thun? Hinüberzukommen schien eine Unmöglichkeit zu sein; das Eis war zu dünn, um zu tragen, und zu dick für das Durchkommen der Kajaks, selbst wenn wir diese in Stand setzen würden. Wie lange es in dieser Jahreszeit dauern konnte, bis das Eis genügend tragkräftig geworden wäre, wußte ich nicht, doch nahm ich an, daß das kaum in einem Tage geschehen würde. Zu lagern und darauf zu warten, schien mir doch zu viel. Wie weit der Teich sich ausdehnte und wie weit wir an demselben entlanggehen müßten, ehe wir eine Uebergangsstelle fänden und unsern Weg fortsetzen könnten, vermochte niemand zu sagen; es würde dies wahrscheinlich lange Zeit, vielleicht Tage dauern. Dahin zurückzukehren, woher wir gekommen waren, war auch nicht sehr verlockend; dadurch würden wir weit von unserm Ziele abgelenkt werden, und es würde vielleicht auch einen Marsch in entgegengesetzter Richtung nöthig machen, ehe wir eine Uebergangsstelle entdeckten. Der Teich dehnte sich nach Süd 50° West (rechtweisend) aus. Verfolgten wir ihn, so würden wir unzweifelhaft von unserm Kurse abgebracht werden, der jetzt Ost zu Süd sein sollte; aber immerhin war das doch näher, und deshalb entschieden wir uns für diesen Plan.

Nach kurzer Zeit kamen wir an eine neue Rinne, die quer

zum Teiche verlief. Hier war das Eis zum Tragen stark genug, und als ich dann dasjenige des Teiches selbst jenseits der Querrinne untersuchte, fand ich eine Zone, wo das junge Eis durch Pressungen sich zu mehreren Schichten zusammengeschoben hatte, sodaß es glücklicherweise tragfähig war und wir wohlbehalten über den Teich kamen, dessen Windungen Tage lang zu folgen wir schon bereit waren. Dann ging es mit Mühe und Noth weiter, bis wir uns um 8½ Uhr abends wieder vor einem Teiche oder einer Rinne befanden, die genau von derselben Art wie die frühere war, mit der einzigen Ausnahme, daß hier der Blick aufs „Meer" sich nach Nordosten öffnete, während im Südwesten der Horizont durch Eis geschlossen war. Die Rinne war wie die andere mit jungem Eise bedeckt, das in der Mitte augenscheinlich von demselben Alter, am Rande aber etwas dicker und älter war. Da es hier trug, lief ich auf Schneeschuhen weiter, um einen Uebergang zu suchen, den ich aber, soweit ich auch ging, nicht finden konnte. Ueberall war ein Eisstreifen, manchmal breit, manchmal schmal, aber zu dünn, um zu riskiren, die Schlitten hinüberzubringen. Wir beschlossen daher, zu lagern und bis heute zu warten, weil wir hofften, daß das Eis bis dahin zum Tragen stark genug geworden sein würde. Und hier befinden wir uns noch immer mit derselben Rinne vor uns. Der Himmel mag wissen, welche Ueberraschungen der Tag uns noch bringt.

Sonntag, 19. Mai. Die Ueberraschung, die der „Siebzehnte" uns gebracht hat, bestand in nichts Geringerem, als daß wir die Rinnen hier herum voll von Narwalen fanden. Als wir uns gerade auf den Weg gemacht hatten und im Begriff standen, die Rinne zu überschreiten, an welcher wir am Tage vorher hatten halt machen müssen, wurde ich auf ein Pusten aufmerksam, das wie das Blasen der Walfische klang. Zuerst dachte ich, es rühre von den Hunden her; doch hörte ich dann bestimmt, daß das Geräusch aus der Rinne kam. Ich horchte. Johansen hatte es, wie er sagte, schon den ganzen Morgen gehört, aber geglaubt, es sei nichts als das Pressen des

Eises in der Ferne. Nein, diesen Ton glaubte ich gut genug zu kennen, und ich blickte daher nach einer Oeffnung im Eise, aus der das Geräusch zu kommen schien. Plötzlich sah ich eine Bewegung, die nicht von berstendem Eise herrühren konnte, und richtig — da tauchte der Kopf eines Narwals auf; dann kam der Körper, machte den bekannten Bogen und verschwand wieder. Nun kam ein zweiter in die Höhe, begleitet von demselben Geräusch. Es war eine ganze Heerde. Ich rief, es seien Wale da, lief nach meinem Schlitten und holte meine Büchse heraus. Dann galt es, eine Harpune zu bekommen; auch dies war in kurzer Zeit besorgt, und ich war zur Verfolgung bereit. Inzwischen waren die Thiere aus der Oeffnung im Eise, wo ich sie zuerst gesehen hatte, verschwunden, doch hörte ich ihr Pusten aus anderen Löchern weiter östlich. Ich folgte der Rinne daher in dieser Richtung, kam aber nicht zum Schusse, obwol ich den Thieren ein- oder zweimal ziemlich nahe war. Sie kamen in verhältnißmäßig kleinen Oeffnungen in die Höhe, die sich längs der ganzen Rinne befanden.

Es waren alle Aussichten vorhanden, daß wir sie zum Schusse bekommen würden, wenn wir einen Tag blieben und eine der Oeffnungen beobachteten; allein wir hatten keine Zeit übrig und hätten, wenn wir wirklich einen Wal bekommen hätten, von ihm doch nicht viel mitnehmen können; die Schlitten waren ohnehin schon schwer genug. Bald darauf fanden wir einen Uebergang und setzten im Schlitten die Reise fort, nachdem wir zu Ehren des Tages die Flaggen gehißt hatten. Da wir jetzt so langsam weiterkamen, daß die Sachlage sich kaum noch verschlechtern konnte, beschloß ich, während der Mittagsstunde die Unterkufen von meinem Schlitten zu entfernen und die mit Neusilber beschlagenen zu versuchen. Die Verbesserung war unverkennbar; es war, als ob es nicht mehr derselbe Schlitten wäre. Von da an kamen wir gut weiter, sodaß wir nach einer Weile auch von Johansen's Schlitten die Unterkufen entfernten. Als wir später im Laufe des Tages besseres Eis trafen, machten wir

unerwartet gute Fortschritte, und als wir gestern Morgen um 11½ Uhr halt machten, mußten wir meiner Meinung nach auf diesem Tagesmarsche 15 Kilometer zurückgelegt haben. Das bringt uns auf ungefähr 83° 20′ Breite.

Endlich waren wir also auf Breiten herabgekommen, die schon vor uns von Menschen erreicht worden sind und wo wir unmöglich weit zum Lande haben können. Kurz bevor wir gestern halt machten, hatten wir eine Rinne oder einen Teich überschritten, der genau so war wie die beiden früheren, vielleicht auch etwas breiter.

Auch hier hatte ich das Blasen von Walen vernommen, aber sie nicht sehen können, obgleich ich von dem Loche nicht sehr weit entfernt gewesen war, aus welchem das Geräusch herzukommenschien, da die Oeffnung nur ganz klein war. Johansen, der mit den Hunden nachkam, sagte, diese hätten, sobald sie die gefrorene Rinne erreicht gehabt, etwas gewittert und gegen den Wind gehen wollen. Merkwürdig, daß es in dieser Rinne so viele Narwale gibt.

Das Eis, auf welchem wir jetzt fahren, ist überraschend eben. Es sind hier wenige oder gar keine neuen Rücken, nur kleine ältere Unebenheiten, hier und dort mit tiefem Schnee dazwischen, und dann diese eigenthümlichen breiten endlosen Rinnen, die sich alle ähnlich sehen und genau parallel laufen, ganz anders wie alle, die wir früher getroffen haben. Sie waren dadurch merkwürdig, daß, während ich sonst stets bemerkt habe, daß das Eis an der Nordseite der Rinne im Verhältniß zu dem an der Südseite westwärts trieb, hier das Umgekehrte der Fall war. Hier war es das Eis an der Südseite, das nach Westen trieb.

Da ich fürchte, daß wir beständig rasch nach Westen getrieben werden, habe ich einen etwas mehr östlichen Kurs eingehalten, Südsüdost oder östlicher, je nachdem die Drift dies nothwendig machte. Wir feierten den 17. Mai, allerdings erst am folgenden Tage, durch ein großartiges Festmahl, bestehend aus Labskaus, gedämpften Preißelbeeren, vermischt mit Vril-Speise, und aus Stamina-Citronen-Meth

(d. h. einer in Wasser gelösten Mischung von Citronensaft- und Frame-Food-Stamina-Tafeln), und krochen dann mit vollem Magen in unsern Schlafsack.

Während wir unsern Weg nach Süden fortsetzten, wurde das Eis immer unpassirbarer und schwieriger zu beschreiten. Wir kamen noch immer gelegentlich über gute flache Ebenen, doch wurden sie oft durch breite Gürtel von zusammengeschobenem Eis und gelegentlich auch durch Rinnen unterbrochen, die unserm Weiterkommen manche Hindernisse in den Weg legten.

Am 19. Mai schrieb ich: „Bin auf den höchsten Hügel hinaufgeklettert, den ich bisjetzt erstiegen habe. Habe ihn roh gemessen und festgestellt, daß er sich etwa 7½ Meter über das Eis erhob, von dem ich hinaufgeklommen war; aber da letzteres sich in beträchtlicher Höhe über dem Wasserspiegel befand, so betrug die Gesammthöhe wahrscheinlich ungefähr 9 Meter. Er bildete den Kamm einer sehr kurzen und krummen Eiskette und bestand nur aus kleinen Eisstücken."

An diesem Tage stießen wir auf die ersten Bärenfährten, die wir auf der Reise über das Eis gefunden haben, und die Gewißheit, daß wir jetzt in Regionen herabgekommen waren, wo diese Thiere zu finden sind, sowie die Aussicht auf einen Bärenschinken erfüllte uns mit großer Freude. Am 20. Mai trat ein fürchterlicher Schneesturm ein, in welchem es uns unmöglich war, auf dem unebenen Eise einen Weg zu sehen.

Infolgedessen bleibt uns nichts weiter übrig, als wieder unter Dach zu kriechen und solange wie möglich zu schlafen. Endlich wird unser Hunger aber zu groß, und ich stehe auf, um köstlichen Labskaus aus Leber-Teig zu kochen; darauf trinken wir einen Becher Molkenwasser, dann wieder hinein in den Sack, um zu schreiben oder zu schlummern, wie sich's gerade trifft. Hier liegen wir und haben nichts zu thun, als zu warten, bis das Wetter sich ändert und wir weiterziehen können.

Wir können kaum noch weit von 83° 10′ nördlicher Breite

entfernt sein und müßten Petermann-Land schon erreicht haben, wenn es da liegt, wo Payer es angegeben hat. Entweder sind wir des Teufels, oder das Land muß sehr klein sein. Inzwischen nehme ich an, daß dieser Ostwind uns westwärts in die See hinaus, in der Richtung auf Spitzbergen, treibt. Nur der Himmel weiß, welche Geschwindigkeit die Drift hier haben kann. Ich bin übrigens nicht im geringsten entmuthigt. Wir haben ja noch zehn Hunde. Und wenn wir bei Kap Fligely vorbeitreiben, so befindet sich westlich von uns Land genug, das wir schwerlich verfehlen können. Verhungern können wir kaum, und wenn das Allerschlimmste eintreten sollte und wir uns dazu entschließen müßten, hier zu überwintern, so werden wir auch damit fertig werden — wenn nur niemand zu Hause auf uns wartete. Das Barometer fällt stetig, sodaß unsere Geduld auf eine lange Probe gestellt werden wird, aber wir werden es aushalten.

Endlich, am Nachmittage des nächsten Tages (21. Mai), waren wir im Stande, uns wieder aufzumachen, obwol das Wetter infolge Schneefalls noch unsichtig war, sodaß wir oft wie Blinde dahinstolperten. Da der Wind stark war und wir ihn gerade im Rücken hatten, das Eis auch ziemlich eben war, so setzte ich schließlich das Segel auf meinen Schlitten, der dann beinahe allein lief, den Schritt der Hunde aber nicht im mindesten veränderte; sie behielten dasselbe langsame Tempo bei wie vorher. Die armen Thiere! Sie wurden müder und müder, und dabei ist die Bahn so schwierig und locker. Wir kreuzten an diesem Tage zahlreiche neu überfrorene Teiche; einige Zeit vorher muß hier eine bemerkenswerthe Menge von offenem Wasser gewesen sein.

Ich glaube, nicht zu übertreiben, wenn ich für unsern heutigen Tagemarsch 22 Kilometer annehme; wir müßten 83° nördlicher Breite hinter uns haben, aber trotzdem ist noch kein Anzeichen von Land zu sehen. Dies macht einen allmählich etwas gespannt.

Freitag, 24. Mai. — 7,4° C. Minimum-Temperatur — 11,4° C. Gestern war der schlechteste Tag, den wir bisjetzt gehabt haben. Die

Rinne, die vor uns lag, als wir am Tage vorher halt machen mußten, erwies sich schlimmer als alle früheren. Nach dem Frühstück um 1 Uhr morgens, während Johansen mit dem Flicken des Zeltes beschäftigt war, trabte ich fort, um eine Uebergangsstelle zu suchen, und war drei Stunden unterwegs, ohne eine solche zu finden. Es blieb uns daher nichts übrig, als an der Rinne entlang nach Osten zu gehen; schließlich mußten wir irgendwo hinüberkommen. Allein dies dauerte länger, als wir erwartet hatten. Als wir dahin kamen, wo die Rinne zu endigen schien, waren die Eismassen rund herum nach allen Richtungen geborsten, und die Schollen mahlten aneinander mit reißender Geschwindigkeit; nirgends war ein sicherer Uebergang zu finden. Einen Augenblick dachte ich, vielleicht hinüberzugelangen; allein wenn ich im nächsten Moment die Schlitten heranbrachte, dann war nur offenes Wasser zu sehen. Jedoch führten wir einige schwierige Manöver von einer Scholle zur andern aus, immer weiter nach Osten, um hinüberzukommen. Das Eis schob sich unter und rund um uns zusammen, und es war oft schwierig, durchzukommen. Häufig glaubten wir, daß wir jetzt darüber hinweg seien, worauf sich dann unseren enttäuschten Blicken wieder noch schlimmere Rinnen und Spalten zeigten. Das konnte einen manchmal zur Verzweiflung treiben.

Es schien gar kein Ende zu nehmen. Wohin man sich wandte, überall gähnten einem Rinnen entgegen. In allen Richtungen sah man am bewölkten Himmel das Wasser sich dunkel und drohend widerspiegeln. Es schien wirklich, als ob das Eis vollständig aufgebrochen wäre. Obwol wir hungrig und todmüde waren, beschlossen wir doch, die Schwierigkeiten, wenn möglich, zu bewältigen, ehe wir Mittagsrast machten. Aber endlich wurde es nahezu hoffnungslos, worauf wir um 1 Uhr, nach neunstündiger Arbeit, uns zu einer Mahlzeit entschlossen. Es ist merkwürdig, mag die Sachlage so schlimm sein, wie sie will, liegt man erst einmal im Sack und kommt das Essen, dann werden alle Sorgen vergessen, der Mensch wird zum zufriedenen

Thier, das sich satt ißt, solange es die Augen offen halten kann, und mit dem Essen im Munde einschläft. Glücklicher Leichtsinn! Um 4 Uhr mußten wir uns aber aufs neue an die alte hoffnungslose Arbeit machen, das Gewirr von Rinnen zu überschreiten. Um das Maß voll zu machen, wurde das Wetter so unsichtig, daß man absolut nicht sehen konnte, ob man gegen einen Eiswall rannte oder in eine Vertiefung stürzte. Ach, wir haben nur zu viel von diesem Wetter! Wie viele Rinnen und Spalten wir überschritten, über wie viele schwierige Rücken wir kletterten und dabei die schweren Schlitten nachschleppten, weiß ich nicht, doch waren es ihrer viele. Sie liefen und wendeten sich nach allen Richtungen, und überall stießen wir auf Wasser und Schlammeis.

Aber alles nimmt ein Ende, auch diese Plage. Nach weiterer zweieinhalbstündiger schwerer Anstrengung hatten wir endlich die letzte Rinne hinter uns gebracht, und eine liebliche Ebene lag vor uns. Insgesammt waren wir jetzt fast zwölf Stunden mit dieser Arbeit beschäftigt gewesen. Außerdem war ich morgens einer der Rinnen drei Stunden lang gefolgt, sodaß für mich fünfzehn Stunden herauskommen. Wir waren gründlich fertig und gründlich naß. Wie viele male wir durch die trügerische Schneekruste, die das Wasser zwischen den Eisstücken verbirgt, eingesunken sind, ist nicht zu sagen. Am Morgen war ich nur mit genauer Noth davongekommen. Vertrauensvoll war ich auf meinen Schneeschuhen über Eis gelaufen, das ich für fest hielt, als plötzlich der Boden unter mir zu versinken begann; glücklicherweise befanden sich einige Eisstücke in der Nähe, auf die ich mich werfen konnte, während das Wasser über den Schnee spülte, auf dem ich eben vorher noch gestanden hatte. Wahrscheinlich hätte ich bei einem andern Ausgang der Sache eine lange Schwimmtour durch das Schlammeis machen müssen, die nichts weniger als angenehm gewesen wäre, zumal ich allein war.

Endlich hatten wir ebenes Eis voraus; aber leider sollte unser Glück nur von kurzer Dauer sein. Aus der dunkeln Wolkenbank

am Himmel erkannten wir, daß sich vorn eine neue Rinne befand, und um 8 Uhr abends hatten wir sie auch erreicht. Die Richtung der Rinne, die nicht kurz war, zu verfolgen und einen Uebergang zu suchen, dazu war ich zu müde, um so mehr, als hinter dieser noch eine weitere Rinne sichtbar war. Da es auch des dicht fallenden Schnees wegen unmöglich war, das Eis rund um uns zu sehen, so handelte es sich nur darum, einen Lagerplatz zu finden. Das war jedoch leichter gesagt als gethan. Es wehte ein starker Nordwind, vor welchem auf dem soeben von uns passirten flachen Eise kein Schutz zu finden war. Jede Unebenheit, jeder Hügel war von uns, während wir im Schneesturm vorübergekommen waren, untersucht worden, doch waren alle zu klein, sodaß wir uns schließlich mit einem zusammengeschobenen niedrigen Hügel begnügen mußten, an dessen Leeseite wir eben Platz fanden. Aber dort lag zu wenig Schnee, sodaß es uns erst nach beträchtlicher Mühe gelang, das Zelt aufzurichten. Endlich sang im Innern traulich der „Primus“, das Fiskegratin duftete köstlich, im Schlafsack lagen zwei glückliche Menschen behaglich versteckt, freuten sich ihres Daseins und waren zufrieden, wenn auch nicht darüber, thatsächlich einen guten Tagemarsch gemacht, so doch in dem Bewußtsein, eine Schwierigkeit bewältigt zu haben.

Während des Frühstücks ging ich hinaus und nahm eine Mittagshöhe, die uns zu unserer Freude auf 82° 52′ nördlicher Breite versetzte.

Sonntag, 26. Mai. Wenn das Eis so uneben ist wie hier, macht es unglaubliche Schwierigkeiten beim Marschiren. Der Schnee liegt lose, und wenn man die Schneeschuhe nur einen Augenblick abnimmt, sinkt man gleich bis über die Knie ein. Dazu kommt noch, daß man bei solch unsichtigem Wetter, wie es gestern war, leicht in die größten Spalten oder Schneewehen hineinrennt, ohne sie zu sehen, weil unter der neuen Schneedecke alles gleichmäßig weiß ist und das Licht von allen Seiten kommt, sodaß es keinen Schatten

wirft. Dann stürzt man mit aller Wucht hinein und kann sich nur mit Mühe wieder aufrichten und auf die Schneeschuhe gelangen. Das wiederholt sich fortwährend, und je länger es dauert, um so schlimmer wird es. Schließlich schwankt man vor Ermüdung auf den Schneeschuhen weiter, buchstäblich als ob man betrunken wäre. Aber wir gewinnen an Terrain, und das ist die Hauptsache, mögen die Schienbeine noch so sehr zerschunden werden und schmerzen. Diese Marschweise ist besonders den Knöcheln nachtheilig wegen der beständigen Unstetigkeit und des Schwankens der Schneeschuhe; meine Knöchel waren manchen Tag stark geschwollen. Aber auch die Hunde sind erschöpft, was noch schlimmer ist.

Ich habe heute die gestrigen Beobachtungen ausgerechnet und finde zu unserer Freude, daß die Länge 61° 27′ Ost beträgt. Wir sind also nicht westwärts getrieben, sondern unserm Kurse entsprechend ungefähr nach Süden gekommen. Meine beständige Furcht, beim Lande vorbeizutreiben, ist also unbegründet, und wir müßten darauf rechnen können, es ehestens zu erreichen. Vielleicht sind wir östlicher, als ich annehme, schwerlich aber westlicher. Wenn wir uns also jetzt eine Zeit lang gerade nach Süden und dann nach Südwesten halten, so müssen wir Land treffen, und zwar ganz gewiß innerhalb nicht vieler Tage. Meiner Rechnung nach haben wir gestern 22 Kilometer südwärts gemacht und müßten jetzt auf 82° 40′ nördlicher Breite stehen; noch ein paar Tagemärsche, dann wird unsere Breite sehr angenehm sein.

Das Eis, das wir vor uns haben, scheint passirbar zu sein; aber nach dem Aussehen des Himmels haben wir etwas weiter eine Anzahl Rinnen zu erwarten, und nur ein sehr verwickelter Weg wird uns darüber hinwegbringen. Ich würde die Kajaks nur höchst ungern ausbessern, gerade jetzt, ehe wir Land und festes Landeis erreicht haben; sie bedürfen einer gründlichen Reparatur, sowol das Gerippe als auch der Ueberzug. Ich will jetzt nur weiterkommen, solange wir noch einige Hunde haben und sie ausnutzen können.

Heute ist ein gemüthlicher Sonntagmorgen im Zelte; die Beobachtungen haben mich in frohe Stimmung versetzt, das Leben scheint hell vor uns zu liegen. Bald müssen wir in der Lage sein, mit ordentlicher Geschwindigkeit über offenes Wasser zu fahren. O, welches Vergnügen wird es sein, wieder Kajakruder und Flinte zu handhaben anstatt dieser unaufhörlichen Mühsal mit den Schlitten! Und dann das Geschrei mit den Hunden, daß sie anziehen sollen — es zerreißt und zersprengt einem die Ohren und jeden Nerv im Leibe.

Montag, 27. Mai. Seit gestern Morgen haben wir beständig den Widerschein von Wasser am Himmel gesehen; es ist derselbe Reflex, den wir am Tage vorher beobachtet haben, und ich richte unsern Kurs daher nach der Stelle, wo, nach dem Scheine zu urtheilen, die größte Ansammlung von Eis und infolgedessen der Uebergang am leichtesten sein muß. Im Laufe des Nachmittags trafen wir eine Rinne nach der andern, genau wie der Wasserhimmel es angedeutet hatte, aber gegen Abend prophezeite uns der dunkle Himmel offenes Wasser von noch schlimmerer Art vor uns. Der Widerschein war sowol im Westen wie im Osten besonders dunkel und drohend. Gegen 7 Uhr sah ich eine breite Rinne vor uns, die sich, soweit das Auge von dem höchsten Hügel aus reichte, nach Westen und nach Osten ausdehnte. Sie war breit und anscheinend noch weniger passirbar als alle früheren. Da die Hunde müde waren, wir schon einen guten Tagemarsch hinter uns und nahe zur Hand einen vorzüglichen Lagerplatz gefunden hatten, so beschlossen wir, das Zelt aufzurichten. Sehr befriedigt und sicher, daß wir jetzt auf 82½° Breite seien und Land unvermeidlich nahe sein müsse, verschwanden wir in unsern Schlafsack.

Während des Frühstücks ging ich heute Morgen hinaus und nahm eine Meridianhöhe; sie bewies, daß wir uns nicht getäuscht haben. Wir stehen auf 82° 30′ nördlicher Breite, vielleicht noch eine oder zwei Minuten weiter südlich. Aber es wird immer merkwürdiger, daß wir keine Anzeichen von Land sehen. Ich kann mir

das auf keine andere Weise erklären, als daß wir uns einige Grade weiter nach Osten befinden, als wir annehmen.* Daß wir so weit westlich sein sollten, als nöthig ist, um Petermann-Land und König-Oskar-Land deutlich zu sehen, ohne in der That auch nur etwas davon zu bemerken, halte ich für eine Unmöglichkeit. Ich habe unsere früheren Beobachtungen nochmals durchgesehen, unser Besteck durchgerechnet, die Geschwindigkeit und Richtung des Windes, sowie alle Möglichkeiten der Drift während der Tage berücksichtigt, die seit unserer letzten sichern Beobachtung zur Längenbestimmung (8. April) bis auf den Augenblick vergangen sind, als wir uns nach dem Besteck auf 86° Ost (13. April) zu befinden glaubten; aber daß ein großer Fehler darin sei, ist undenkbar. Das Eis kann besonders während dieser Tage keine solch erhebliche Drift gehabt haben, angesichts der Thatsache, daß unser Besteck in anderen Beziehungen so gut mit den Beobachtungen stimmt.

Gestern Abend wurde „Kvik" getödtet. Das arme Thier! Es war schon vollständig ausgemergelt und konnte nur noch wenig oder gar nicht mehr ziehen. Es that mir leid, mich von ihr zu trennen; aber was sollte man mit ihr machen? Wenn wir frisches Fleisch bekommen hätten, würde es lange Zeit gedauert haben, um das Thier wieder herauszufüttern, und selbst dann würden wir keine Verwendung für sie gehabt haben, sondern hätten sie doch tödten müssen. Aber ein schönes großes Thier war „Kvik" doch; sie versorgte unsere übrigen acht Hunde gut drei Tage mit Futter.

Ich befinde mich im Zustande fortwährender Verwunderung über das Eis, auf welchem wir jetzt vorwärtsdringen. Es ist flach und gut, mit nur kleinen Stücken aufgebrochener Schollen darauf und hier und da einem Hügel oder einem kleinen Rücken; allein es ist alles Eis, das noch nicht winteralt sein kann, sich also jedenfalls seit dem

---

* Thatsächlich befanden wir uns damals ungefähr 6° weiter östlich, als wir glaubten. Ich hatte auch schon am 14. April (vgl. meine Aufzeichnungen für diesen Tag, S. 67) vorausgesetzt, daß die Länge, die ich damals annahm, 86° Ost, westlicher sei, als sie in Wirklichkeit war.

letzten Sommer gebildet hat. Es ist eine große Seltenheit, wenn man eine kleine Fläche ältern Eises oder auch nur eine alte Scholle, die den Sommer durch gelegen hat, antrifft, eine solche Seltenheit, daß es auf unserm letzten Lagerplatze unmöglich war, Eis zu finden, das der Sommersonne ausgesetzt gewesen und daher salzfrei gefroren war. Wir waren daher gezwungen, uns mit Schnee zu begnügen, um uns Trinkwasser zu verschaffen.*

Sicher ist, daß dort, woher diese großen Flächen flachen Eises kommen, im letzten Sommer oder Herbst offenes Wasser, und zwar von nicht geringer Ausdehnung, gewesen ist, da wir gestern den ganzen Tag, sowie den größern Theil des vorhergehenden Tages über viele Meilen von diesem zusammenhängenden Eise gekommen sind und vorher zwischen älterem, sommeraltem Eise eine beträchtliche Zahl von solchen Strecken getroffen hatten. Es liegt wenig Wahrscheinlichkeit dafür vor, daß das Eis sich hier in der Nähe gebildet haben sollte; viel wahrscheinlicher ist, daß es von weiter östlich oder südöstlich gekommen ist und sich auf offenem Wasser an der Ostseite von Wilczek-Land gebildet hat. Ich glaube infolgedessen, worauf ich hinweisen muß, daß im Sommer oder Herbst längs der Ost- und Nordostküste von Wilczek-Land nicht wenig offenes Wasser sein muß.**

---

* Um Wasser im Kochapparat zu bekommen, ist es besser, Eis als Schnee zu schmelzen, besonders wenn das erstere nicht alt und körnig ist. Frisch gefallener Schnee gibt wenig Wasser und bedarf erheblich mehr Hitze zum Schmelzen. Derjenige Theil des Salzwassereises, der sich über der Oberfläche des Meeres befindet, und namentlich hervorstehende Stücke, die während des Sommers den Sonnenstrahlen ausgesetzt gewesen und dadurch von dem größern Theile ihres Salzgehaltes befreit worden sind, liefern ausgezeichnetes Trinkwasser. Einige Expeditionen sind von dem Aberglauben befangen gewesen, daß Trinkwasser, in welchem sich die geringste Menge Salz befindet, schädlich sei. Das ist ein Irrthum, welcher beispielsweise den Mitgliedern der „Jeannette"-Expedition viel unnöthige Mühe gekostet hat, da sie es für dringend nothwendig gehalten haben, das Wasser zu destilliren, ehe sie es trinken zu können glaubten, ohne Gefahr zu laufen, den Skorbut zu bekommen.

** Wie aus unsern späteren Entdeckungen zu ersehen sein wird, waren meine hier ausgesprochenen Annahmen nicht ganz richtig. Wir befanden uns damals in

Nun begann eine Zeit, in welcher die Rinnen noch schlechter als vorher wurden, und die Qual wurde ernster, denn kreuz und quer liefen die Rinnen und Spalten durcheinander. Das Eis war zuweilen uneben, auch ging es sich schlüpfrig und schwerfällig zwischen den Unebenheiten.

Wenn man das Eis aus der Vogelschau betrachten könnte, so würde es ein wirkliches Netzwerk von unregelmäßigen Maschen bilden. Wehe dem, der sich in dieses Netz verwickeln läßt!

Mittwoch, 29. Mai. Gestern führte ich eine große Veränderung ein, indem ich „Komager" (Lappenschuhe) zu tragen begann. Es war ein angenehmer Uebergang. Dabei bleiben einem die Füße hübsch trocken, und man erspart sich außerdem die Mühe, abends und morgens auf die Finnenschuhe* zu achten, die bei dieser milden Temperatur eine solche Dichtigkeit anzunehmen begonnen haben, wie sie unser einheimisches „Lefse", eine Art zähen Fladenkuchens aus Roggenmehl, besitzt. Nun braucht man auch nicht mehr mit nassen Lappen auf der Brust und den Beinen zu schlafen, um sie zu trocknen.

An diesem Tage sahen wir unseren ersten Vogel, einen Eissturmvogel (Procellaria glacialis).

Donnerstag, 30. Mai. Gestern Morgen um 5 Uhr setzten wir im freudigen Glauben, daß wir jetzt endlich das ganze Netzwerk von Rinnen hinter uns hätten, den Marsch fort. Wir waren aber noch nicht weit gekommen, als der Widerschein neuer Rinnen vor uns auftauchte. Ich kletterte so rasch wie möglich auf einen Hügel hinauf;

Wirklichkeit im Norden oder Nordosten von Wilczek-Land, das nur eine kleine Insel zu sein scheint. Jedoch muß dort, wo dieses Eis sich gebildet hat, im vorigen Herbste ausgedehntes offenes Wasser gewesen sein; das ist aber leicht begreiflich, wenn man später erfährt, wie viel offenes Wasser wir an der Nordwestküste von Franz-Joseph-Land selbst im Winter gesehen haben.

* Während die Finnenschuhe aus Renthierfell mit dem Haar gemacht sind, bestehen die Komager aus halbgarem Leder ohne Haar, meist Rindsleder oder vom bärtigen Seehund (Phoca barbata) mit Spitzen aus Renthierfell. Sie sind derb und wasserdicht. (Siehe die Beschreibung der Ausrüstung S. 19.)

allein der Anblick, der sich meinen Augen bot, war alles andere als belebend: Rinne hinter Rinne, kreuz und quer, nicht nur vor uns, sondern auch auf beiden Seiten, soweit das Auge reichte. Es sah aus, als ob es ganz einerlei sei, welche Richtung wir einschlagen würden, es würde alles nichts nützen, um aus dem Gewirr herauszukommen. Ich lief weit voraus, um zu sehen, ob nicht auf irgendeine Weise durchzuschlüpfen und auf die später folgenden flachen Stellen zu gelangen sei, wie wir es früher gemacht hatten. Allein das ganze Eis schien aufgebrochen zu sein und blieb aller Wahrscheinlichkeit nach so bis zum Lande. Wir hatten jetzt nicht mehr mit dem zusammenhängenden, massiven Polareis zu thun, sondern mit dünnem, zertrümmertem Packeis, das der Willkür des Windes aus allen Himmelsrichtungen preisgegeben war, und mußten uns mit dem Gedanken vertraut machen, so gut wie möglich von einer Scholle zur andern zu klettern. Was würde ich in diesem Augenblicke nicht darum gegeben haben, wenn es März gewesen wäre mit all seiner Kälte und all seinen Leiden, statt Ende Mai mit seinen Wärmegraden. Es war gerade das Ende des Mai, das ich schon immer gefürchtet hatte, die Zeit, in der es für uns von der allergrößten Wichtigkeit war, Land erreicht zu haben.

Leider sollten sich meine Befürchtungen als nicht unbegründet erweisen. Ich hätte fast wünschen mögen, daß es um einen Monat oder mehr später wäre. Das Eis würde sich dann vielleicht lockern, sodaß mehr offene Teiche und Rinnen entstehen würden und man im Kajak einigermaßen vorwärtskommen könnte. Ja, wer konnte dies wissen? Dieses dünne, zerbrechliche junge Eis schien von allem etwas zu sein, und dabei war nach jeder Richtung hin Reflex von Wasser am Himmel, meist aber weit, weit vor uns. Wenn wir nur dort, nur in Landnähe wären! Wenn das Schlimmste kommen sollte, würden wir vielleicht schließlich zu warten gezwungen sein, bis mildes Wetter eintritt und das Eis im Ernste aufbricht. In diesem tiefen Schnee würden wir wol auf keine Weise weiter-

kommen, wenn wir bis dahin nicht Land erreicht hätten. Haben wir aber Proviant genug, um diese Zeit abwarten zu können? Das war in der That mehr als zweifelhaft.

Während ich, in diese trüben Betrachtungen versunken, auf dem hohen Hügel stand und südwärts über das Eis sah, wo ich nichts als Rücken hinter Rücken und Rinne hinter Rinne vor mir erblickte, vernahm ich plötzlich den wohlbekannten Ton eines schnaufenden Wals aus einer Oeffnung dicht hinter mir. Das war die Antwort auf meine Besorgnisse. Verhungern würden wir nicht; es gibt hier Thiere, und wir haben, Gott sei Dank, Büchsen und Harpunen, und zu gebrauchen wissen wir sie auch. Es war eine ganze Heerde von Narwalen, die dort in der Oeffnung Athem holten und unaufhörlich schnauften. Da das hohe Eis sie zum größten Theile meinen Blicken verbarg, konnte ich nur hin und wieder ihre grauen Rücken sehen, wenn sie sich über die dunkle Oberfläche des Wassers erhoben. Ich stand lange Zeit und schaute ihnen zu; hätte ich meine Büchse und eine Harpune gehabt, so würde es mir leicht gewesen sein, einen Wal zu bekommen. Ja, ja; im Grunde waren die Aussichten augenblicklich nicht so schlecht. Indeß hatten wir jetzt nicht die Rinnen zu betrachten, sondern unsern Kurs über dieselben nach Südwest oder Südwest zu Süd fortzusetzen, und vorzudringen, so gut wir konnten. Und mit diesem Entschlusse kehrte ich zu den Schlitten zurück. Keiner von uns beiden glaubte jedoch daran, daß wir viel weiter kommen würden; um so freudiger wurden wir daher gestimmt, als unser Weitermarsch sich trotz der Erschöpfung der Hunde allmählich leichter gestaltete.

Während wir im Laufe des Morgens einen Weg zwischen ein paar Rinnen verfolgten, sah ich plötzlich einen schwarzen Gegenstand durch die Luft flattern; es war eine Grilllumme, die uns mehrere male umkreiste. Nicht lange nachher hörte ich ein seltsames Geräusch in südwestlicher Richtung, als ob auf einem Horn geblasen würde; ich vernahm es verschiedene male, und auch Johansen hörte es, doch

konnte ich nicht herausbekommen, was es war. Jedenfalls muß es ein Thier sein, da menschliche Wesen wahrscheinlich kaum in der Nähe sein werden.* Eine kleine Weile darauf segelte ein Eissturmvogel auf uns zu und flog gerade über unseren Köpfen immer um uns herum. Ich holte mein Gewehr hervor; allein noch ehe ich eine Patrone hineingeschoben hatte, war der Vogel schon wieder fort. Es beginnt hier lebhaft zu werden, und es ist tröstlich für uns, so viel Leben zu sehen; man erhält das Gefühl, daß man sich freundlicheren Regionen nähert. Später sah ich einen Seehund auf dem Eise; es war eine kleine Kragenrobbe (Phoca foetida), die zu erlegen mir eine Genugthuung gewesen wäre. Aber bevor es mir ganz klar geworden war, was für ein Thier ich vor mir hatte, war es schon wieder im Wasser verschwunden.

Um 10 Uhr nahmen wir unser Mittagsmahl ein, das wir, um Zeit zu sparen, fortan nicht mehr im Sacke verzehren werden. Wir haben auch der Hunde wegen beschlossen, unsere Märsche auf ungefähr acht Stunden täglich abzukürzen. Nach dem Essen brachen wir um 11 Uhr wieder auf; um 3 Uhr machten wir halt und schlugen das Lager auf. Meines Erachtens mußten wir gestern 11 Kilometer oder in den beiden letzten Tagen 19—22 Kilometer gemacht haben; die Richtung war ungefähr Südwest. Das geht allerdings langsam.

Vor uns haben wir am Horizont einen Wasserhimmel oder wenigstens einen Reflex, der so scharf abgegrenzt ist und so unbeweglich bleibt, daß er sich entweder über offenem Wasser oder über dunkelm Land befindet; unser Kurs führt gerade darauf zu. Es ist noch ein ziemliches Stück entfernt, und das Wasser, über welchem der Reflex ist, ist schwerlich von geringer Ausdehnung; ich kann daher nicht anders glauben, als daß dasselbe sich in der Nähe von Land befinden

* Das Geräusch rührte unzweifelhaft von Seehunden her, die oft einen Ton ausstoßen, der wie ein langgezogenes „Ho" klingt.

muß. Möge es so sein! Aber nach dem Reflex zu urtheilen, scheinen noch viele Rinnen zwischen uns zu liegen.

Das Eis ist jetzt immer dasselbe und stammt kaum aus dem vorigen Winter, da es unmöglich ist, hier zum Kochen geeignete Stücke zu finden. Mir kommt es vor, als wäre es hier wenn möglich noch dünner und nur von einer Dicke von 0,6 bis 1 Meter. Ich bin immer noch in Verlegenheit, wie dies zu erklären ist.

Freitag, 31. Mai. Der heutige Tag ist wieder schön, der letzte Tag im Mai. Auch dieser Monat ist hingegangen, ohne daß wir Land erreicht, ja ohne daß wir es nur gesehen haben. Sicherlich wird der Juni nicht in derselben Weise hingehen — es ist unmöglich, daß wir jetzt noch weit zu gehen haben. Meiner Meinung nach deutet alles daraufhin. Das Eis wird dünner und dünner, wir sehen mehr und mehr Leben um uns herum, und vor uns ist immer derselbe Reflex von Wasser oder Land, welches von beiden es auch sein möge. Gestern sah ich zwei Kragenrobben in zwei kleinen Rinnen; abends flog ein Vogel, vermuthlich ein Eissturmvogel, über eine Rinne, und gestern Mittag fanden wir die frischen Fährten eines Bären mit zwei Jungen, die den Rand einer Rinne verfolgt hatten. In solcher Umgebung scheint Aussicht auf frisches Fleisch zu sein, obwol merkwürdigerweise keiner von uns ein besonderes Verlangen danach trägt; wir sind ganz zufrieden mit der Nahrung, die wir haben; für die Hunde würde es aber von großer Wichtigkeit sein. Gestern Abend mußten wir wieder einen tödten, und zwar kam diesmal „Pan“, unser bester Hund, daran. Es war kein anderer Rath zu schaffen; er war ganz erschöpft und konnte nicht mehr. Die sieben Hunde, die wir jetzt noch haben, können drei Tage mit dem Fleische gefüttert werden, das uns „Pan“ geliefert hat.

Es war ganz unerwartet, daß das Eis hier so stark zerstückelt ist; es wäre richtiges Packeis, wenn nicht einige große Schollen und flache Stellen dazwischen wären. Hätte dieses Eis Platz, sich zu lockern, so würde es leicht genug sein, zwischen den Schollen zu



Aquarellskizze von Fridtjof Nansen.

BEI SONNENUNTERGANG.
(22. Sept. 1893.)

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.



rudern. Manchmal sank mir gestern der Muth, wenn wir durch Rinnen aufgehalten wurden und ich einen hohen Hügel erklommen hatte und nach vorn sah. Ich glaubte, wir müßten die Hoffnung, weiterzukommen, aufgeben, weil der Blick auf einem wahren Chaos von Blöcken und Schneeschlamm ruhte, das im offenen Wasser durcheinander trieb. In solchem Wasser von einer Scholle zur anderen springen, mit Hunden und zwei schweren Schlitten hinter sich, sti nicht gerade leicht; aber nach vielen Versuchen gelang es uns schließlich doch, auch diesmal hinüberzukommen und, nachdem wir eine Weile über Eisblöcke gegangen waren, wieder flaches Eis zu erreichen. Dies wiederholte sich immer wieder; immer neue Rinnen traten auf.

Das Eis, auf welchem wir jetzt weiterziehen, ist fast gänzlich neues Eis mit einigen älteren Schollen dazwischen. Es wird beständig dünner und ist hier nicht dicker als ein Meter, während die Schollen so flach bleiben, wie sie seiner Zeit gefroren sind. Gestern Abend kamen wir jedoch auf eine Strecke Packeis, wo wir noch jetzt liegen; wie weit sich dasselbe aber ausdehnt, ist schwer zu sagen. Wir schlugen gestern um 6½ Uhr das Lager auf und fanden wieder Süßwassereis für den Kochapparat, was für den Koch entschieden eine angenehme Veränderung war. Seit dem 25. Mai haben wir keins gehabt.* Allerdings setzte heute Abend ein unangenehmer Wind aus rechtweisend Süden ein, sodaß es ein schweres Stück Arbeit sein wird, gegen denselben anzukommen. Wir haben hier höllisch viel schlechtes Wetter; fast jeden Tag ist es bewölkt und haben wir Wind, obendrein südlichen Wind, der uns gerade jetzt am wenigsten erwünscht ist. Aber was sollen wir machen? Um uns hier nieder-

* Von ungefähr 82° 52′ südwärts bis 82° 19′ nördlicher Breite waren wir über junges Eis dieser Art gekommen, woraus ich schließe, daß auf dieser Entfernung von gut 33 Bogenminuten (61 Kilometer) offenes Wasser gewesen sein muß. Wir fanden auch weiter südlich auf einer langen Strecke dieses Eis, sodaß das offene Meer noch beträchtlich größer gewesen sein muß.

zulassen, haben wir kaum Proviant genug; es bleibt also, meine ich, nichts übrig, als uns weiter zu quälen.

Nahm heute eine Mittagshöhe; wir mußten auf 82° 21′ nördlicher Breite sein, und noch immer ist kein Schimmer von Land zu sehen; es wird mir mehr und mehr ein Räthsel. Was würde ich nicht darum geben, könnte ich jetzt den Fuß auf festes Land setzen, — aber es heißt immer: Geduld, Geduld!

Viertes Kapitel.

Mit Schlitten und Kajak.

Sonnabend, 1. Juni. Nun haben wir also Juni. Was wird er uns bringen? Wird dieser Monat uns das Land auch nicht bringen, nach dem wir uns sehnen? Wir müssen es hoffen und glauben, wenn die Zeit sich auch in die Länge zieht. Das Glück ist ein wunderliches Ding. Gestern Morgen erwartete ich von diesem Tage so wenig wie möglich; das Wetter war unsichtig von Schnee-treiben, und wir hatten starken Gegenwind. Es wurde auch nicht besser, als wir gleich nach dem Aufbruch an eine Rinne kamen, die fast unpassirbar zu sein schien; alles war dunkel und düster. Und doch machte der Tag sich besser, als wir erwartet hatten. Mittels eines Umweges nach rechtweisend Nordosten fanden wir einen Ueber-gang über die Rinne, worauf wir auf lange schöne Ebenen kamen, auf denen wir bis Mittag weiterzogen. Von 5 Uhr nachmittags an hatten wir weitere anderthalb Stunden gutes Eis; aber dann war es zu Ende, da nach allen Richtungen Rinnen liefen, die uns jedes weitere Vordringen abschnitten. Obwol ich mehr als anderthalb Stunden nach einem Uebergang suchte, fand ich keinen. So blieb uns nichts weiter übrig, als zu lagern und vom morgigen Tag zu hoffen, daß er besser werde. Nun ist der Morgen da, aber ob die Besserung ebenfalls gekommen ist und die Rinne sich mehr geschlossen hat, weiß ich noch nicht. Es war gestern Abend 9 Uhr, als wir das Zelt aufschlugen. Wie gewöhnlich klärte es sich, nachdem es den

ganzen Tag furchtbar geschneit hatte, plötzlich auf, sobald wir mit dem Aufrichten des Zeltes begonnen hatten. Auch der Wind legte sich, und das Wetter wurde wunderschön, mit blauem Himmel und leichten weißen Wolken, sodaß man sich beinahe weit fort in den Sommer der Heimat versetzt träumen konnte. Der Horizont im Westen und Südwesten war klar genug, doch war nichts weiter zu sehen als derselbe Wasserhimmel, auf den wir schon länger losgesteuert sind und der jetzt glücklicherweise sichtlich höher ist, sodaß wir uns ihm also nähern. Wenn wir ihn nur erst erreicht hätten! Da vorn muß eine Veränderung zu finden sein, das bezweifle ich nicht. Wie sehne ich mich nach dieser Veränderung!

Wunderbar, dieser Unterschied! Wenn wir nur Land erreichen, bevor unser Proviant zu Ende ist, würden wir uns für gut geborgen halten, auf demselben Lande, wo Payer seiner Ansicht nach der Hungertod sicher bevorstand, wenn er dort hätte bleiben sollen und den „Tegetthoff“ nicht wieder gefunden hätte. Er war aber auch nicht 2½ Monate auf dem Treibeise zwischen 83° und 86° herumgestreift, ohne ein lebendes Wesen zu sehen.

Gestern Morgen, als wir gerade das Lager abbrechen wollten, hörten wir plötzlich den zornigen Schrei der Elfenbeinmöve; hoch oben in der Luft segelten schön und weiß zwei von ihnen gerade über unseren Köpfen hin. Ich wollte sie schießen, aber es schien mir doch nicht der Mühe werth zu sein, an einen solchen Vogel eine Patrone zu wenden; gleich darauf waren sie verschwunden. Eine kleine Weile später hörten wir sie wieder. Als wir heute im Schlafsack lagen und auf das Frühstück warteten, vernahmen wir plötzlich einen heisern Schrei über dem Zelte, ähnlich dem Krächzen einer Krähe; meiner Meinung nach muß das eine Möve, vielleicht die Silbermöve (Larus argentatus), gewesen sein.

Ist es nicht seltsam? Die ganze Nacht hindurch, so oft ich aufwachte, schien die Sonne lächelnd durch die seidenen Zeltwände zu uns herein, und es war so warm und hell, daß ich vom Sommer,

fern von Rinnen und Quälerei und endloser Mühsal, träumte. Ach, wie schön erscheint in solchen Augenblicken das Leben, wie licht die Zukunft! Aber sobald ich um 9½ Uhr aufstand, um zu kochen, verhüllte die Sonne ihr Antlitz, und der Schnee begann wieder herabzurieseln. Das wiederholt sich jetzt fast jeden Tag. Rührt es davon her, daß die Sonne uns veranlassen will, hier zu bleiben und auf den Sommer, die Lockerung des Eises und offenes Wasser zu warten, das uns die Mühe sparen würde, uns einen Weg durch dieses hoffnungslose Gewirr von Rinnen zu suchen? Ich fürchte in der That, daß es noch dazu kommen wird. Selbst wenn wir es, soweit der Proviant in Frage kommt, aushalten könnten, indem wir die Hunde tödten und verzehren, und wenn wir auch die Aussicht haben, Wild zu erlegen, so würde unsere Ankunft auf Spitzbergen doch spät erfolgen und es wäre nicht unwahrscheinlich, daß wir den Winter dort zubringen müßten, während sie zu Hause noch ein weiteres Jahr auf uns warten müßten.

Sonntag, 2. Juni. So ist es also Pfingstsonntag geworden, der Tag, an welchem dieses Buch voll ist.* Ich hätte mir kaum vorstellen können, daß wir noch immer auf dem Treibeis wären, ohne Land zu sehen. Aber das Schicksal kennt keine Barmherzigkeit und läßt sich weder mildern noch ändern.

Die Rinne, welche uns gestern aufhielt, hat sich nicht geschlossen, sondern sich noch weiter geöffnet, sodaß westlich von uns ein großer See entstanden ist und wir inmitten desselben auf einer Scholle leben, ohne irgendwo einen Weg nach dem andern Ufer zu haben. Endlich ist also eingetreten, was wir so oft befürchtet haben: wir müssen ans Werk gehen und unsere Kajaks seetüchtig machen. Vor allen Dingen verlegten wir unser Zelt nach einer geschützten Ecke des Hügels, unter dem wir beigedreht liegen, sodaß der Wind uns nicht zu fassen vermag und wir uns einbilden können, es sei draußen ganz

---

* Das erste Tagebuch, das ich auf der Schlittenreise führte.

still, anstatt der regelrechten „Mühlenbrise“, die aus rechtweisend Südwesten bläst. Die Bekleidung meines Kajaks abzureißen und zum Flicken ins Zelt zu bringen, war das Werk sehr kurzer Zeit; dann verbrachten wir einen gemüthlichen, ruhigen Pfingstabend im Zelt. Bald war der Kochapparat im Gange, und wir nahmen unser Mittagsmahl, dampfend heißes Labskaus, ein; ich glaube aber kaum, daß



Ausbesserung der Kajaks.

einer von uns bedauerte, nicht unterwegs zu sein; es ist unleugbar gut, zuweilen einmal halt zu machen. Die Bekleidung des Bootes war bald geflickt und wieder seetüchtig; dann mußte ich hinaus und die Befestigungsschnüre am Gerippe meines Kajaks fester anziehen, da die meisten derselben sich gelöst hatten und aufs neue gebunden werden mußten. Das ist kein ganz unbedeutendes Stück Arbeit, denn es sind mindestens vierzig Befestigungen. Außerdem sind ein paar Rippen

zersplittert, sodaß man das Gestell besser vorher reparirt. Johansen nahm die Bekleidung von seinem Kajak gleichfalls herunter; sie soll heute ausgebessert werden.

Wenn beide Gestelle wieder in Ordnung gebracht und die Bekleidungen übergezogen sind, werden wir aufs neue bereit sein, aufzubrechen und allen Hindernissen entgegenzutreten, seien es Rinnen, Teiche oder das offene Meer.

Wir werden uns wirklich mit dem Gefühl der Sicherheit aufmachen; die fortwährende Besorgniß, unpassirbare Rinnen anzutreffen, wird ein Ende haben. Ich vermag mir nicht vorzustellen, daß uns dann irgendetwas hindern könnte, bald Land zu erreichen, und es kann jetzt kaum lange mehr dauern, bis wir Rinnen und offenes Wasser treffen, wo wir rudern können. Es ist jedoch ein Unangenehmes dabei, das sind die noch übrigen Hunde, da wir uns von ihnen trennen müssen. Gestern Abend wurden die Rationen für die Hunde eingetheilt, außerdem haben wir von „Pan" noch abends etwas für sie zu fressen; indeß muß nun auch „Klapperslangen" dran glauben. Dann würden wir nur noch sechs Hunde haben, die wir, wie ich meine, noch vier Tage behalten könnten, sodaß wir mit ihnen noch eine tüchtige Strecke weiterzukommen im Stande wären.

Pfingsten — es liegt etwas so Liebliches, Sommerliches in dem Worte! Es ist hart, wenn man daran denkt, wie schön es jetzt die zu Hause haben, und daß wir noch immer hier in Schnee und Wind und Eis liegen müssen. Daß man dorthin sich sehnt, was nutzt es? Klein-Liv wird heute zu Mittag zu ihrer Großmama gehen; vielleicht ziehen sie ihr gerade in diesem Augenblick das neue Kleid an. Nun ja; die Zeit wird kommen, daß ich dabei sein kann, aber wann? Ich muß mich an die Arbeit bei den Bootsbefestigungen machen, dann wird alles wieder in Ordnung sein! —

Während der folgenden Tage arbeiteten wir mit großem Eifer, um unsere Kajaks bereit zu machen; wir nahmen uns nicht einmal Zeit zum Essen. Zuweilen vergingen zwölf Stunden zwischen den

einzelnen Mahlzeiten, und unser Arbeitstag dauerte oft vierundzwanzig Stunden. Aber trotzdem währte es einige Zeit, die Kajaks wieder ganz seetüchtig zu machen. Das Schlimmste dabei war, daß wir sehr vorsichtig mit unserm Material umgehen mußten, da die Gelegenheit, sich neues zu verschaffen, nicht gerade reichlich vorhanden war. Wenn z. B. eine Rippe losgegangen war und wieder befestigt werden mußte, so konnte man nicht einfach die alte Befestigung herunterreißen, sondern mußte sie sorgfältig abnehmen, um sie nicht zu ruiniren. Wenn viele Dutzende solcher Stellen neu befestigt werden müssen, so nimmt dies Zeit in Anspruch. Dann waren auch, namentlich in Johansen's Kajak, mehrere Bambusrippen, die sich an der Seite des Gerippes entlang befinden, zersplittert, sodaß sie ganz oder theilweise herausgenommen und durch andere ersetzt oder durch besondere Befestigungen oder Seitenschienen verstärkt werden mußten. Als die Bekleidung an zahlreichen Stellen geflickt war und die Gerippe nach mehrtägiger Arbeit wieder in Ordnung gebracht waren, wurde die erstere übergezogen und sorgfältig straff gespannt. Alles das mußte natürlich mit großer Sorgfalt gethan werden und war keine rasche Arbeit. Wir hatten dann aber auch die Genugthuung zu wissen, daß die Kajaks völlig seetüchtig und im Nothfalle im Stande waren, auf der Ueberfahrt nach Spitzbergen einen Sturm auszuhalten.

Mittlerweile verging die Zeit, unsere kostbare Zeit. Indeß hofften wir, daß unsere Kajaks uns wichtige Dienste leisten und wir mit ihnen um vieles schneller vorwärtskommen würden.

Am Dienstag, 4. Juni, schreibe ich daher in mein Tagebuch:

„Mir scheint, daß es nicht lange dauern kann, bis wir an offenes Wasser oder lockeres Eis kommen werden. Das Eis ist hier herum so dünn und zerstückelt, und das Wetter so sommerlich. Gestern waren es —1,5° C., und der Schnee, der gefallen war, war ziemlich mit Regen untermischt; er schmolz auf dem Zelt, und es hielt schwer, die Gegenstände im Innern trocken zu halten; die Wände

tropften, wenn man ihnen nur nahe kam. Den ganzen Tag hatten wir abscheuliches Wetter mit Schneefall. Wir sind jedoch, was dies anbelangt, daran gewöhnt; wir haben in letzter Zeit nicht viel anderes gehabt. Heute aber ist das Wetter brillant, der Himmel klar und blau, und die Sonne ist eben über den Gipfel des Hügels gekommen und schaut ins Zelt hinein. Es wird ein herrlicher Tag werden, um draußen zu sitzen und zu arbeiten, nicht wie gestern, als alles naß wurde. Das ist am schlimmsten beim Befestigen der Schnüre, weil man dieselben dann nicht straff bekommen kann. Die Sonne ist doch ein treuer Freund! Früher, als sie immer da war, war ich ihrer fast überdrüssig, aber wie froh sind wir, wenn wir sie jetzt sehen, und wie heitert sie uns auf! Ich kann fast den Gedanken nicht los werden, daß es zu Hause am Fjord ein herrlicher frischer Junimorgen ist. Laßt uns nur erst offenes Wasser haben, sodaß wir die Kajaks benutzen können, dann wird es auch nicht lange dauern, bis wir zu Hause sind!

„Heute haben wir zum ersten male während der ganzen Reise die Rationen zum Frühstück abgewogen, von Butter 50 Gramm, von Aleuronat-Brot 200 Gramm.* Wir müssen uns ans Gewicht halten, damit wir sicher sind, daß wir mit dem Proviant ausreichen, und ich werde daher, ehe wir weiter gehen, genaue Inventur aufnehmen, von dem, was wir noch haben.

„Das Glück war in der That nur von kurzer Dauer. Die Sonne ist wieder verschwunden, der Himmel ist überzogen, und der Schnee beginnt in Flocken zu fallen."

Mittwoch, 5. Juni. Immer noch auf derselben Stelle; doch wird es hoffentlich nicht lange dauern, bis wir im Stande sind, den Weg fortzusetzen. Das Wetter war übrigens gestern so schön und

---

* Bis auf diesen Tag hatten wir gegessen, was wir brauchten, ohne die Rationen abzuwiegen. Es ergab sich aber, daß wir trotzdem nicht mehr verzehrt hatten, als ich von Anfang an bestimmt hatte, nämlich täglich ein Kilogramm getrockneten Proviant. Nunmehr verringerten wir die täglichen Rationen erheblich.

sommerlich, daß wir bei der Arbeit draußen sitzen und uns sonnen konnten, wobei wir über das Wasser und das Eis mit den glänzenden Wellen und dem glitzernden Schnee blickten.

Gestern schossen wir unser erstes Wild; es war eine Elfenbeinmöve (Larus eburneus), die über das Zelt hinflog. Es waren auch andere Möven hier; wir sahen vier von ihnen auf einmal, jedoch hielten sie sich fern. Ich ging ihnen nach, verfehlte aber mein Ziel und habe eine Patrone verschwendet; das darf nicht wieder vorkommen. Wenn wir uns Mühe gegeben hätten, hätten wir leicht mehr Möven bekommen können, aber sie sind zu kleines Wild, und es ist noch zu früh, um unsere Munition aufzubrauchen. Im Teich hier sah ich einen Seehund; Johansen hatte ebenfalls einen bemerkt, und beide haben wir Narwale gesehen und gehört. Es ist hier Leben genug, und wenn die Kajaks in Ordnung wären und wir aufs Wasser hinausrudern könnten, so zweifle ich nicht, daß wir Beute bekommen würden. Indeß ist das jetzt noch nicht nothwendig. Wir haben augenblicklich Proviant genug, und es ist besser, die Zeit zu benutzen, um weiterzukommen. Der Hunde wegen wäre es freilich ganz gut, etwas großes Wild zu erlegen, damit wir nicht noch mehr von ihnen zu tödten brauchen, bevor die Schlittenreise beendet ist und wir uns allein der Kajaks bedienen. Gestern mußten wir „Klapperslangen" schlachten; er lieferte 25 Rationen, mit denen wir für die noch übrigen sechs Hunde vier Tage reichen werden. Das Schlachten ist jetzt gänzlich Johansen's Aufgabe, der sich darin eine solche Gewandtheit erworben hat, daß er mit einem einzigen Stoße meines langen Lappenmessers dem Thiere ein Ende macht, sodaß es nicht einmal Zeit hat, noch einen Laut auszustoßen; mit Hülfe des Messers und unsers kleinen Beils hat er es in wenigen Minuten in passende Portionen getheilt. Wie schon früher bemerkt, ließen wir Haut und Haare daran; erstere wurde von den Hunden vollständig verzehrt. Was von den Hunden übrig blieb, war meist nur ein Büschel Haare hier und dort auf dem Eise, ein paar Zehen

und ein wohl abgenagter Schädel, der ihnen seiner Härte wegen zu viel war.

Die Thiere sind jetzt ziemlich ausgehungert. Gestern fraß „Lilleräven“ von einem Schneeschuh den aus Renthierhaut bestehenden Zehenriemen auf, der unter dem Fuß angebracht ist, um das Zusammenballen des Schnees zu verhindern, und etwas Holz von Johansen's einem Schneeschuh, den der Hund auf das Eis herabgezerrt hatte. Die verstorbene „Kvik“ fraß ihr Geschirr aus Segeltuch, und ich bin gar nicht sicher, ob die anderen Hunde sich nicht auch hin und wieder ein Stückchen Segeltuch gestatten.

Soeben habe ich unsere Länge nach einer Beobachtung, die ich gestern mit dem Theodoliten angestellt habe, ausgerechnet und 61° 16,5′ Ost gefunden, während die Breite 82° 17,8′ Nord war. Ich kann nicht begreifen, daß wir kein Land sehen; die einzig mögliche Erklärung ist, daß wir weiter östlich sind, als wir glauben, und daß das Land sich in dieser Richtung südlich erstreckt; wir können aber jetzt nicht mehr viel weiter zu gehen haben. In diesem Augenblicke flog ein Vogel über unseren Köpfen hin, den Johansen, der vor dem Zelte stand, für eine Schnepfenart hielt.

Donnerstag, 6. Juni. Immer noch auf demselben Fleck! Ich sehne mich danach, weiterzukommen, zu sehen, wie es wird, und endlich die Lösung des Räthsels zu finden, an das ich beständig denke. Welches Vergnügen für mich, mit dem ganzen Zeug endlich wieder unterwegs zu sein und es auf offenem Wasser zu benutzen! Dann würde das Leben wieder etwas anders aussehen! Ganz befreit zu sein von diesem Eise und den Rinnen, der mühseligen Arbeit mit den Schlitten, den endlosen Schwierigkeiten mit den Hunden und wir selbst in einem leichten Fahrzeug über die schaukelnden Wellen tanzend: es ist fast unerträglich, daran zu denken! Vielleicht haben wir noch manchen harten Kampf zu bestehen, ehe wir dieses Ziel erreichen, noch manche schwere Stunde durchzumachen, aber einmal muß es kommen und dann — dann wird das Leben wieder ein Leben sein!

Gestern sind wir endlich mit dem Ausbessern der Gerippe beider Kajaks fertig geworden. Auf dem Boden eines jeden haben wir aus geflochtenem Bambus ein Gestell hergerichtet, auf welches der Proviant gelegt werden soll, damit er nicht naß wird, falls das Kajak lecken sollte. Heute haben wir sie nur nochmals nachzusehen, die Befestigungen zu prüfen, diejenigen, welche dessen bedürfen, straffer anzuziehen und die Bekleidung überzuziehen. Morgen Abend werden wir hoffentlich aufbrechen können. Diese Reparatur hat große Ansprüche an unsere Schnüre gestellt; von drei Knäueln haben wir nicht ganz eines mehr übrig, das ich sehr dringend zu behalten wünsche, da wir es vielleicht zum Fischen oder dergleichen brauchen werden.

Unsere Proviantvorräthe beginnen zu schwinden. Wog gestern die Butter und fand, daß wir nur noch 2,3 Kilogramm besaßen; wenn wir als tägliche Ration 50 Gramm auf den Mann rechnen, so werden wir noch weitere 23 Tage damit auskommen; dann werden wir schon ein wenig weiter gekommen sein. Heute konnte ich zum ersten male eine Temperatur über dem Gefrierpunkt notiren, nämlich + 0,2° C. heute Morgen. Der draußen fallende Schnee ist vollständig weich, und die Hügel tropfen; es wird jetzt nicht mehr lange dauern, bis wir Wasser auf den Schollen haben. Gestern Abend fiel entschieden richtiger Regen. Es war nur ein kurzer Schauer; erst ein feiner Sprühregen, dann fielen große, schwere Tropfen, sodaß wir im Innern des Zeltes Schutz suchten, um nicht naß zu werden — aber es war Regen, Regen! Es war ein geradezu sommerliches Gefühl, hier zu sitzen und den Tropfen zuzuhören, die gegen die Zeltwand schlugen. Was das Gehen anbelangt, so würde der Regen wahrscheinlich gute Wirkung thun, wenn wir wieder Frost bekämen; hält er aber an, wie jetzt, dann wird es eine nette Geschichte werden, zwischen all diesen Rücken und Hügeln durchzukommen. Statt dessen würde es besser sein, soviel Regen wie möglich zu haben, damit der Schnee schmilzt und wir uns auf dem

blanken Eise bewegen können. Nun, es mag kommen, wie es will; es kann nicht lange dauern, bis es eine Wendung nimmt, Land oder Wasser, was es auch sein möge.

Sonnabend, 8. Juni. Vollendeten und probirten gestern endlich die Kajaks, aber nur nachdem wir von vorgestern bis gestern Abend ununterbrochen an der Arbeit geblieben sind. Es ist merkwürdig, wie diese langen Tage wirken! Wären wir zu Hause, so würden wir nach den vielen Arbeitsstunden zwischen den Mahlzeiten sehr müde und hungrig sein; hier scheint das jedoch nicht einzutreten, wenngleich wir Appetit erster Klasse mit Stern haben und unsere Fähigkeit, zu schlafen, nicht gering ist. Es scheint nicht, als ob wir schon jetzt schwach oder skorbutkrank würden; thatsächlich sind wir gerade jetzt ungewöhnlich kräftig und gesund und voller Elasticität.

Als wir die Kajaks in einer kleinen Rinne in der Nähe probirten, fanden wir sie infolge der rauhen Behandlung auf der Reise in den Näthen sowie im Segeltuch stark leck. Doch hoffe ich, daß, wenn sie nur etwas durchweicht sein werden, das Segeltuch dicht wird. Es würde nicht angenehm sein, müßten wir in den Kajaks über Rinnen fahren und sie eingetrocknet und leck aufs Wasser setzen. Unser Proviant könnte leicht zu einer breiigen Masse werden; jedoch würden wir, wie so vieles andere, auch dies geduldig ertragen müssen.

Nun beabsichtigen wir wirklich, heute aufzubrechen, nach einwöchentlichem Aufenthalte an derselben Stelle. Gestern setzte der Südostwind ein; heute hat er noch zugenommen und ist, nach dem Pfeifen um die Hügel draußen zu urtheilen, ziemlich stark geworden. Als ich heute Morgen nachsah, bildete ich mir ein, aus geringer Entfernung eine Brandung zu hören. Gestern haben sich sämmtliche Rinnen rundherum geschlossen, sodaß nur wenig offenes Wasser zu sehen war. Es rührte dies, wie ich annehme, vom Winde her; wenn er die Rinnen für uns zu schließen beabsichtigt, dann laß ihn nur weiterblasen! Der Boden ist die reine Eisbahn; es läuft sich so gut

wie nur möglich, und das Eis wird hoffentlich flach sein, sodaß wir gut zurechtkommen werden.

Johansen schoß gestern noch eine Elfenbeinmöve, die wir mit der andern zusammen heute zum Mittagessen hatten. Es war das erste mal, daß wir eine frische Speise aßen, und sie schmeckte auch, wie sich nicht leugnen läßt, sehr gut, aber trotzdem nicht so gut, wie man hätte erwarten sollen in Anbetracht dessen, daß wir so viele Monate kein frisches Fleisch gehabt haben. Es ist ohne Zweifel ein Beweis dafür, daß der Proviant, den wir haben, ebenfalls gut ist.

Wog gestern das Brot und fand, daß wir noch 12 Kilogramm Weizen- und 7,8 Kilogramm Aleuronat-Brot hatten, sodaß wir, was diesen Artikel betrifft, noch 35—40 Tage auskommen werden. Wie weit wir dann sein werden, wissen die Götter, aber einen Theil des Weges müssen wir jedenfalls zurückgelegt haben.

Sonntag, 9. Juni. Gestern endlich sind wir von unserm Lagerplatze fortgekommen, worüber wir mehr als froh waren. Trotz des Wetters, das so schlecht wie nur irgendmöglich war, und des wüthenden Schneesturms aus Osten freuten wir uns beide, unsere Wanderung wieder aufzunehmen. Wir brauchten längere Zeit, um Griffe, bestehend aus Säcken, Schlafsack und wollenen Decken, unter den Kajaks anzubringen und die Schlitten fertig zu beladen; aber schließlich brachen wir doch auf und kamen auch gut von der Scholle, auf der wir uns so lange aufgehalten hatten, fort, ohne die Kajaks zu benutzen, obwol wir eine ganze Woche darauf verwendet hatten, sie zu diesem Zweck zu repariren. Der Wind hatte alle Rinnen sorgfältig geschlossen. Wir fanden flaches Eis und kamen gut weiter, obgleich es sich in dem frisch gefallenen Schnee ganz niederträchtig schlecht ging, da er sich unbarmherzig an den Schneeschuhen festballte und die Schlitten, sowie sie anhielten, darin wie festgebannt stehen blieben, von den Schneeschuhen gar nicht zu reden. Das Wetter war derart, daß man nicht hundert Meter voraussehen konnte, und der Schnee, der sich an der Windseite an den Kleidern sammelte, durch-



Auf dem Ausguck.

näßte einen bis auf die Haut. Allein trotzdem war es herrlich zu sehen, wie wir vorwärtskamen, vorwärts, unserm widerspenstigen Ziele entgegen.

Wir gelangten an eine Anzahl Rinnen, die mit ihrem verworrenen Netzwerk von Spalten und in allen Richtungen laufenden Ketten sehr schlimm waren. Einige waren breit und von morschem Eis, sodaß es unmöglich war, die Kajaks zu benutzen. Jedoch war das Eis an einigen Stellen so fest zusammengepreßt, daß wir darauf gehen konnten. Aber fast immer sind viele Wege hin und her zu machen, ehe man ordentlich weiterkommt. Demjenigen, der mit den Hunden zurückbleiben muß, wird beim Warten oft die Zeit lang, weil er inzwischen durchgeblasen oder durchnäßt wird, je nachdem das Wetter ist. Häufig glaubte Johansen, wenn ich überhaupt nicht zurückzukommen schien, daß ich in einer Rinne eingebrochen und für immer verschwunden sei. Wenn man auf dem Kajak sitzt und wartet und wartet und starrt in die Einsamkeit vor sich, dann gehen einem manch wunderbare Gedanken durch den Kopf; mehrere male hatte Johansen die in der Nähe befindlichen höchsten Hügel erklommen, um angstvoll über das Eis zu spähen. Entdeckte er endlich weit, weit in der Ferne einen kleinen schwarzen Fleck, der sich auf der Eisfläche umherbewegte, so wurde es ihm leichter ums Herz.

Als Johansen gestern wieder einmal wartete, bemerkte er, daß die Seiten der Scholle vor ihm langsam auf- und niedergingen, als ob sie von einer leichten Dünung bewegt würden. Ist es möglich, daß offenes Wasser in der Nähe ist? Kann dies eine große Dünung aus dem Meere draußen sein? Wie bereitwillig würden wir das glauben! Aber vielleicht war es nur der Wind, der das dünne Eis, auf welchem wir uns jetzt befinden, in wellenförmige Bewegung setzte.*

* In Wirklichkeit wurde diese Bewegung wol durch den Druck der Schollen gegeneinander hervorgebracht. Wir bemerkten dieselbe Bewegung später noch mehrere male.

Oder sollten wir wirklich offenes Wasser in Südosten haben? Es ist merkwürdig, daß dieser Wind das Eis hier zusammenschweißt, während der vor kurzem wehende Südwestwind es lockerte. Kann es schließlich möglich sein, daß wir nicht mehr weit bis zum Meere haben? Ich muß immer wieder an die Wasserreflexe denken, die wir vor uns am Himmel gesehen haben. Johansen ist soeben vor das Zelt gegangen und sagt, er sähe denselben Reflex im Süden; er ist jetzt höher, dabei ist das Wetter ziemlich klar. Was mag das sein? Laßt uns nur dorthin kommen!

Gestern trafen wir wieder eine Bärenfährte. Wie alt dieselbe war, ließ sich in diesem Schnee, der in wenigen Minuten alles verwischt, nicht leicht bestimmen. Wahrscheinlich stammte sie aber von gestern. „Haren" hatte etwas gewittert und war gegen den Wind davongerannt, sodaß Johansen meinte, der Bär müsse in der Nähe sein. Nun, alt oder frisch, ein Bär war hier gewesen, während wir ein wenig nördlicher an den Kajaks nähten; eines Tages wird er uns wol in den Weg kommen. Daß ein Bär hier ist, darauf wies auch hin, daß die Möve, die Johansen geschossen hatte, beim Herunterstürzen ein großes Stück Walroßspeck ausbrach; sie hätte dies nicht thun können, wenn sie nicht in der Gesellschaft von Bären und Walrossen gewesen wäre.

Das Wetter war naß und ekelhaft und überdies unsichtig; das Gehen war so schwer wie möglich. Weiter zu marschiren war nicht sehr verlockend, aber andererseits konnte eine Rast zum Mittagessen in diesem Schneeschlamm auch nicht reizen; wir setzten den Weg daher noch eine kleine Weile fort und machten dann um 10 Uhr ernstlich halt. Welch willkommene Abwechselung, wieder unter dem Zelte zu sein! Und das Fiskegratin war köstlich. Zu wissen, daß man trotz allem etwas Fortschritte macht, gewährt einem ein Hochgefühl. Die Temperatur beginnt jetzt schlimm zu werden; der Schnee ist ganz naß. Es ist etwas Wasser in mein Kajak gedrungen und durch die offene Seite, wo es zugeschnürt wird und wir es noch nicht zusammen-

genäht haben, hineingelaufen. Wir warten auf gutes Wetter, um die Bekleidungen erst gründlich zu trocknen und sie dann tüchtig zu spannen.

Montag, 10. Juni. Trotz des undurchdringlichsten Nebels und des abscheulichsten Gehens auf dem durchtränkten Schnee, der noch nicht genügend dem Frost ausgesetzt gewesen ist, um körnig zu werden, und in welchem die Schlitten aufs schwerste liefen, gelang es uns während des ganzen gestrigen Tages, gut weiterzukommen. Unzählige Rinnen waren zu überwinden, und auf losen Eisstücken waren manche Uebergänge zu unternehmen, die wir nur mit knapper Noth ausführten. Aber das Eis ist hier überall flach, und das zählt schon mit. Es ist das bisherige dünne Wintereis von ungefähr einem Meter Dicke. Alte Schollen sah ich gestern nur ein paar — es war in der Nachbarschaft unsers Lagerplatzes, der sich ebenfalls auf einer alten Scholle befand —, sonst ist das Eis neu, stellenweise sogar sehr neu. Wir kamen gestern über ziemlich weite Strecken, wo das Eis nur 30 Centimeter oder noch weniger stark war. Besonders die letzte dieser Strecken war sehr merkwürdig und muß früher einmal ein beträchtlicher Teich gewesen sein; das Eis war dort so dünn, daß es nicht lange dauern kann, bis es vollständig schmilzt. Ueberall stand Wasser auf dem Eise, sodaß es war, als ob man in einem Schneebrei ginge. Thatsächlich ist das Eis hier herum nichts anderes als reines aufgebrochenes Meereis, das aus großen und kleinen Schollen, nicht selten auch aus dicht zusammenhaltenden sehr kleinen Schollen besteht. Wenn sich aber eine Gelegenheit zur Lockerung bietet, würden sie sich über das ganze Meer hier herum ausbreiten; wir werden dann Wasser genug haben, um nach unserm Belieben nach jeder Richtung hin zu rudern.

Heute scheint das Wetter so wie gestern zu sein, bei südöstlichem Winde, der an den Zeltwänden zerrt und rasselt. Thauwetter und nasser Schnee. Gott weiß, ob wir noch mehr Frost bekommen werden; das würde uns eine glänzende Schneebahn verschaffen. Ich

fürchte aber, daß das Gegentheil der Fall sein und der Weg sich bald im schlechtesten Zustand befinden wird. Im übrigen beginnen die Rinnen, sich zu bessern; sie sind nicht mehr so voll von Schneeschlamm; dieser schmilzt, und es ist mehr Aussicht, daß sich in dem klaren Wasser Brücken und dergleichen Uebergänge bilden.

Jedesmal, wenn eine Weile klareres Wetter ist, schauen wir unaufhörlich nach Land aus; aber es ist nichts, gar nichts zu sehen. Inzwischen bemerken wir aber beständig Anzeichen von Land oder der Nähe von offenem Wasser. Die Zahl der Möven nimmt merklich zu; gestern sahen wir in einer Rinne einen Krabbentaucher (Mergulus alle). Im Süden und Südwesten ist die Luft gewöhnlich dunkel; außerdem war auch das Wetter derart, daß wir nichts sehen konnten. Und doch habe ich das Gefühl, daß die Lösung herannaht. Aber wie lange habe ich das nicht schon gedacht? Dafür gibt es kein anderes Mittel als die edle Tugend Geduld.

Welch schönes Eis zum Reisen würde auf diesen endlosen flachen Ebenen im April gewesen sein, ehe alle diese Rinnen sich gebildet haben! Denn die Rinnen haben sich, soviel wir sehen, sämmtlich neugebildet mit einigen Rücken hier und dort, die ebenfalls vor nicht langer Zeit entstanden sind.

Dienstag, 11. Juni. Alles in allem ein einförmiges Leben, so einförmig, wie man es sich nur denken kann; Tag auf Tag, Woche auf Woche, Monat auf Monat sich an dieselbe mühselige Quälerei über das Eis zu machen, das manchmal etwas besser, manchmal etwas schlechter ist — augenblicklich scheint es beständig schlechter zu werden —, immer in der Hoffnung, das Ende zu sehen, aber immer vergeblich hoffend, immer derselbe eintönige Eishorizont, nichts als Eis. Nach keiner Richtung ein Zeichen von Land; kein offenes Wasser, obwol wir jetzt auf der Breite von Kap Fligely oder höchstens ein paar Minuten weiter nördlich sein müßten. Wir wissen weder, wo wir sind, noch wissen wir, wie das enden soll. Inzwischen schwinden unsere Vorräthe von Tag zu Tag, und die Zahl der Hunde ver-

ringert sich in bedenklicher Weise. Werden wir Land erreichen, solange wir noch zu essen haben — oder werden wir es überhaupt erreichen? Bald wird es uns unmöglich sein, gegen dieses Eis und den Schnee noch weiter anzukämpfen; dieser ist nichts als Brei, die Hunde sinken bei jedem Schritt ein, und wir selbst waten bis zu den Knieen durch, wenn wir den Hunden helfen oder der Reihe nach an den schweren Schlitten schieben müssen, was häufig der Fall ist. So muß Rinne nach Rinne, Eiskette nach Eiskette überwunden werden. Es ist schwer, die Hoffnung aufrechtzuerhalten, aber trotzdem bewahren wir sie. Freilich möchte sie uns sinken, wenn wir das Eis vor uns betrachten, ein hoffnungsloses Gewirr von Ketten, Rinnen, Schlammeis und ungeheuren Blöcken, alles kunterbunt durcheinander geworfen, sodaß man sich einbilden könnte, man blickte auf plötzlich erstarrte Brandung. Es kommen Augenblicke, in denen es unmöglich scheint, daß Geschöpfe, die nicht mit Flügeln ausgestattet sind, noch weiterkommen könnten, und sehnsüchtig verfolgt man den Flug einer vorüberziehenden Möve und denkt, wie weit man bald sein würde, wenn man sich ihre Schwingen leihen könnte. Dann aber findet man doch einen Weg, und die Hoffnung sproßt immer wieder aufs neue. Laßt die Sonne nur einen Augenblick durch die Wolkenbank brechen und die Eisflächen in ihrem glänzenden Weiß funkeln, laßt die Sonnenstrahlen auf dem Wasser spielen, und das Leben erscheint trotz allem schön und des Kampfes werth!

Es ist wunderbar, wie wenig es bedarf, um einem neuen Muth zu geben. Gestern fand ich in einer Rinne einen kleinen todten Polar-Kabeljau (Gadus polaris); ich bin überzeugt, daß meine Augen vor Freude geglänzt haben, als ich ihn sah. Er kam mir wirklich vor wie ein gefundener Schatz. Wo es Fische im Wasser gibt, kann man wol nicht verhungern; ich warf daher, ehe ich heute Morgen ins Zelt kroch, in einer nahen Rinne eine Leine aus. Aber welcher Unzahl dieser kleinen Fische würde es bedürfen, um einen Menschen satt zu machen; man brauchte an einem Tage mehr, als man in

einer Woche, ja vielleicht in einem Monat fangen könnte! Und doch ist man voller Hoffnung und erwägt die Aussichten, ob nicht im Wasser noch größere Fische vorhanden seien und ob man im Stande wäre, nach Herzenslust davon zu fangen. Die Menschen sind ein glückliches Geschlecht!



Plötzlich erstarrte Brandung.

Das Vorwärtskommen war gestern schwieriger als an den vorhergehenden Tagen, da das Eis unebener und massiver war und sich an einigen Stellen alte Schollen dazwischen fanden. Auch wurden wir durch zahlreiche böse Rinnen aufgehalten, sodaß wir nicht viel weiter kamen, nur wenige Kilometer, wie ich fürchte. Meiner Meinung nach können wir jetzt annehmen, auf 82° 8′ oder 82° 9′ nördlicher Breite zu sein, wenn der anhaltende Südostwind uns nicht

wieder nordwärts gebracht hat. Das Gehen wird immer schlimmer. Der Schnee ist bis zum Grunde vom Wasser durchweicht und trägt die Hunde nicht mehr. Er ist in der letzten Zeit etwas körniger geworden, sodaß die Schlitten gut darauf laufen, wenn sie nicht, was fortwährend vorkommt, hindurchschneiden; dann sind sie fast vollständig unbeweglich. Es ist harte Arbeit für die Hunde, und würde dies auch sein, wenn sie nicht so jämmerlich erschöpft wären; beim geringsten Anlaß halten sie an, sodaß man ihnen helfen oder sie mit der Peitsche weitertreiben muß. Arme Thiere, sie haben es schlecht! „Lilleräven", der letzte von meinem ursprünglichen Gespann, wird bald nicht mehr im Stande sein, noch weiter zu gehen — und welch prächtiges Zugthier war er! Wir haben noch fünf Hunde, „Lilleräven", „Storräven" und „Kaiphas" vor meinem, „Suggen" und „Haren" vor Johansen's Schlitten. Wir haben noch Futter genug für drei Tage für sie, von „Isbjörn", der gestern Morgen geschlachtet wurde, und bis dahin, meint Johansen, würde sich das Räthsel gelöst haben. Vergebliche Hoffnung, fürchte ich, obwol der Wasserreflex in mißweisend Südosten oder Südsüdosten sich stets an derselben Stelle hält und etwas höher gestiegen ist.

Gestern begannen wir unsern Marsch um 6½ Uhr abends und machten heute Morgen um 3¼ Uhr vor einer Rinne halt. Zum ersten mal sah ich gestern Süßwassertümpel auf dem Eise unter einigen Hügeln. Wo wir anhielten, war aber keiner zu finden, sodaß wir heute Morgen wieder Eis schmelzen mußten; fortan wird es jedoch, hoffe ich, nicht oft mehr nöthig sein, und wir können unser Oel sparen, das, beiläufig erwähnt, in besorgnißerregender Weise abnimmt. Wetter und Bahn sind unverändert; kein Vergnügen, sich an das schwere Tagewerk zu machen. Hier liege ich und denke an den Juni zu Hause, wie die Sonne über Forst und Fjord und bewaldete Hügel scheint — ach, dies ist . . .! Aber einmal werden wir zum Leben zurückkehren. Es wird dann schöner sein als je vorher.

Mittwoch, 12. Juni. Es wird immer schlimmer. Gestern kamen wir fast gar nicht weiter, kaum daß wir 2 Kilometer vorwärts gelangt sind. Miserabler Schnee, unebenes Eis, Rinnen und Hundewetter hielten uns auf. Allerdings war auf dem Schnee eine Kruste, auf welcher die Schlitten gut liefen, wenn sie oben blieben, wenn sie aber durchbrachen — und das thaten sie beständig —, standen sie unbeweglich fest. Auch für die Hunde, diese armen Teufel, war es schlimm. Sie sanken unaufhörlich in den Schnee zwischen den Unebenheiten ein, und es war für sie, als ob sie durch einen Brei schwämmen. Aber nichtsdestoweniger bewegten wir uns weiter. Die Rinnen hinderten uns zwar, aber auf irgendeine Weise kamen wir doch hinüber. Ueber eine derselben, die letzte, die häßlich aussah, gelangten wir, indem wir aus kleinen Schollen, die wir nach der schmalsten Stelle flößten, eine Brücke herstellten. Dann aber setzte schändliches nasses Schneetreiben oder richtiger Schlackerwetter mit großen Flocken ein und der Wind nahm zu, sodaß wir in diesem Labyrinth von Rinnen und Eis keinen Weg sahen und naß wurden wie ins Wasser getauchte Krähen. Das Gehen war unmöglich, und die Schlitten standen wie unbeweglich in dem nassen Schnee, der tief genug war, um sich in großen Klumpen unter unseren Schneeschuhen festzuballen. Es blieb uns kaum eine andere Wahl, als so bald wie möglich einen Lagerplatz aufzusuchen. Denn sich bei solchem Wetter und solchem Schnee mit Gewalt weiter zu quälen und keine Fortschritte zu machen, hatte keinen Zweck. Als wir einen guten Lagerplatz gefunden hatten, richteten wir, statt Mittag zu machen, nach nur vierstündigem Marsche unser Zelt auf.

Hier sind wir nun und wissen kaum, was wir jetzt beginnen sollen. Wie sich das Gehen machen wird, weiß ich noch nicht; wahrscheinlich nicht viel besser als gestern, und ob wir, so wenig wir auch vermögen, doch vordringen oder lieber versuchen sollen, einen Seehund zu fangen, vermag ich nicht zu entscheiden. Ein Unglück ist, daß da, wo wir uns jetzt befinden, nicht viele Seehunde zu sein scheinen.

Wir haben während der letzten Tage keine gesehen; vielleicht ist das Eis zu dick und ausgedehnt für sie.

Das Eis hier unterscheidet sich in seiner Beschaffenheit auffallend von demjenigen, auf welchem wir in letzter Zeit marschirt sind; es ist vor allen Dingen erheblich unebener und besitzt Haufen und ziemlich viel alte Rücken, unter denen sich einige sehr große befinden. Doch sieht es im allgemeinen nicht sehr alt aus, ich möchte sagen, wie ein im letzten Winter entstandenes Eis, obwol gelegentlich auch ältere Schollen dazwischen sind. Sie scheinen in der Nähe von Land gewesen zu sein, da man oft Thon und Schlamm darauf sieht, namentlich auf den neu entstandenen Rücken.

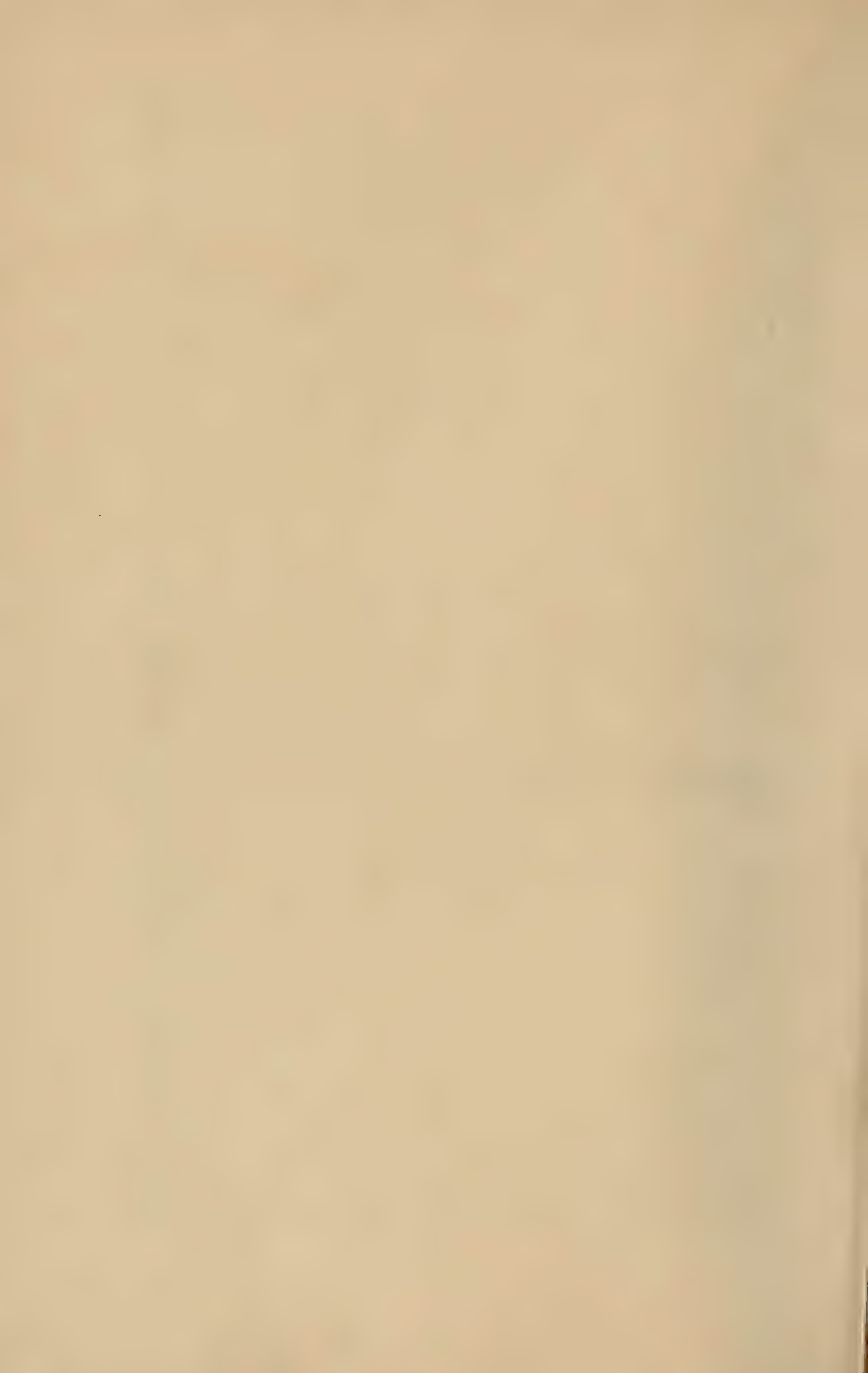
Johansen, der hinausgegangen ist, sagt, im Süden sei immer noch der Widerschein von Wasser zu sehen. Weshalb können wir es nicht erreichen? Aber er bleibt dort unverändert, ein lockendes Ziel, das wir erstreben, wenn wir es auch wol sobald nicht erreichen. Wir sehen es immer wieder vor uns, so blau und schön; für uns die Farbe der Hoffnung und der Freude.

Freitag, 14. Juni. Heute sind es drei Monate, seitdem wir die „Fram" verlassen haben. Ein Vierteljahr sind wir in dieser Eiswüste umhergewandert und noch immer sind wir hier. Wann wir das Ende davon sehen werden, vermag ich mir nicht mehr vorzustellen; ich hoffe nur, was uns auch beschieden sei, daß es nicht mehr sehr fern sein möge, offenes Wasser oder Land, sei es Wilczek-Land, oder Zichy-Land, oder Spitzbergen, oder ein anderes Land.

Gestern war kein so schlimmer Tag, als ich erwartet hatte. Wir kamen wirklich vorwärts, wenn auch nicht sehr weit — kaum mehr als einige Kilometer —, aber zu dieser Jahreszeit müssen wir damit zufrieden sein. Die Hunde vermochten die Schlitten nicht allein zu ziehen; wenn niemand neben ihnen war, hielten sie bei jedem zweiten Schritte an. Das einzige, was man dabei thun konnte, war, den Weg hin und her zu machen und auf diese Weise die Strecke dreimal zu gehen. Erst ging ich voraus, um das Eis zu erforschen, dann



Wasserrinne im Eise (Juni 1895).



trieb Johansen die Schlitten, so weit er konnte, vorwärts, erst den meinigen, um hierauf den seinigen zu holen. Bis dahin war ich zurück und trieb nun meinen Schlitten so weit, als ich einen Weg gefunden hatte; dann wurde dieses Verfahren wiederholt. Ein rasches Vorwärtskommen war das nicht, aber man kam doch weiter, und es war wenigstens etwas. Das Eis, auf dem wir jetzt gehen, ist nichts weniger als eben; es ist noch ziemlich massiv und alt, mit Hügeln und Unebenheiten nach allen Richtungen, aber ohne wirklich flache Strecken. Dazu kam, daß wir nach einer kurzen Strecke Wegs an eine Stelle gelangten, wo das zu kleinen Schollen aufgebrochene Eis mit hohen Rücken und breiten, mit Schlamm und morschem Eis angefüllten Rinnen durchsetzt war, sodaß das Ganze aussah wie eine einzige Masse von Trümmern. Es war kaum Platz zum Stehen, geschweige denn Aussicht zum Weiterkommen. In solcher Lage war es nur menschlich, daß man den Muth verlor und für den Augenblick den Versuch aufgab, vorwärtszubringen. Wohin ich mich auch wandte, der Weg war versperrt, und es sah aus, als ob uns das Vorwärtskommen allen Ernstes abgeschnitten sei. Die Kajaks ins Wasser zu bringen, würde nichts nützen, weil wir kaum erwarten konnten, sie durch dieses Eis hindurchzubringen, und ich war daher nahe daran, mich zum Warten zu entschließen und unser Glück im Fischen mit Netz und Leine zu versuchen und zu sehen, ob es uns nicht gelingen würde, in einer der Rinnen einen Seehund zu fangen.

Es sind Augenblicke der höchsten Sorge, wenn man von einem Hügel herab über das Eis blickt und die zweifelnden Gedanken fortwährend zu derselben Frage zurückkehren: haben wir Proviant genug, um die Zeit abzuwarten, bis der Schnee geschmolzen sein, das Eis sich gelockert haben und mehr von Rinnen durchschnitten sein wird, sodaß man etwas rudern kann? Das sind große und wichtige Fragen, die ich noch nicht mit Bestimmtheit beantworten kann. Daß es lange Zeit dauern wird, ehe all dieser Schnee geschmolzen ist und das Vorwärtskommen einigermaßen ausführbar wird, ist sicher; wann

aber das Eis sich lockern und das Vordringen vermittelst der Rinnen möglich wird, können wir nicht sagen, und bisjetzt haben wir weiter nichts erbeutet als zwei Elfenbeinmöven und einen kleinen Fisch. Wir haben zwar noch einen Fisch in der Nähe der Oberfläche des Wassers schwimmen sehen, doch war er nicht größer als der andere. Wo wir jetzt sind, scheint wenig Aussicht zu sein, etwas zu fangen. In den letzten Tagen habe ich nicht einen einzigen Seehund gesehen; dagegen fand ich gestern die halbverschneite Fährte eines Bären. Inzwischen sahen wir beständig Elfenbeinmöven; sie sind aber zu klein, um eine Patrone daran zu wenden; gestern bemerkte ich jedoch eine größere Möve, vermuthlich Larus argentatus.

Ich beschloß, einen letzten Versuch zu machen, um vorwärtszukommen, indem wir uns weiter östlich hielten. Diesmal war ich erfolgreich, da ich über eine Anzahl kleiner Schollen einen Uebergang fand. Auf der andern Seite war ziemlich zusammenhängendes Packeis, zum Theil sommeralt, das in der Nähe von Land gewesen zu sein schien, da es so uneben und voll von Schlamm war. Wir sind über dieses Eisfeld gewandert, ohne Rinnen getroffen zu haben; jedoch war dasselbe so uneben, daß wir mehrere male zu Schaden kamen. An anderen Stellen war es wieder ziemlich gut.

Wir begannen den Marsch am Mittwoch um 8 Uhr abends und machten heute (Donnerstag) Morgen um 5 Uhr hier halt.* Im Laufe des Vormittags ging der Wind nach Nordosten herum, und die Temperatur fiel. Der Schnee wurde härter, und schließlich war die Bahn gar nicht schlecht. Die Schneekruste trug die Hunde und einigermaßen auch die Schlitten, sodaß wir auf einen tüchtigen Weitermarsch am nächsten Tage hofften. Dabei sollten wir aber wieder eine Enttäuschung erleben. Kaum befanden wir uns im Innern des Zeltes, als Schneefall eintrat, der den ganzen Tag, während wir schliefen,

* Hier fanden wir zum ersten male zum Kochen geeignetes Wasser auf dem Eise; es war jedoch etwas salzig, sodaß das Fiskegratin zu stark gewürzt war.

lebhaft anhielt. Gestern Abend, als wir hinausgingen, um das Frühstück zu bereiten und uns wieder auf den Weg zu machen, schneite es noch. Tiefer, loser Schnee überall; der Weg über alle Beschreibung schlecht. Es hatte keinen Sinn, weiterzugehen, und wir beschlossen daher zu warten, um zu sehen, wie das Wetter sich machen werde. Inzwischen waren wir hungrig geworden, aber da wir uns ein vollständiges Frühstück nicht leisten konnten, so bereitete ich eine kleine Portion Fischsuppe, worauf wir uns wieder in den Sack zurückzogen: Johansen, um weiter zu schlafen, ich, um alle meine Beobachtungen von der Zeit an, als wir die „Fram" verlassen hatten, nochmals nachzurechnen und zu sehen, ob nicht ein Fehler das Geheimniß aufklären würde, weshalb wir noch immer kein Land gefunden hatten. Die Sonne war theilweise sichtbar, und ich versuchte, wenn auch vergeblich, eine Messung vorzunehmen. Länger als eine Stunde stand ich an dem aufgestellten Theodoliten, aber die Sonne war wieder verschwunden und blieb unsichtbar. Ich habe gerechnet und gerechnet, und hin und her studirt, kann aber keinen Fehler von Bedeutung finden; die ganze Geschichte ist mir ein Räthsel. Ich fange ernstlich an, daran zu denken, ob wir nicht doch zu weit westlich sein können. Ich kann es wirklich nicht begreifen, daß wir östlich stehen sollten; denn in diesem Falle könnten wir jedenfalls nicht mehr als 5° östlich von der Länge sein, wohin unsere Beobachtungen uns versetzen.* Angenommen zum Beispiel, daß unsere Uhren zu schnell gegangen wären, so kann „Johannsen"** jedenfalls nicht mehr als das Doppelte des frühern Gangs wieder gewonnen haben. Angenommen, daß der Verlust 10 Zeitsecunden betragen hat, so würde das in den 80 Tagen seit unserm Aufbruch von der „Fram" bis zur letzten Beobachtung nicht mehr als 6′ 40″ Zeit betragen haben, d. h. 1° 40′

* Wie sich später herausstellte, waren wir in Wirklichkeit um 6° östlicher, als wir glaubten.

** So nannte ich meine Uhr nach Johannsen, einem Uhrmacher in London, der sie geliefert hatte.

östlicher, als wir zu sein glaubten. Angenommen auch, daß ich unsere Tagemärsche in den fünf Tagen vom 8. bis 13. April allzugroß angenommen habe und daß wir anstatt 67 Kilometer nur 44½ Kilometer zurückgelegt haben (weniger können wir unmöglich gemacht haben), so würden wir dann am 13. April auf 89° Ost anstatt auf 86° Ost, wie ich vermuthet hatte, gewesen sein. Das sind 3°, oder sagen wir mit den vorstehend angenommenen Ziffern zusammen 5° weiter östlich; wir würden jetzt anstatt auf 61° auf 66° östlicher Länge* oder etwa 111 Kilometer von Kap Fligely sein.

Aber mir scheint, wir müßten ebenso gut im Süden von uns Land sehen. Wilczek-Land kann nicht so niedrig sein und sich nicht plötzlich so weit nach Süden wenden, wenn Kap Budapest auf etwa 61° östlicher Länge und 82° nördlicher Breite liegen soll, könnte also nicht über 75 Kilometer von uns entfernt sein. Das ist und bleibt unbegreiflich. Andererseits läßt sich aber eher vermuthen, daß wir westlicher stehen. Wir müssen zwischen dem 8. und 13. April eine sehr starke Drift gehabt haben, oder meine Uhr muß vor dem 2. April eine Weile stillgestanden haben. Die Beobachtungen vom 2., 4. und 8. April scheinen in der That anzudeuten, daß wir beträchtlich westwärts getrieben sind. Am 2. April schienen wir auf 103° 6′ östlicher Länge, am 4. auf 99° 59′ und am 8. auf 95° 7′ zu sein. Zwischen diesen Tagen sind keine Märsche von Bedeutung gemacht worden; zwischen den Beobachtungen vom 2. und 4. April lag nur ein kurzer halbtägiger Marsch und zwischen dem 4. und 7. April ein paar Märsche, die von keinem Belang waren und uns nur wenig westwärts geführt haben konnten. Das heißt also, daß wir in den sechs Tagen 8°, oder doch jedenfalls 7°, nach Westen getrieben sein müßten. Angenommen, daß die Drift in den fünf Tagen vom 8. bis 13. April

* Wir waren in Wirklichkeit in der Nähe des Punktes, den ich hier annehme, und befanden uns annähernd auf 67° Ost. Daß wir das hier erwartete Land nicht sahen, lag daran, daß es, wie sich später erwies, nicht existirt!

eine gleichmäßige war, so gelangen wir um 7° westlicher, als wir vermuthen. Wir müßten infolgedessen jetzt auf 54° Ost anstatt auf 61° Ost und etwa 59 Kilometer westlich von Kap Fligely und nahe bei König-Oskar-Land sein. Wir müßten, denke ich, jedenfalls etwas davon sehen. Nehmen wir jedoch an, daß die westliche Drift auch in der Zeit vor dem 2. April stark gewesen sei, und geben wir die Möglichkeit zu, daß meine Uhr damals stehen geblieben sei (was, wie ich fürchte, nicht ausgeschlossen ist), so können wir nicht sagen, wie weit wir nach Westen gekommen sind. An diese Möglichkeit denke ich immer mehr. Inzwischen ist anscheinend nichts weiter zu thun, als den Weg fortzusetzen, wie wir es bisher schon gethan haben, vielleicht ein wenig südlicher; eine Lösung muß endlich kommen.

Als ich nach Beendigung meiner Berechnungen ein kleines Schläfchen gehalten hatte und um Mittag wieder aufstand, hatten die Schneeverhältnisse sich noch nicht gebessert, eher verschlimmert. Der frische Schnee war naß und ballte sich, und es ging sich so schwer wie nur irgendmöglich. Indeß mußten wir nothwendigerweise vorwärtszukommen suchen; mit Warten war hier nichts zu gewinnen, und ein Schritt vorwärts ist ein Schritt vorwärts, sei er noch so klein.

Um Mittag nahm ich eine einzelne Meridianhöhe, doch war die Beobachtung nicht scharf.

Sonnabend, 15. Juni. Mitte Juni, und noch immer keine Aussicht auf das Ende! Die Lage ist nur noch schlimmer geworden. So schlecht wie gestern aber ist es noch nie gewesen, und schlimmer kann es glücklicherweise kaum sein. Die Schlitten liefen fürchterlich schwer in dem frischgefallenen, losen, nassen, außerdem auch noch tiefen Schnee, und oft steckten sie, wenn sie anhielten — und das war alle Augenblicke der Fall —, so fest, als ob sie an der Stelle angeleimt wären. Höchstens dann konnten wir sie bewegen, wenn wir mit aller Macht nachschoben. Dazu kam noch, daß die Schnee-

schuhe ebenso schlecht liefen, da sich, wenn man nur im mindesten anhielt, Schneeklumpen darunter ballten. Der Fuß drehte sich infolgedessen fortwährend, und es bildete sich Eis darunter, sodaß man plötzlich von den Schneeschuhen abglitt und bis hoch über das Knie in den Schnee fiel, wenn man die Schlitten zu ziehen oder ihnen weiterzuhelfen versuchte. So war nichts weiter zu thun, als sich wieder aufzuraffen und sich aufs neue auf die Schneeschuhe hinaufzuarbeiten. Ohne diese in solchem Schnee dahinzuwaten, ist eine Unmöglichkeit. Es wäre, wie schon früher erwähnt, besser gewesen, sie sicher zu befestigen, doch würde das zu umständlich gewesen sein in Anbetracht dessen, daß wir sie immer wieder abnehmen mußten, um die Schlitten über Rücken und Rinnen zu bringen. Zu all diesem kommt, daß das Eis, wohin man sich wendet, uneben und voller Hügel und alter Rücken ist und man überhaupt nur weiterkommt, wenn man sich windet wie ein Aal. Da gibt es Rinnen, die einen zwingen, einen großen Umweg zu machen oder weite Strecken über dünne kleine Schollen, über Rücken und sonstige Abscheulichkeiten zu gehen. Wir quälten uns dennoch eine kleine Strecke weiter, wobei wir in unserer alten Manier, miteinander abwechselnd, zu Werke gingen; eine rasche Methode kann das aber nicht genannt werden.

Die Hunde werden immer erschöpfter. „Silleräven“, der letzte Ueberlebende meines ersten Gespanns, kann kaum noch gehen, vom Ziehen ist gar keine Rede; er taumelt wie ein Betrunkener und kann, wenn er fällt, kaum wieder auf die Füße kommen. Heute soll er getödtet werden, und ich bin gewissermaßen dankbar dafür, da uns dann sein Anblick erspart bleibt. „Storräven“ wird ebenfalls sehr matt beim Ziehen; der einzige von meinen Hunden, der noch zieht, ist „Kaiphas“, aber auch er nur, solange einer von uns schiebt. Unter solchen Umständen noch weitergehen, hieße nur Menschen und Hunde unnütz erschöpfen und gleichzeitig mehr Proviant verbrauchen, als nothwendig ist. Wir verzichteten daher gestern

auf unser Mittagsmahl und machten abends gegen 10 Uhr halt, nachdem wir den Marsch nachmittags um 4½ Uhr angetreten hatten. Unterwegs hatte ich jedoch angehalten, um eine Beobachtung zu bekommen. Heute ist es nicht leicht, die Sonne zu fassen zu kriegen; man muß sie zu messen suchen, sobald sie zwischen treibenden Wolken sichtbar wird; klar pflegt sie nie zu sein. Gestern Nachmittag erhielt ich nach unverdrossenem Warten und nachdem ich das Instrument ein paarmal vergeblich aufgestellt hatte, schließlich nur eine einzige dürftige Höhe.

Gestern Abend rechnete ich die Beobachtung aus und fand gegen unsere Erwartungen, daß wir stark nach Westen getrieben sind, indem wir von 61° 16,5′ Ost, unserer Länge am 4. Juni, bis ungefähr 57° 40′ östlicher Länge gekommen sind. Aber dabei sind wir auch wieder eine tüchtige Strecke nach Norden getrieben, bis nach 82° 26′ nördlicher Breite hinauf, nachdem wir an dem genannten Tage bis auf 82° 17,8′ herab gewesen sind, obwol wir während der ganzen Zeit so stark wie möglich nach Süden gedrängt haben. Wir freuen uns aber zu sehen, daß so viel Bewegung im Eise ist. Es ist dann Hoffnung vorhanden, daß wir schließlich in offenes Wasser hinaustreiben. Denn daß wir durch unsere Bemühungen allein dorthin gelangen werden, beginne ich zu bezweifeln. Das Terrain und der Weg sind zu schlecht, und meine Hoffnung beruht jetzt auf den Rinnen und der Lockerung des Eises. Glücklicherweise hat sich Nordostwind aufgemacht. Gestern wehte eine frische Brise aus mißweisend Nordnordwest, und heute ist es ebenso. Mag es nur weiter wehen; wenn der Wind uns nach Nordwesten versetzt hat, so kann er uns auch nach Südwesten und unserm Ziele entgegentreiben, in der Richtung auf Franz-Joseph-Land oder auf Spitzbergen.

Nach dieser Beobachtung bezweifle ich mehr als je, daß wir östlich von Kap Fligely sind, und beginne mehr und mehr an die Möglichkeit zu glauben, daß das erste Land, welches wir sehen werden — wenn wir hoffentlich überhaupt Land sehen — Spitzbergen

sein wird. In diesem Falle würden wir nicht einmal einen Schimmer von Franz-Joseph-Land zu Gesicht bekommen, dem Lande, von dem ich Tag und Nacht goldene Träume geträumt habe! Nun, wenn es nicht sein soll, dann ist es auch gut so. Spitzbergen ist gut genug. Und wenn wir so weit westlich sind, wie wir zu sein scheinen, dann hege ich größere Hoffnung als vorher, daß wir lockeres Eis und offenes Wasser finden werden; darum auf nach Spitzbergen! Wenn wir uns nur genug Proviant verschaffen können, dann wird es wol gehen; aber das ist eben die große Frage.

Nachdem ich längere Zeit bei meinen Berechnungen und Grübeleien über unsere Drift und die Zukunft zugebracht hatte, habe ich mit Willen hier eine Zeit lang geschlafen. Bei diesen Wegverhältnissen treibt uns nichts zur Eile; das Wetter ist heute kaum besser als gestern, und dann ist es der milden Temperatur wegen auch besser, bei Nacht zu reisen als bei Tage. Das Beste ist, die Zeit so lange wie möglich hinauszuziehen, ohne mehr Proviant zu verzehren, als absolut nothwendig ist. Der Sommer kann die Sachlage nur verbessern, und wir haben noch drei Monate Sommer vor uns. Es fragt sich nur, können wir uns während dieser Zeit Nahrung verschaffen? Es würde seltsam sein, denke ich, wenn wir es nicht könnten. Es sind beständig Vögel hier herum; gestern sah ich wieder eine große Möve, vermuthlich eine Silbermöve; allein von so kleiner Beute den Lebensunterhalt für längere Zeit zu gewinnen, haben wir nicht Patronen genug. Meine Hoffnungen sind auf Seehunde oder Bären gerichtet; nur einen davon, ehe unser Proviant verzehrt ist, und wir sind für lange Zeit geborgen!

Sonntag, 16. Juni. Gestern war es sehr schlecht. Der Weg konnte einen zur Verzweiflung bringen, und das Eis war häßlich. Ich überlege, ob es nicht am klügsten sein würde, die Hunde zu schlachten und als Nahrung für uns selbst aufzubewahren und dann zu versuchen, unsern Weg fortzusetzen, so gut, wie es ohne sie möglich ist. Auf diese Weise würden wir Vorrath für 15, vielleicht

für 20 Tage bekommen und gleichzeitig im Stande sein, einige Fortschritte zu machen. Es scheint in dieser Beziehung jedoch nicht viel zu machen zu sein, und es ist daher vielleicht das Richtige, zu warten.

Aber andererseits ist es möglicherweise nicht weit bis zum Lande oder zum offenen Wasser oder jedenfalls zu aufgebrochenem Eis, und dann ist jeder Kilometer, den wir nach Süden machen können, von Wichtigkeit. Ich bin daher zu dem Schluß gekommen, daß wir die Hunde benutzen, um so gut wie möglich weiterzukommen. Vielleicht tritt eine Veränderung ein, ehe wir es erwarten; wenn nichts anderes, dann möglicherweise besseres Eis, als wir es vorher gehabt haben. Inzwischen waren wir gestern gezwungen, zwei Hunde zu tödten. „Lilleräven" konnte, als wir aufbrachen, kaum gehen; die Beine schienen ihm vollständig gelähmt zu sein und er fiel nieder und konnte nicht wieder aufstehen. Nachdem ich ihn und den Schlitten eine Zeit lang weitergeschleppt hatte, mußte ich ihn auf die Ladung setzen, und als wir einige Hügel erreicht hatten, wo man vor dem nördlichen Winde geschützt war, schlachtete ihn Johansen, während ich vorausging, um einen Weg zu suchen. Inzwischen befand sich mein anderer Hund, „Storräven", in fast ebenso schlechter Verfassung. Ziehen konnte er nicht, und es war schwierig, ihn zum Weitergehen zu veranlassen, sodaß er vom Schlitten eher mitgeschleppt wurde. Er ging eine kleine Strecke, stolperte und fiel, worauf ihm wiederholt aufgeholfen wurde. Aber bald war er ebenso schwach, wie „Lilleräven" gewesen war; er zögerte hinterher, ließ die Zugtaue unter die Schlittenkufen kommen und wurde mitgeschleift. Da ich mit dem Ziehen des Schlittens mehr als genug zu thun hatte, ließ ich ihn frei, in der Hoffnung, daß er uns jedenfalls folgen würde. Er that dies auch eine kleine Weile, blieb dann aber zurück, sodaß Johansen gezwungen war, ihn zu holen und auf seinen Schlitten zu legen. Als wir dann lagerten, wurde er ebenfalls geschlachtet.

„Kaiphas" ist jetzt allein noch übrig, um mir beim Ziehen des Schlittens zu helfen, und Johansen hat „Haren" und „Suggen".

Wir haben von den beiden geschlachteten Hunden Rationen für 10 Tage für sie. Wie weit wir aber damit kommen, wissen die Götter; ich fürchte, nicht sehr weit. Unsere bisjetzt ziemlich primitive Methode beim Ziehen mußte verbessert werden. Wir fertigten für uns aus zwei Hundegeschirren ordentliche Zuggeschirre an.* Nun hatten wir nicht mehr nöthig, die Schneeschuhe nur lose zu befestigen. Dabei hatten sich einem die Füße gedreht und waren von den Schneeschuhen tief in den bodenlosen Schnee hineingeglitten, der sich dabei unter den Füßen in Eis verwandelte, sodaß auf unseren glatten Komager-Sohlen so schlüpfrig wie auf einer Aalhaut zu stehen war. Nunmehr legten wir die Schneeschuhe fest an, und wo das Eis eben war, konnten wir wirklich den Schlitten weiterschleppen, wenn wir auch nur einen Hund neben uns hatten. Ich sah, daß, wenn wir halbwegs erträgliches Terrain hatten, wir im Laufe des Tages einige Fortschritte machen konnten, obwol die Schlitten sofort ganz stillstanden, sobald die geringste Unebenheit kam. Wir mußten uns mit aller Macht ins Geschirr legen, und selbst dann gelang es noch nicht, den Schlitten nur einen Zoll weiter zu rücken. Dann mußte man umkehren, bis er schließlich, nachdem man seine Kraft bis aufs äußerste angestrengt hatte, über das Hinderniß hinweg- und einem neuen entgegenglitt, wo sich genau dasselbe Verfahren wiederholte. Wollte man den Schlitten in dem tiefen Schnee, in welchem er eingebettet war, drehen, so war die Sache nicht besser; man vermochte dies überhaupt nur zu

* Ordentliches Zuggeschirr ist eine wichtige Sache und strengt in der Länge der Zeit viel weniger an als der gewöhnliche Zugriemen oder die Zugleine über die Brust und eine Schulter. Das Geschirr, das ich benutzte, bestand aus zwei Riemen, die wie die Träger eines Tornisters über beide Schultern liefen und kreuzweise über dem Rücken an einem Ledergürtel befestigt waren, zu welchem auch das Zugtau vom Schlitten führte. Auf diese Weise hat man es beim Ziehen in der Macht, die Kraft gleichmäßig auf beide Schultern und den Gürtel, d. h. die Hüften und den Unterleib, zu vertheilen. Der „Schwerpunkt" des Ziehens liegt bei dieser Methode im Körper tiefer, gerade oberhalb der Beine, welche die Arbeit thun, und die Zugleine drückt nicht, wie es gewöhnlich der Fall ist, allein auf den obern Theil des Körpers.

bewerkstelligen, wenn man ihn vollständig aufhob. Auf diese Weise ging es Schritt für Schritt weiter, bis wir vielleicht an eine kleine Strecke ebenen Eises kamen, wo das Tempo beschleunigt werden konnte. Gelangten wir aber an Rinnen oder Rücken, dann wurde die Sachlage schlimmer denn je, da ein Mann allein mit dem Schlitten nicht fertig werden kann, sondern für jeden Schlitten zwei Mann erforderlich sind. Wenn wir dann den Weg, soweit ich ihn vorher bezeichnet hatte, verfolgt hatten, mußte ich wieder weiter und zwischen den Eisrücken einen neuen Weg suchen. Darauf los zu gehen, während man den Schlitten zieht, ist, wo das Eis uneben ist, nicht rathsam, weil man dabei nur in Schwierigkeiten geräth und eventuell gezwungen ist, wieder umzukehren. Auf diese Weise quälen wir uns weiter; doch brauche ich wol nicht zu erwähnen, daß Schnelligkeit und lange Märsche nicht an der Tagesordnung sind. Indeß so, wie es geht, kommen wir doch ein wenig weiter, und das ist besser als nichts; außerdem ist es das Einzige, was wir thun können, in Anbetracht der Unmöglichkeit, in den Schlafsack zu kriechen und etwa einen Monat zu überwintern, bis man wieder vorwärtskommen kann.

Dem Himmel nach zu urtheilen, muß im Süden und Südwesten eine Anzahl Rinnen sein. Vielleicht führt uns unser mühseliges Vorbringen zu etwas Besserm. Wir begannen gestern Abend um 10 Uhr und hielten heute Morgen um 6 Uhr an. In den letzten Tagen haben wir kein Mittagessen gehabt, um eine Mahlzeit zu sparen, da wir das Eis und unsere Fortschritte im allgemeinen nicht vieler Nahrung werth hielten. Aus demselben Grunde sammelten wir heute Morgen das Blut „Storräven's“ und bereiteten eine Art Brei daraus an Stelle des Fiskegratin. Er schmeckte gut, wenn es auch nur Hundeblut war; außerdem haben wir dabei eine Portion Fischmehl gespart. Ehe wir uns gestern Abend in den Sack legten, zählten wir unsere Patronen und fanden zu unserer Freude, daß wir 148 Schrot-, 181 Büchsen-Patronen und außerdem 14 Vollkugel-Patronen besitzen. Mit so viel Munition müssen wir im

Stande sein, erforderlichenfalls unsern Proviant auf lange Zeit hinaus zu vermehren. Denn wenn unseren Gewehren sonst nichts zur Beute fallen sollte, so würden doch Vögel da sein, und mit 148 Vögeln reicht man beträchtliche Zeit aus. Wenn wir halbe Ladungen verwenden, können wir unsere Munition noch weiter verlängern. Außerdem haben wir zum Neuladen der Patronen ein halbes Pfund Pulver und einige Vollkugeln für die Büchsen, sowie Zündhütchen. Diese Entdeckung hat mich in gehobene Stimmung versetzt; denn, um die Wahrheit zu sagen, ich hielt unsere Aussichten nicht für übermäßig glänzend. Wir werden jetzt vielleicht im Stande sein, es drei Monate auszuhalten, und in dieser Zeit muß etwas geschehen. Außer dem, was wir etwa schießen, können wir auch Möven mit der Angel fangen, und wenn es zum Schlimmsten kommen sollte und wir uns ernstlich ans Werk machen, können wir wahrscheinlich einige kleine Thiere mit dem Netze erwischen. Möglicherweise werden wir Spitzbergen nicht so rechtzeitig erreichen, um noch ein Schiff zu finden, und müssen dort überwintern; doch wird das ein luxuriöses Leben werden im Vergleich zu diesem hier auf dem Eise, wo wir nicht wissen, wo wir sind und wohin wir treiben, und wo wir trotz all unserer mühseligen Arbeit unser Ziel nicht sehen. Ich möchte diese Zeit nicht noch einmal durchleben. Wir haben es theuer büßen müssen, daß wir damals unsere Uhren haben ablaufen lassen. Wenn niemand zu Hause wartete, würde ein Winter auf Spitzbergen ganz verlockend sein. Nun liege ich hier und träume davon, wie behaglich und schön wir uns dort einrichten könnten. Außerhalb dieses Eises erscheint alles rosig, und — heraus werden wir früher oder später doch kommen! Wir müssen uns mit dem Sprichwort trösten, daß die Nacht vor der Morgendämmerung am dunkelsten ist. Natürlich hängt es etwas davon ab, *wie* dunkel die Nacht ist, aber beträchtlich dunkler, als sie jetzt ist, kann sie wol nicht sein. Alle unsere Hoffnungen sind auf den Sommer gerichtet. Ja, es *muß* besser werden, wenn der Sommer allmählich herankommt —

Auf diese Weise ging es langsam weiter; Tag für Tag mußten wir dieselbe mühselige Arbeit verrichten, in demselben tiefen Schnee, in welchem die Schlitten unaufhörlich stecken blieben. Hunde und Menschen thaten ihr Bestes, aber mit wenig Erfolg, und außerdem bekamen wir allmählich Nahrungssorgen. Unsere Rationen und die für die Hunde wurden auf ein Minimum reducirt, um unser und ihr Leben solange wie möglich erhalten zu können. Wir waren alle fünf hungrig und müde vom Morgen bis zum Abend und vom Abend bis zum Morgen. Wir beschlossen, alles, was uns in den Weg käme, zu schießen, selbst Möven und Sturmvögel; aber jetzt kam natürlich nichts von diesem Wild in Schußweite.

Die Rinnen wurden andauernd schlimmer; sie waren meist mit Schneeschlamm und Eisbrocken gefüllt. Oft waren wir gezwungen, weite Strecken auf nichts als kleinen Blöcken zu gehen, wo man beständig durchbrach. Am 18. Juni setzte starker Wind aus mißweisend Westen ein, der am Zelt zerrte und schüttelte. Vermuthlich treiben wir dahin zurück, woher wir gekommen sind, nur vielleicht noch nördlicher. So werden wir von Wind und Strömung umhergeworfen, und so wird es weitergehen, vielleicht den ganzen Sommer hindurch, ohne daß wir der Lage Herr zu werden vermögen. Eine an diesem Tage genommene Meridianhöhe bringt uns auf 82° 19′ nördlicher Breite, sodaß wir also wieder ein wenig nach Süden gekommen sind. Ich sah und schoß ein paar Sturmvögel und eine Polarlumme (Uria Brünnichii), mit denen wir unsere Rationen verlängerten; allein zu unserm Bedauern verfehlte ich, als ich auf ein paar Seehunde in den Oeffnungen schoß, das Ziel. Wie hätten wir uns gefreut, eine solche Beute zu machen!

„Mittlerweile zeigt sich hier viel Leben“, schreibe ich am 20. Juni. „Krabbentaucher fliegen in Scharen hin und her und sitzen und schnattern und zeigen sich gerade vor der Zeltöffnung; es ist wirklich ein Vergnügen, ihnen zuzuschauen, schade nur, daß sie so klein und daher einen Schuß nicht werth sind. Es ist auffällig, wie

das Vogelleben sich vermehrt hat, seit der Westwind vorgestern eingetreten ist. Besonders überrascht es, daß die Krabbentaucher plötzlich in dichten Scharen erschienen sind. Sie schwirren mit fröhlichem Gezwitscher am Zelt vorbei, was einem das Gefühl gibt, als sei man in wirthlichere Regionen hinabgekommen. Die Plötzlichkeit des Auftauchens der Krabbentaucher ist sehr auffällig, aber es nützt alles nichts. Land ist nicht zu erspähen, und der Weg ist so jämmerlich, wie er nur sein kann. Tüchtiges Thauwetter, sodaß der Schnee rascher verschwinden könnte, kommt auch nicht. Gestern Morgen machte ich vor dem Frühstück einen Gang nach Süden, um zu sehen, wie die Aussichten für unser Weiterkommen seien. Das Eis war eine kleine Strecke weit flach und gut, aber bald begannen die Rinnen wieder schlimmer als je zu werden. Unser einziges Aushülfsmittel ist jetzt, zu kräftigen Maßregeln zu greifen und die Kajaks, trotzdem sie leck sind, vom Stapel zu lassen; dann müssen wir so viel wie möglich auf den Rinnen fahren; mit diesem Entschluß kehre ich um. Der Schnee war noch immer unverändert, naß, sodaß man zwischen den Eishügeln — und deren sind viele — tief einsank. Wir konnten uns kein richtiges Frühstück erlauben und nahmen daher 50 Gramm Brot und 50 Gramm Pemmikan pro Mann; dann machten wir uns ans Werk, die Pumpen zu repariren und die Kajaks für die Ueberfahrt in Ordnung zu bringen, sodaß ihr Inhalt durch das eindringende Wasser nicht verdorben wird. Unter anderm mußte in dem meinigen ein Loch geflickt werden, das ich vorher nicht gesehen hatte."

Nach einem frugalen Abendessen, 60 Gramm Aleuronat-Brot und 30 Gramm Butter für jeden, krochen wir in den Sack, um so lange wie möglich zu schlafen und die Zeit todtzuschlagen, ohne zu essen. Es handelt sich jetzt nur darum, so lange auszuhalten, bis der Schnee geschmolzen und das Weiterkommen ausführbarer ist. Nachmittags 1 Uhr standen wir auf und hatten ein etwas reichlicheres Frühstück von Fiskegratin, aber wir dürfen von nun an

nicht mehr so viel essen, als wir Lust haben. Wir freuen uns, von der Stelle zu kommen und meine Taktik zu versuchen: statt die Rinnen zu meiden, sie aufzusuchen und, aus ihnen Nutzen ziehend, uns in ihnen fortzurudern. Etwas wird dies jedenfalls helfen, und je weiter südlich wir kommen, um so mehr ist Aussicht auf Rinnen und um so größer sind die Chancen, daß unseren Büchsen etwas zufällt.

Sonst ist das Dasein düster genug. Augenblicklich keine Aussicht, weiterzukommen: unpassirbares Packeis in jeder Richtung, rasch abnehmende Vorräthe, und jetzt auch nichts zu fangen oder zu schießen. Ein Versuch, zu fischen, den ich heute mit dem Netze machte, schlug gänzlich fehl; ein Flossenfüßer (Clio borealis) und einige wenige Crustaceen waren die ganze Beute. Ich liege nachts wach und quäle mein Hirn stundenlang ab, um einen Weg aus diesen Schwierigkeiten zu finden. Nun, schließlich wird sich doch einer öffnen!

Sonnabend, 22. Juni. 9½ Uhr vormittags nach einem tüchtigen Frühstück von Seehundsfleisch, -Leber, -Speck und -Suppe.

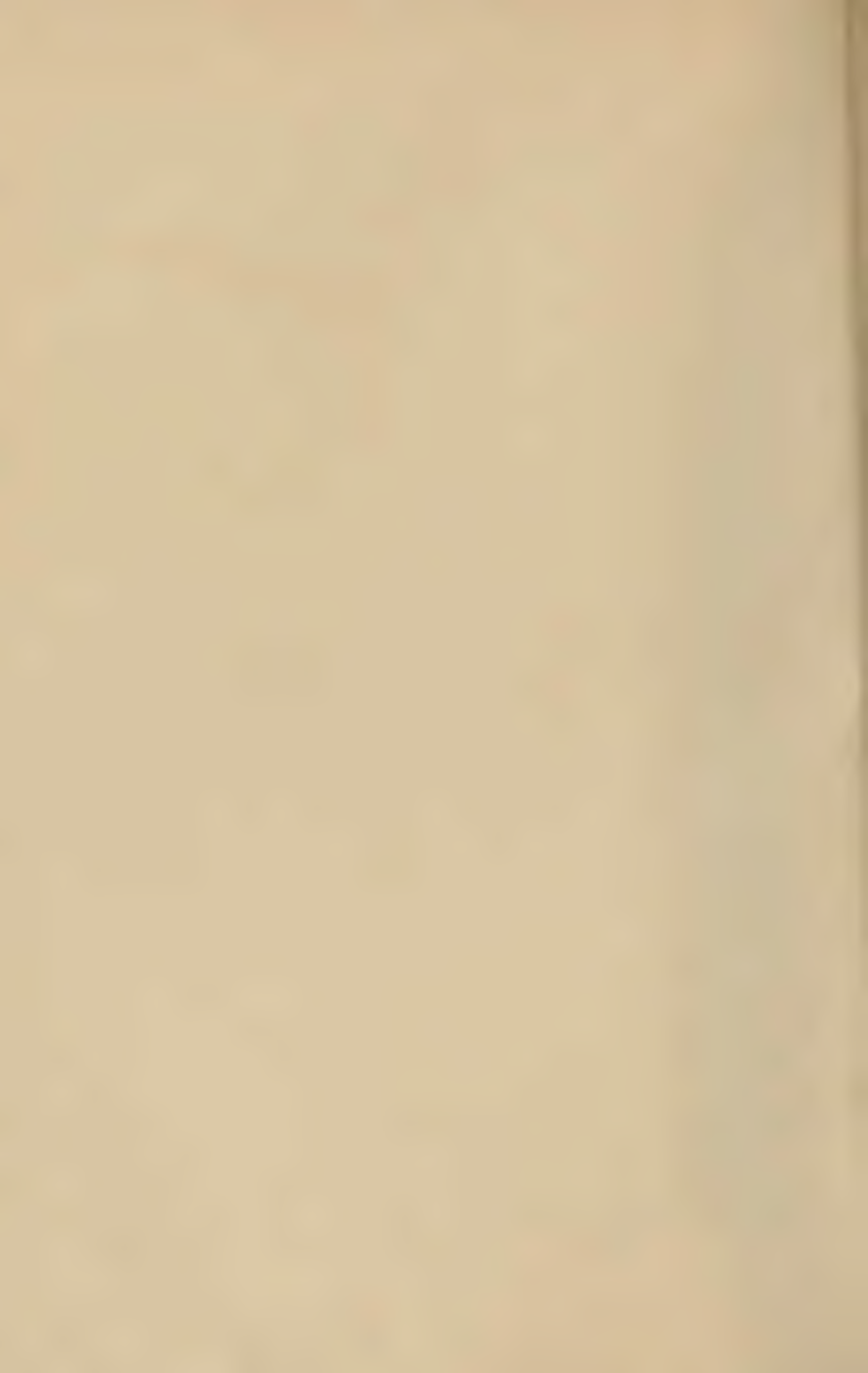
Hier liege ich und gebe mich lichten Träumen hin; das Leben ist wieder ganz Sonnenschein. Welch kleinen Zufalls bedarf es, um das ganze Aussehen der Dinge zu verändern! Gestern und die letzten Tage waren düster und traurig; alles schien hoffnungslos. Das Eis war unpassirbar, kein Wild zu finden: da kommt ganz zufällig ein Seehund in der Nähe der Kajaks empor und tummelt sich um uns herum. Johansen hat gerade Zeit, ihm noch eine Kugel zuzuschicken, bevor er verschwindet; er treibt aber, sodaß ich ihn harpunieren kann — es ist der erste bärtige Seehund (Phoca barbata), den wir bisjetzt gesehen haben —, mit ihm haben wir für länger als einen Monat Ueberfluß an Nahrung und Feuerungsmaterial. Wir brauchen uns nicht mehr zu beeilen, wir können uns niederlassen, die Kajaks und Schlitten für die Ueberfahrten über die Rinnen besser in Stand setzen, möglicherweise Seehunde fangen und eine Veränderung der Eisverhältnisse abwarten. Wir haben uns beide beim Abendessen wie beim Frühstück richtig vollgegessen, nachdem wir manchen Tag Hunger

gelitten hatten. Die Zukunft erscheint uns jetzt hell und sicher; es lassen sich keine dunkeln Wolken mehr blicken.

Es waren just keine großen Erwartungen, mit denen wir am Donnerstag aufbrachen. Der Weg war der gewohnte: eine harte Kruste, die sich auf dem weichen Schnee gebildet hatte, verbesserte die Sache nicht; die Schlitten schnitten oft durch und waren nicht fortzubringen, bis man sie vorn wieder herausgehoben hatte. Wenn es sich darum handelte, sie auf dem unebenen Eise zu drehen, blieben sie in der Kruste ganz stecken. Das Eis war uneben und schlecht, der Schnee lose und mit Wasser durchsetzt, sodaß wir sogar mit den Schneeschuhen tief einsanken. Außerdem kamen Rinnen vor, und wenn wir sie auch ziemlich leicht überschritten, da sie sich oft dicht zusammengeschoben hatten, so zwangen sie uns doch zu einem gewundenen Kurse. Wir sahen deutlich ein, daß es unmöglich war, auf diese Weise weiterzukommen. Der einzige Ausweg war, uns von allem zu entlasten, was irgendwie entbehrlich war, und nur mit Proviant, Kajaks, Gewehren und den allernöthigsten Kleidungsstücken weiterzuziehen, um unter allen Umständen Land zu erreichen, bevor der letzte Bissen verzehrt war. Wir gingen die Sachen durch, um zu sehen, wovon wir uns trennen könnten: die Apotheke, die Reserve-Bretter unter den Schlitten, die Reserve-Schneeschuhe und die Schneestrümpfe, die schmutzigen Hemden und das Zelt. Als wir an den Schlafsack kamen, stießen wir einen tiefen Seufzer aus, aber naß und schwer, wie er jetzt immer ist, müßte er ebenfalls fort. Wir haben ferner für hölzerne Griffe unter den Kajaks zu sorgen, sodaß wir beim Kreuzen einer Rinne ohne weitere Mühe das ganze Ding flott machen und auf der andern Seite die Schlitten hinaufschleppen und sofort weitergehen können. Wenn wir dann, wie jetzt, die Schlitten nicht flott machen könnten, weil Schlafsack, Kleidungsstücke und Proviant u. s. w. als weiche Unterlage für die Kajaks darauf liegen, so würde das zu viel Zeit in Anspruch nehmen. Bei jeder Rinne waren wir gezwungen, die Befestigungen zu lösen, die Kajaks von den



Kreuzung einer Rinne.



Schlitten zu heben, sie ins Wasser zu lassen, sie dort zusammenzusetzen, dann die Schlitten daraufzulegen und an der andern Seite das ganze Verfahren in umgekehrter Reihenfolge zu wiederholen. In dieser Manier würden wir an einem Tage nicht weit kommen.

Fest entschlossen, diese Veränderungen schon am nächsten Tage vorzunehmen, zogen wir weiter. Bald kamen wir an einen großen Teich, über den wir nothwendigerweise hinüberfahren mußten. Bald waren die Kajaks zu Wasser gebracht und lagen nebeneinander, mit den querüber durch die Strippen* gesteckten Schneeschuhen tüchtig steif gemacht, eine richtige zuverlässige Flotille. Dann wurden die Schlitten mit ihrer Ladung hinaufgeschoben, der eine vorn, der andere hinten. Wegen der Hunde waren wir in Verlegenheit gewesen und hatten nicht gewußt, wie wir sie veranlassen sollten mitzugehen; allein sie folgten den Schlitten auf die Kajaks und legten sich dort nieder, als ob sie in ihrem Leben nichts anderes gethan hätten. „Kaiphas" thronte vorn auf meinem Schlitten, die anderen beiden hinten.

Während wir damit beschäftigt waren, war in der Nähe von uns ein Seehund an die Oberfläche gekommen, doch hielt ich es für besser, mit dem Schießen zu warten, bis die Kajaks fertig waren; wir konnten dann ganz sicher sein, daß wir ihn auch bekamen, ehe er untertauchte. Natürlich zeigte er sich nicht wieder. Diese Seehunde scheinen verhext zu sein; es ist gerade, als ob sie uns geschickt würden, um uns aufzuhalten. Schon vorher hatte ich an demselben Tage zweimal solche gesehen und ihnen vergeblich aufgelauert. Ich hatte es sogar fertig gebracht, einen zu fehlen, das dritte mal bei einem Seehunde. Es sieht für unsere Munition bös aus, wenn ich so fortfahre; ich habe gefunden, daß ich für diese kurzen Entfernungen zu hoch ziele und darüber hinweg schieße. Dann fuhren wir über die

---

* Riemen, die am Kajak gerade vor dem Ruderer angebracht sind und dazu dienen, beim Schießen u. s. w. das Ruder hindurch zu stecken. Das Blatt des letztern liegt dann seitlich auf dem Wasser und trägt auf diese Weise sehr viel zum sichern Sitz des Ruderers bei.

blauen Wogen, das erste mal, daß wir uns auf einer längern Fahrt befanden. Als eine höchst merkwürdige Flotille müssen wir erschienen sein, beladen mit Schlitten, Säcken, Gewehren und Hunden; eine echte Zigeunerbande, sagte Johansen. Wenn uns damals jemand plötzlich getroffen hätte, er würde schwerlich gewußt haben, was er aus uns machen sollte, Polarforscher gewiß nicht. Das Rudern war zwischen den Schlitten und den Schneeschuhen, welche auf beiden Seiten weit hinausragten, gerade keine leichte Arbeit; jedoch gelang es uns, etwas weiterzukommen, und bald waren wir damit im Reinen, daß wir uns glücklich schätzen könnten, wenn es in derselben Weise den ganzen Tag weiterginge, anstatt diese unerträglichen Schlitten über das verwünschte Eis zu ziehen. Unsere Kajaks konnten kaum wasserdicht genannt werden; mehrere male mußten wir zu den Pumpen greifen, jedoch fanden wir uns leicht damit ab und wünschten nur, wir hätten noch mehr offenes Wasser zur Fahrt. Endlich hatten wir das Ende des Teiches erreicht; ich sprang auf den Rand des Eises, um die Kajaks heraufzuziehen, als ich plötzlich neben uns starkes Plätschern hörte. Es war ein Seehund, der dort gelegen hatte. Bald darauf vernahm ich ein ähnliches Plätschern auf der andern Seite und dann erschien zum dritten male ein ungeheurer schwimmender Kopf, der sich schnaufend hin und her bewegte, um dann tief unter den Rand des Eises zu tauchen, ehe wir Zeit hatten, die Büchsen herauszuholen. Es war ein schöner großer bärtiger Seehund.

Wir waren fest überzeugt, daß er für immer verschwunden sei; aber kaum hatte ich einen der Schlitten halbwegs auf das Eis heraufgezogen, als der ungeheuere Kopf wieder ganz in der Nähe des Kajaks auftauchte und schnaufte und das Manöver von vorhin wiederholte. Ich blickte mich nach meiner Büchse um, konnte sie aber, da sie auf dem Kajak lag, nicht erreichen. „Nehmen Sie rasch das Gewehr, Johansen, und schießen Sie los; aber rasch, rasch!“ In demselben Augenblick hatte er die Büchse an die Wange gerissen und gerade,

als der Seehund unter dem Eisrande wieder verschwinden wollte, knallte es. Das Thier bäumte sich ein wenig und trieb dann oben, wobei ihm das Blut aus dem Kopfe floß. Ich ließ den Schlitten fallen, ergriff die Harpune, und schnell wie der Blitz warf ich sie in den fetten Rücken des Seehundes, der zitternd auf der Oberfläche des Wassers lag. Da begann er sich zu regen; es war noch Leben in ihm. In der Besorgniß, daß die Harpune mit der dünnen Leine nicht halten möchte, wenn das ungeheure Thier seine Bewegungen ernstlich beschleunigen sollte, zog ich das Messer aus der Scheide und stieß es dem Seehund in den Hals, sodaß ein Blutstrom hervorquoll. Das Wasser war auf eine weite Strecke geröthet, und ich bedauerte sehr, daß diese Zuthat zu einer schönen Mahlzeit in solcher Weise vergeudet wurde. Daran war jedoch nichts zu ändern; unter keinen Umständen wollte ich das Thier verlieren, weshalb ich ihm der Sicherheit wegen noch einen weitern Harpunenstoß versetzte. Mittlerweile war der Schlitten, der schon halb aufs Eis hinaufgezogen gewesen war, wieder herabgeglitten, und die Kajaks waren mit Johansen und den Hunden abgetrieben. Er versuchte, den Schlitten auf das Kajak zu ziehen; allein vergeblich, und so blieb der Schlitten mit dem einen Ende im Wasser und mit dem andern auf dem Kajak hängen. Der Schlitten holte die ganze Flotille über, Johansen's Kajak so weit, daß die eine Seite im Wasser lag. Dabei leckte dieses wie ein Sieb, und das Wasser stieg im Innern mit besorgnißerregender Schnelligkeit. Der Kochapparat, der auf Deck gestanden hatte, fiel herunter und trieb mit seinem gesammten werthvollen Inhalt lustig vor dem Winde fort, von dem wasserdichten Aluminiummantel glücklicherweise über Wasser gehalten. Auch die Schneeschuhe waren hinuntergefallen und schwammen umher, während die Flotille tiefer und immer tiefer sank. Inzwischen stand ich und hielt unsere kostbare Beute fest, die ich nicht fahren lassen durfte. Das Ganze war ein Bild vollständigster Verwirrung. Johansen's Kajak hatte sich mittlerweile dermaßen auf die Seite geneigt, daß das Wasser

die Oeffnung auf Deck erreichte und das Fahrzeug sofort voll lief. Nun blieb mir keine andere Wahl, als den Seehund loszulassen und das Kajak heraufzuschleppen, ehe es in die Tiefe sank. Dies geschah, so schwer das mit Wasser gefüllte Fahrzeug auch war. Dann kam der Seehund an die Reihe; er bot ein viel schlimmeres Stück Arbeit. Wir hatten unsere liebe Noth damit, das ungeheure Thier Zug für Zug auf das Eis zu zerren. In unserm Jubel tanzten wir ausgelassen rund um das Thier; ein voll Wasser gelaufenes Kajak und unsere durchnäßten Sachen galten in diesem Momente für nichts. Hier hatten wir doch Lebensmittel und Feuerung auf lange Zeit, und unsere Sorgen waren mit einem Schlage verschwunden.

Dann ging es ans Bergen und Trocknen unserer Sachen, zuerst und vor allen Dingen der Munition; es war unser gesammter Vorrath. Aber glücklicherweise waren die Patronen ziemlich wasserdicht und hatten nicht viel Schaden gelitten. Sogar die Schrotpatronen, deren Hülsen aus Papier waren, hatten nicht lange genug im Wasser gelegen, um vollständig durchweicht zu sein. Schlimmer war es mit dem Pulver; die kleine Blechbüchse, in welcher wir es aufbewahrten, war vollständig voll Wasser. Die übrigen Gegenstände waren nicht so wichtig, wenn es auch nicht gerade eine tröstliche Entdeckung war, als wir das Boot gänzlich vom Salzwasser durchweicht sahen.

In der Nähe fanden wir einen Lagerplatz. Rasch war das Zelt aufgeschlagen, unser Fang zertheilt und in Sicherheit gebracht, und ich kann wol sagen, selten haben auf dem Treibeis Menschen gehaust, die sich so zufrieden gefühlt haben, wie die beiden, die an diesem Morgen in ihrem Sacke saßen und Seehundsfleisch, Speck und Suppe schmausten, so lange sie noch Platz im Magen hatten. Wir stimmten beide darin überein, daß wir eine besser schmeckende Mahlzeit nicht hätten bekommen können. Dann krochen wir tief in unsern lieben Schlafsack hinein, von dem wir uns fürs nächste noch nicht zu trennen brauchten, und schliefen den Schlaf des Gerechten, in dem

Bewußtsein, daß wir uns der unmittelbaren Zukunft wegen jedenfalls noch keine Sorge zu machen brauchten.

Meiner Meinung nach können wir für den Augenblick nichts Besseres thun, als zu bleiben, wo wir sind, von unserm Fange zu leben, ohne den Proviant auf dem Schlitten in Anspruch zu nehmen, und so die Zeit abzuwarten, bis das Eis sich mehr lockert oder die Wegverhältnisse sich bessern. Inzwischen wollen wir hölzerne Griffe an den Schlitten anbringen und die Kajaks wasserdicht zu machen suchen; ferner wollen wir unsere Ausrüstung so viel wie möglich erleichtern. Wenn wir weitergingen, würden wir gezwungen sein, einen großen Theil unsers Fleisch- und Speckvorrathes zurückzulassen, und das ist, glaube ich, unter diesen Umständen Wahnsinn.

Sonntag, 23. Juni. Heute ist der Tag vor Johannis, zugleich Sonntag. Wie jubeln heute alle Schulkinder! Wie werden die Leute zu Hause in Norwegen in Scharen nach den schönen Wäldern und Thälern hinausströmen .... und wir sitzen hier noch immer auf dem Treibeise, kochen und braten uns Seehundsspeck, essen Seehundsfleisch, bis uns der Thran vom Leibe tropft, und vor allen Dingen, wissen nicht, wie schnell dieses Leben ein Ende nehmen wird! Vielleicht haben wir noch einen Winter vor uns. Am allerwenigsten hätte ich geglaubt, daß wir jetzt *hier* sein würden!

Indeß ist es eine angenehme Veränderung, nachdem wir unsere Rationen und die Feuerung auf ein Minimum herabgesetzt hatten, jetzt wieder verschwenden und so viel und so oft essen zu können, als wir mögen. Gut schmeckt es, das Seehundsfleisch, und wir gewinnen es immer lieber. Den Speck finde ich sowol roh wie gebraten ausgezeichnet, er kann die Butter gut ersetzen. Das Fleisch ist in unseren Augen so gut, wie Fleisch nur sein kann. Wir verzehrten es gestern zum Frühstück in Gestalt von Fleisch und Suppe mit rohem Speck. Zum Mittagessen briet ich Schnitten, die hoch gelungen waren und selbst im „Grand Hotel" nicht besser hätten sein können, wenn auch ein gutes Seidel Bockbier eine willkommene

Zugabe gewesen wäre. Zum Abend bereitete ich Blutpfannkuchen, in Speck anstatt in Butter gebacken; sie waren so vorzüglich, daß Johansen sie für ersten Ranges erklärte, von meiner eigenen Ueberzeugung gar nicht zu reden. Das Braten im Zelt auf einer Thranlampe ist jedoch ein zweifelhaftes Vergnügen. Wenn die Lampe selbst nicht raucht, so thut dies der Speck und bereitet dem unglücklichen Koch die peinigendsten Schmerzen in den Augen; er kann sie kaum offen halten, und sie thränen stark. Aber die Folgen könnten noch schlimmer sein. Die Thranlampe, die mir aus einem Stück Neusilberblech herzustellen gelungen war, überhitzte sich eines Tages unter der heißen Bratpfanne, und schließlich gerieth die ganze Geschichte, die Speckstücke und der Thran in Brand. Die Flamme schoß hoch empor. Ich versuchte sie auf jede mögliche Weise zu löschen, allein es wurde immer schlimmer. Das Beste wäre gewesen, die ganze Lampe hinauszutragen, allein dazu war keine Zeit. Das Zelt begann sich mit erstickendem Rauch zu füllen, als ich als letztes Mittel unglücklicherweise eine Hand voll Schnee ergriff und ihn auf den brennenden Thran warf. Es spritzte und prasselte; das brennende Oel flog nach allen Richtungen, und von der Lampe selbst stieg ein Flammenmeer auf, welches das ganze Zelt erfüllte und alles verbrannte, dem es nahe kam. Halb erstickt warfen wir uns beide gegen die verschlossene Oeffnung, sprengten die Knöpfe ab und stürzten uns kopfüber ins Freie, thatsächlich froh, mit dem Leben davongekommen zu sein. Bei der Explosion war die Lampe ausgegangen; als wir aber das Zelt untersuchten, fanden wir in die seidene Wand gerade über der Stelle, wo die Bratpfanne stand, ein großes Loch gebrannt. Eins unserer Schlittensegel mußte die Strafe für das Loch erleiden. Wir krochen dann wieder ins Zelt, beglückwünschten uns jedoch, so leicht davon gekommen zu sein, und zündeten mit sehr großer Mühe wieder Feuer an, sodaß ich den letzten Pfannkuchen backen konnte. Dann aßen wir ihn in frohester Stimmung mit Zucker und erklärten ihn für die

köstlichste Speise, die wir je genossen hätten. Wir hatten aber auch guten Grund, in gehobener Stimmung zu sein, da die Beobachtung von diesem Tage uns auf 82° 4,3′ nördlicher Breite und 57° 48′ östlicher Länge versetzte. Trotz der westlichen und zeitweise südwestlichen Winde waren wir in drei Tagen fast 14 Minuten nach Süden und beinahe gar nicht nach Osten gekommen. Eine höchst überraschende und befriedigende Entdeckung. Draußen wehte noch immer Nordwind, und wir trieben infolgedessen südwärts in mildere Regionen.

Mittwoch, 26. Juni. Der 24. Juni wurde natürlich mit großer Festlichkeit begangen. Zunächst war es der Tag, an welchem wir vor zwei Jahren von daheim aufgebrochen waren; zweitens war es hundert Tage (eigentlich waren es zwei Tage mehr) her, seitdem wir die „Fram" verlassen hatten, und drittens war es Johannistag. Es war natürlich Feiertag, den wir damit verbrachten, daß wir von holderen Zeiten träumten, unsere Karten studirten, die späteren Aussichten besprachen und alles Lesbare, was zu finden war, d. h. nautisches Jahrbuch und Navigationstabellen, lasen. Johansen machte einen Gang an den Rinnen entlang und brachte es fertig, eine Kragenrobbe in einem Tümpel östlich von uns ebenfalls zu fehlen. Dann kam — ziemlich spät in der Nacht — das Abendessen, bestehend aus Blutpfannkuchen mit Zucker, die unübertrefflich schmeckten. Das Backen über der Thranlampe dauerte lange Zeit, und um die Pfannkuchen heiß zu genießen, verzehrten wir jeden einzeln, sobald er gar war; es war daher reichlich Zeit, daß unser Appetit in den Pausen zwischen den einzelnen Pfannkuchen neuen Anreiz bekam. Dann dämpften wir uns einige Preißelbeeren, die nicht weniger trefflich schmeckten, obwol sie in Johansen's Kajak bei der Katastrophe vor einigen Tagen vom Seewasser durchweicht worden waren. Nach einem herrlichen Mahle krochen wir gestern Morgen um 8 Uhr zur Ruhe in den Sack.

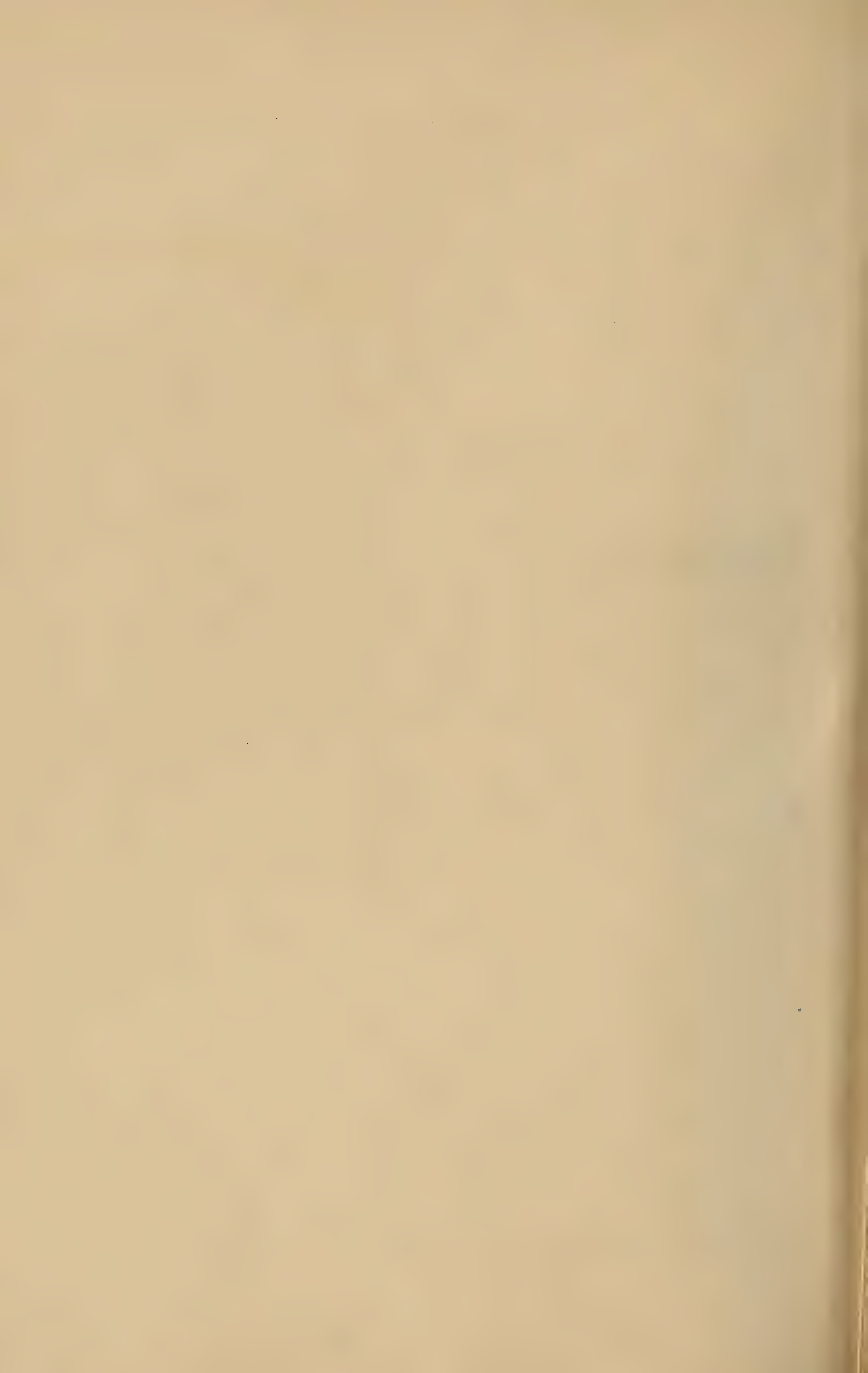
Um Mittag stand ich wieder auf, um eine Meridianhöhe zu nehmen. Das Wetter war prächtig; es war schon so lange her, daß wir es so gehabt hatten, daß ich mich kaum noch daran erinnerte.

Ich setzte mich auf einen Hügel und wartete, daß die Sonne ihren höchsten Stand erreichen sollte, sonnte mich in ihren Strahlen und blickte über die Eisfläche, wo der Schnee auf allen Seiten glitzerte und funkelte, sowie auf den See vor mir, der glänzend und still wie ein Bergsee lag und seine eisigen Ufer im klaren Wasser widerspiegelte. Kein Luftzug regte sich; es war so still, so still, und die Sonne brannte, und ich träumte von der Heimat ....

Ehe ich mich ins Zelt begab, holte ich etwas Salzwasser zur Suppe, die wir zum Frühstück essen wollten; aber gerade in demselben Augenblicke kam ein Seehund neben dem Eise in die Höhe, sodaß ich zurückrannte, um meine Büchse und das Kajak zu holen. Draußen auf dem Wasser fand ich, daß letzteres vom Liegen in der Sonne so leck wie ein Sieb geworden war, sodaß ich rascher, als ich gekommen war, wieder zurückrudern mußte, um das Sinken zu verhindern. Während ich das Kajak entleerte, tauchte der Seehund vor mir wieder auf, und diesmal hatte mein Schuß Erfolg; das Thier trieb wie ein Kork auf dem Wasser. Es dauerte nicht lange, bis ich das lecke Fahrzeug wieder auf dem Wasser hatte und meine Harpune im Nacken des Thieres saß. Dann schleppte ich den Seehund ans Ufer, während das Kajak sich mit Wasser füllte und meine Beine oder vielmehr der sich daran anschließende Körpertheil vom Wasser durchweicht wurden und meine Komager voll liefen. Nachdem ich ihn zum Zelt hinaufgeschleppt hatte, zerlegte ich ihn, sammelte alles Blut, dessen ich habhaft werden konnte, und schnitt das Fleisch in Stücke; dann schlüpfte ich ins Zelt, zog trockene Unterkleider an und kroch wieder in den Sack, während die Beinkleider draußen in der Sonne trockneten. Jetzt ist es leicht genug, sich im Zelte warm zu halten. Gestern Abend war die Hitze drinnen so groß, daß wir kaum schlafen konnten, obwol wir anstatt im Sack auf demselben lagen. Als ich mit dem Seehund zurückkehrte, sah ich, daß Johansen's bloßer Fuß an einer Stelle des Zeltes, wo der Pflock losgegangen war, herausragte; er schlief ganz fest und merkte nichts davon. Nachdem wir zur Feier des



Wasserrinne im Eise (24. Juni 1895).



glücklichen Fanges ein Stückchen Chocolade genossen und meine Beobachtungen nochmals durchgesehen hatten, begaben wir uns wieder zur Ruhe.

Nach der Breitenbeobachtung schien es ganz merkwürdig, daß wir uns noch auf derselben Stelle befanden, ohne trotz der nördlichen Winde weiter nach Süden getrieben zu sein. Ob dieses Eis an Land anstößt? Es ist nicht unmöglich; jedenfalls können wir nicht weit von Land entfernt sein.

Donnerstag, 27. Juni. Dasselbe einförmige Leben, derselbe nördliche Wind, dasselbe Wetter und dieselben Betrachtungen darüber, was die Zukunft uns bringen wird! Gestern Abend wehte ein Sturm aus Norden, begleitet von hartem, körnigem Schnee, der gegen die Zeltwände peitschte, daß man glauben konnte, es sei ein richtiger Platzregen. Der Schnee schmolz sofort an den Wänden, sodaß das Wasser daran herunterlief. Drinnen aber ist es behaglich. Der Wind kann uns nichts anhaben; wir liegen in unserm warmen Sack und horchen auf das Klappern des Zeltes und bilden uns ein, daß wir rasch nach Westen treiben, obwol wir uns vielleicht nicht von der Stelle bewegen. Wenn dieser Wind uns jedoch nicht bewegt, so ist die einzige Erklärung dafür, daß das Eis am Lande festliegt und wir uns nicht weit von der Küste befinden. Wir müssen vermuthlich auf Ostwind warten, damit wir weiter westlich und später südlich treiben. Meine Hoffnung ist, daß, während wir hier liegen, wir in den Sund zwischen Franz-Joseph-Land und Spitzbergen hineintreiben. Das Wetter war rauh und windig mit Schneefall, sodaß es für Arbeiten im Freien kaum geeignet ist, besonders, da wir uns leider nicht zu beeilen haben.

In letzter Zeit sind an den Rinnen sehr große Veränderungen vor sich gegangen; von dem Teiche vor uns, über den wir hinweg gerudert sind, ist kaum noch etwas übrig, und in allen Richtungen haben rund herum Eispressungen stattgefunden. Ich hoffe darauf, daß das Eis sich tüchtig in Stücke mahlen wird, da es sich dann

rascher lockern kann, wenn die Zeit dazu gekommen ist; jedoch wird dies nicht eher als bis spät im Juli sein, und wir müssen darauf geduldig warten.

Gestern haben wir einen Theil des Seehundsfleisches in dünne Scheiben zerschnitten und zum Trocknen aufgehängt. Wir müssen unsern Reisevorrath vergrößern und Pemmikan oder getrocknetes Fleisch zubereiten; es ist die bequemste Weise, etwas von dem Seehunde mitzunehmen. Johansen fand gestern ganz in der Nähe einen Süßwasserteich, was uns sehr bequem ist, da wir jetzt kein Eis mehr zu schmelzen brauchen; es ist das erste gute Wasser, das wir zu Kochzwecken gefunden haben. Wenn die Seehunde knapp sind und nur in großen Pausen erscheinen, gibt es noch, Gott sei Dank, Vögel. Gestern Abend waren ein paar Elfenbeinmöven so dreist, daß sie sich auf unserm Seehundsfell dicht neben der Zeltwand niederließen und am Speck pickten; wir jagten sie ein- oder zweimal fort, doch kamen sie immer wieder. Wenn uns das Fleisch ausgehen sollte, müssen wir unsere Zuflucht zum Vogelfang nehmen.

Auf solche Weise ging ein Tag genau wie der andere hin; wir warteten und warteten, daß der Schnee schmelzen sollte, und arbeiteten inzwischen an den Vorbereitungen für den Weitermarsch. Dieses Leben erinnerte mich an Eskimos, die einen Fjord hinauffuhren, um Heu zu sammeln; als sie an ihrem Bestimmungsorte ankamen, fanden sie das Gras noch ganz kurz und ließen sich daher nieder und warteten, bis dasselbe zum Schneiden lang genug war.

Die passenden Schneeverhältnisse lassen lange auf sich warten; am 29. Juni schrieb ich:

„Noch immer will die Temperatur nicht genügend steigen, um den Schnee wirksam fortzuthauen. Wir suchen die Zeit so gut wie möglich hinzubringen, indem wir davon sprechen, wie schön es sein wird, wenn wir wieder nach Hause kommen, und wie wir das Leben mit allen seinen Reizen genießen wollen, und die Aussichten erörtern, wie bald das geschehen werde; manchmal sprechen wir aber auch

davon, wie nett wir es uns für den Winter auf Spitzbergen einrichten wollen, wenn wir in diesem Jahre nicht nach Hause gelangen sollten. Wenn es zum Schlimmsten kommen sollte, werden wir vielleicht gar nicht einmal soweit gelangen, sondern möglicherweise hier an irgendeiner Stelle überwintern müssen — nein, das wird doch nicht geschehen."

Sonntag, 30. Juni. So ist also der letzte Juni gekommen, und wir befinden uns ungefähr auf derselben Stelle wie zu Beginn des Monats. Und der Zustand des Weges? Nun, besser ist er sicherlich nicht geworden. Aber der heutige Tag ist schön. Es ist so warm, daß wir ganz still liegen und im Zelte schwitzen. Durch die offene Thür sehen wir hinaus auf das Eis, wo die Sonne durch die dahinsegelnden weißen Cirruswolken auf das blendende Weiß hinabscheint. Sonntägliche Stille, mit einer schwachen Brise, meist aus Südost, glaube ich. O, heute ist es lieblich zu Hause; alles in Blüte, der Fjord im Sonnenschein erzitternd. Nun sitzt Du vielleicht draußen auf der Spitze mit Liv oder bist in Deinem Boote auf dem Wasser! Und dann wandert mein Blick aufs neue durch die Zeltöffnung hinaus, und ich werde wieder daran erinnert, daß noch manche Eisscholle zwischen jetzt und dann liegt, bevor die Zeit kommt, wann ich alles wiedersehen soll.

Hier liegen wir oben im Norden, wie zwei schwarze, rußige Räuber, und rühren den Suppenbrei im Kessel um. Auf allen Seiten umgibt uns Eis, Eis und nichts als Eis, glänzend und weiß, in all der Reinheit, die uns selbst fehlt. Ach, es ist alles nur zu rein! Das Auge späht bis zum fernsten Horizont nach einem dunkeln Punkte, um darauf zu ruhen, aber vergeblich. Wann wird dies endlich eintreten? Wir haben jetzt zwei Monate darauf gewartet. Heute scheinen alle Vögel wieder verschwunden zu sein; nicht einmal ein munterer Krabbentaucher ist zu sehen. Wir haben sie bis gestern gesehen und haben gehört, daß sie nach Norden und nach Süden flogen. Wahrscheinlich haben sie sich nach dem

11*

Lande zu entfernt; wie ich vermuthe, weil jetzt in diesen Gegenden so wenig Wasser ist. Wenn wir uns nur ebenso leicht wie sie bewegen könnten!

Mittwoch, 3. Juli. Weshalb wieder schreiben? Was habe ich diesen Blättern anzuvertrauen? Nichts als dasselbe überwältigende Sehnen, zu Hause und aus dieser Einförmigkeit fort zu sein! Ein Tag ist wie der andere, ausgenommen vielleicht, daß es früher warm und ruhig war, während in den letzten zwei Tagen südlicher Wind geweht hat und wir nordwärts treiben. Fand gestern durch eine Meridianhöhe, daß wir bis 82° 8,4′ nördlicher Breite zurückgetrieben sind, während die Länge ungefähr dieselbe ist. Gestern sowol wie vorgestern hatten wir theilweise wirklich glänzenden Sonnenschein; das ist für uns eine große Seltenheit. Der Horizont war gestern im Süden ziemlich klar, was er schon seit langer Zeit nicht mehr gewesen ist, doch haben wir vergeblich nach Land gespäht. Ich begreife es nicht.

Gestern Abend hatten wir Schneefall; das Zelt leckte so, daß der Sack naß wurde. Dieser fortwährende Schneefall, der sich nicht in Regen verwandeln will, ist zum Verzweifeln; der Neuschnee nimmt gewöhnlich die Form einer dicken Schicht auf dem alten Schnee an, was das Aufthauen verzögert.

Der Wind scheint wieder einige Rinnen im Eise gebildet zu haben, und es zeigt sich etwas mehr Vogelleben. Wir sahen gestern wieder einige Krabbentaucher; sie kamen von Süden her, vermuthlich vom Lande.

Sonnabend, 6. Juli. + 1° C., Regen. Endlich, nach vierzehn Tagen, scheinen wir das Wetter bekommen zu haben, auf das wir gewartet haben. Es hat die ganze Nacht und den Vormittag geregnet und hält auch jetzt noch an, echter tüchtiger Regen. Nun wird sich dieser ewige Schnee vielleicht endlich davon machen; er ist so weich und lose wie Schaum. Wenn der Regen nur eine ganze Woche anhalten wollte! Aber ehe wir nur Zeit haben, uns

umzublicken, haben wir wieder einen kalten Wind mit Schnee; es wird sich eine Kruste bilden, und wir müssen wieder warten. Ich bin zu sehr an Enttäuschungen gewöhnt, um noch an etwas zu glauben. Es ist eine Schule der Geduld. Jedoch hat uns der Regen in gute Stimmung versetzt.

Die Tage schleppten sich langsam dahin. Wir arbeiteten abwechselnd an den hölzernen Kajakgriffen für die Schlitten und am Kalfatern und Malen der Fahrzeuge, um sie wasserdicht zu machen. Das Malen macht mir jedoch sehr viel Mühe. Manchen Tag habe ich hier Knochen gebrannt, bis der ganze Platz wie die Knochenmehlfabrik in Lysaker roch; dann kam das mühsame Verfahren, sie zu zerstoßen und zu zerreiben, damit sie ganz fein und gleichmäßig wurden. Der Knochenstaub wurde dann mit Thran vermischt, worauf ich so weit war, um eine Probe vorzunehmen; jedoch erwies sich die Farbe als vollständig unbrauchbar. Ich mußte sie also doch mit Ruß vermischen, wie ich es ursprünglich beabsichtigt hatte, und mehr Oel hinzufügen. Jetzt bin ich bei meinen Versuchen, Ruß herzustellen, damit beschäftigt, den ganzen Raum auszuräuchern. Dabei gewinne ich, wenn ich den Ruß sammeln will, trotz aller meiner Mühen nur eine kleine Prise, obwol der Rauch hoch emporsteigt, sodaß er auf Spitzbergen zu sehen sein müßte. Ja, man hat mit vielen Unannehmlichkeiten zu kämpfen, wenn sich nebenan kein Laden befindet! Was würde ich nicht für einen kleinen Eimer mit Oelfarbe, nur für gewöhnlichen Lampenruß geben! Nun, wir werden schließlich ein Mittel finden, aus dieser Schwierigkeit herauszukommen; — aber bald werden wir Schornsteinfegern gleich sehen.

Am Mittwoch Abend wurde „Haren“ getödtet. Armes Thier! Er war in der letzten Zeit nicht mehr recht zu gebrauchen, war aber ein vorzüglicher Hund, und ich kann mir denken, daß es Johansen schwer geworden ist, sich von ihm zu trennen. Er blickte das Thier gramvoll an, bevor es nach den glücklichen Jagdgefilden abging, oder wohin sonst solche Ziehhunde kommen mögen, vielleicht nach Orten, wo es

nur ebene Eisflächen und keine Rücken und Rinnen gibt. Jetzt sind nur noch zwei Hunde übrig, „Suggen“ und „Kaiphas“, die wir so lange wie möglich am Leben erhalten müssen, um Nutzen von ihnen zu haben.

Vorgestern Abend entdeckten wir plötzlich im Osten einen schwar-



„Kaiphas“, mein letzter Hund.

zen Hügel. Wir untersuchten ihn durch das Glas; er sah unbedingt wie ein schwarzer Fels aus, der aus dem Schnee aufstieg, und überragte an Höhe auch die benachbarten Hügel. Ich prüfte ihn von dem höchsten Rücken unserer Umgebung aus, konnte aber nicht entscheiden, was es war. Für einen aufgethürmten Haufen, der

theilweise aus schwarzem Eis bestand oder mit Schlamm durchsetzt war, kam er mir zu groß vor; ich habe niemals etwas Aehnliches gesehen. Daß er eine Insel ist, erscheint mir höchst unwahrscheinlich; denn obgleich wir unzweifelhaft treiben, bleibt er doch stets in derselben Entfernung von uns. Wir haben ihn gestern schon gesehen und sehen ihn heute noch in derselben Richtung, können



„Suggen“, Johansen's letzter Hund.

aber keine Pressung oder sonstige Bewegung im Eise um ihn herum gewahren. Ich glaube, die vernünftigste Annahme ist, daß es ein Eisberg ist.

Sobald sich der Horizont im Süden aufklärt, kann man auch schon einen von uns den üblichen Weg nach dem „Wachtthurm“, einem neben dem Zelte liegenden Hügel, nehmen sehen, um nach Land

auszuspähen, bald mit dem Fernrohr, bald ohne dasselbe; man sieht aber nie etwas anderes als denselben kahlen Horizont.*

Jeden Tag unternehme ich in der Umgegend einen kleinen Rundgang auf dem Eise, um nachzusehen, ob der Schnee noch nicht abgenommen hat. Er scheint jedoch noch unvermindert zu sein, und es kommen mir manchmal Augenblicke des Zweifels, ob er in diesem Sommer überhaupt verschwinden werde. Wenn er nicht verschwindet, sind unsere Aussichten mehr als düster. Das Beste, worauf wir dann hoffen können, würde sein, daß wir den Winter irgendwo auf Franz-Joseph-Land zubringen. Jetzt hat sich aber Regen eingestellt; er strömt an den Zeltwänden hinunter und tropft auf das Eis. Alles erscheint wieder hoffnungsvoll, und wir malen uns die Freuden des Herbstes und Winters in der Heimat aus!

Mittwoch, 10. Juli. Es ist seltsam, daß ich jetzt, nun ich wirklich etwas ein wenig Interessanteres als gewöhnlich zu erzählen habe, weniger Neigung zum Schreiben habe als je. Alles scheint einem gleichgültiger zu werden. Man sehnt sich nur nach einem Einzigen, — aber noch immer liegt das Eis dort draußen mit unpassirbarem Schnee bedeckt.

Aber was wollte ich denn sagen? Ja, daß wir uns gestern ein schönes Lager aus Bärenfellen als Unterlage für den Schlafsack gemacht und einen vollen Tag geschlafen haben, ohne es zu wissen. Ich glaubte, es sei 6 Uhr morgens, als ich aufstand. Als ich aus dem Zelte trat, kam mir der Stand der Sonne etwas merkwürdig vor; ich grübelte eine Weile darüber nach, bis ich zu dem Schlusse gelangte, daß es 6 Uhr abends sei; wir hatten also 22 Stunden geschlafen. Wir haben in letzter Zeit wenig geschlafen, weil wir auf den Schneeschuhen, die wir unter den Sack gelegt hatten, um ihn von den Wassertümpeln unter uns freizuhalten, wie gerädert worden

* Man vergleiche dagegen, was ich später, am 24. Juli, über den Gegenstand sage (s. S. 176).

waren. Die wenigen Ueberreste von Haar, die an dem untern Ende des Sackes hier und dort noch auf dem Fell vorhanden waren, boten nicht viel Schutz gegen die scharfen Kanten der Schneeschuhe.

Der wohlthätige Regen hielt am Sonnabend den ganzen Tag an und entfernte eine beträchtliche Menge Schnee, was wir mit Freuden begrüßten. Um das gute Wetter zu feiern, beschlossen wir, zum Abendessen Chocolade zu trinken; sonst lebten wir gänzlich von unserm Fange. Wir bereiteten uns demgemäß Chocolade, die, mit rohem Seehundsspeck servirt, ganz ausgezeichnet mundete. Sie war aber die Ursache einer großen Enttäuschung; denn nachdem wir uns auf diesen, jetzt so seltenen Schmaus riesig gefreut hatten, brachte ich es in meiner Ungeschicklichkeit fertig, den ganzen Becher umzustoßen, sodaß der ganze kostbare Inhalt über das Eis floß. Während ich auf die zweite Tasse wartete, die über der Thranlampe kochte, begann „Kaiphas“ draußen zu heulen. Ich zweifelte nicht, daß er ein Thier gesehen habe, und wollte daher schleunigst auf den Ausguck, um über das Eis zu spähen. Ich war aber nicht wenig erstaunt, als ich den Kopf aus der Zeltöffnung steckte und einen Bären sah, der auf die Hunde zu trottete und „Kaiphas“ zu beschnüffeln begann. Ich sprang nach meiner Büchse, die geladen neben dem Zelte im Schnee stand, und riß das Futteral herunter, während der Bär mittlerweile erstaunt stehengeblieben war und mich anglotzte. Ich schickte ihm eine Kugel durch Schulter und Brust, überzeugt, daß er auf der Stelle niederstürzen würde; er taumelte aber nur halb vornüber, drehte sich dann um und machte sich davon, und ehe ich eine neue Patrone aus der Tasche ziehen konnte, die voll von allen möglichen Dingen war, war er schon zwischen den Hügeln. Da wo er sich befand, konnte ich nicht zum Schusse kommen, weshalb ich mich zu seiner Verfolgung aufmachte. Kaum hatte ich einige Schritte gemacht, als wir — Johansen war mir gefolgt — etwas weiter entfernt zwei andere Köpfe erscheinen sahen. Sie gehörten zwei jungen Bären an, die auf den Hinterbeinen standen und nach ihrer Mutter blickten, die

taumelnd mit einer Blutspur hinter sich auf sie zukam. Dann machten sich alle drei über eine Rinne davon, und nun entspann sich eine wilde Jagd über Ebenen und Rücken und Rinnen und allerlei andere Hindernisse, die jedoch auf das Tempo keinen Einfluß ausübten. Dieser Jagdeifer ist wunderbar; es ist gerade, als ob Pulver angezündet würde. Wo es zu anderen Zeiten beschwerliche Arbeit gewesen wäre, überhaupt weiterzukommen, wo man bis an die Knie in den Schnee sinkt und zögern würde, den Weg über eine Rinne anzutreten, da nimmt man, wenn nur der Jagdeifer entflammt ist, unbedenklich jedes Hinderniß.

Die Bärin war schwer verwundet und schleppte das linke Vorderbein nach; sie ging nicht schnell, aber immerhin so rasch, daß ich genug zu thun hatte, mich in der Nähe zu halten. Die Jungen liefen ängstlich um die Mutter herum, aber meist ein wenig vor ihr, als ob sie sie veranlassen wollten, mit heimzukommen; sie wußten nicht, was ihr fehlte. Plötzlich blickten sie sich alle drei nach mir um, als ich, so rasch ich konnte, hinter ihnen hersauste. Ich war schon viele male in Schußweite gewesen, jedoch hatte die Bärin mir stets ihre Kehrseite zugewendet; wenn ich schoß, wollte ich aber auch sicher sein, der Sache ein Ende zu machen, da ich nur drei Patronen bei mir hatte, für jeden von ihnen eine. Endlich bekam ich auf dem Gipfel eines großen Hügels ihre Breitseite zu sehen, und dort stürzte die Bärin auch zusammen. Die Jungen eilten ängstlich zu ihr hin, als sie fiel. Der Anblick konnte einen dauern. Sie schnüffelten an ihr herum, stießen sie an und liefen immer rundherum, nicht wissend, was sie in ihrer Verzweiflung thun sollten. Inzwischen hatte ich eine andere Patrone in den Lauf geschoben und schoß das eine Junge, als es auf einem Vorsprung stand, herunter; es stürzte mit dumpfem Geheul über den Abhang an die Seite der Mutter. Noch mehr erschreckt als vorher, eilte das andere Junge zu seiner Hülfe herbei; aber was konnte das arme Ding thun? Während sein Bruder sich brüllend umherwälzte, stand es da und schaute traurig bald ihn,

bald die Mutter an, die in einem Pfuhl von Blut im Sterben lag. Als ich mich näherte, wandte es gleichgültig den Kopf weg; was fragte es jetzt nach mir? Alle seine Verwandten, alles, was ihm theuer war, lag dort verstümmelt und vernichtet. Es wußte nicht mehr, wohin es gehen sollte, und bewegte sich nicht von der Stelle. Ich trat dicht hinan, und mit einer Kugel in der Brust stürzte es todt neben der Mutter nieder.

Bald darauf kam Johansen herbei, der durch eine Rinne aufgehalten worden war und dadurch an Terrain verloren hatte. Wir weideten die Thiere aus und kehrten dann nach dem Zelte zurück, um die Schlitten und Hunde sowie ordentliche Schlachtmesser zu holen. Unsere zweite Tasse Chocolade im Zelte schmeckte uns nach dieser Unterbrechung ausgezeichnet. Als wir zwei der Bären abgehäutet und in Stücke zerschnitten hatten, ließen wir sie auf einem Haufen zurück, den wir mit den Fellen bedeckten, um das Fleisch vor Möven zu schützen; den dritten nahmen wir mit uns. Am nächsten Tage holten wir auch die beiden anderen, und nun haben wir mehr Fleisch, als wir, wie ich hoffe, zu verzehren im Stande sein werden. Es ist jedoch gut, daß wir den Hunden so viel rohes Fleisch geben können, wie sie fressen mögen; sie haben es sicher nöthig. „Suggen", der arme Kerl, befindet sich in sehr schlechter Verfassung, und es ist eine Frage, ob wir ihn noch weiter werden brauchen können. Als wir ihn am ersten Tage zu den Bären mitnahmen, konnte er nicht gehen, sodaß wir ihn auf den Schlitten setzen mußten. Er heulte aber fürchterlich, als ob er sagen wollte, es sei unter seiner Würde, in dieser Weise transportirt zu werden, sodaß Johansen ihn wieder zurückbringen mußte. Die Hunde scheinen von einer Lähmung der Beine betroffen zu werden: sie fallen hin und haben die größte Mühe, wieder aufzukommen. So ist es von „Gulen" an mit ihnen allen der Fall gewesen. Nur „Kaiphas" ist so frisch und wohl wie je.

Es war merkwürdig, wie groß die jungen Bären waren. Ich

konnte mir kaum vorstellen, daß sie in diesem Jahre geboren seien, und würde nicht gezögert haben, sie für ein Jahr alt zu erklären, wenn nicht die Bärin Milch gehabt hätte; es ist kaum anzunehmen, daß die Jungen anderthalb Jahre gesäugt werden. Diejenigen, die wir voriges Jahr am 4. November bei der „Fram" geschossen hatten, waren kaum halb so groß wie diese. Es scheint, als ob die Eisbären ihre Jungen zu verschiedenen Zeiten des Jahres zur Welt bringen. In den Magen der Jungen befanden sich Stücke Seehundshaut.

Montag, 15. Juli. Als wir gestern an den Kajaks arbeiteten, flog eine Rosenmöve vorbei. Es war ein ausgewachsener Vogel, der, als er sich gerade über uns befand, eine Wendung machte und dabei seine hübsche, carminrothe Brust zeigte, dann aber wieder im Nebel nach Süden verschwand. Am Donnerstag sah ich eine zweite Rosenmöve mit einem schwarzen Ringe um den Hals; sie kam von Nordosten und flog in südwestlicher Richtung weiter. Uebrigens ist es merkwürdig, daß alle Vögel von hier verschwunden sind. Ein Krabbentaucher ist weder zu sehen, noch zu hören; die einzigen Vögel sind hin und wieder Elfenbeinmöven und gelegentlich ein Eissturmvogel.

Mittwoch, 17. Juli. Endlich naht die Zeit heran, daß wir uns wieder auf den Weg machen und im Ernste heimwärts aufbrechen können. Der Schnee hat genügend abgenommen, um das Vordringen, wie ich hoffe, ziemlich leicht zu machen. Wir thun unser Aeußerstes, fertig zu werden. Die Griffe auf den Schlitten sind nett angebracht und mit Polsterungen versehen, die auf Johansen's Schlitten aus Bärenfell, auf meinem aus Tuch hergestellt sind. Es ist dies geschehen, um den Kajaks eine feste und weiche Unterlage zu geben und das Scheuern zu verhindern. Die Kajaks sind mit Ruß und Thran angestrichen und mit trockenen Pastellfarben, die zerstoßen und ebenfalls mit Thran vermischt wurden, gedichtet worden, d. h. soweit diese verschiedenen Ingredientien reichten. Jetzt ver-

wenden wir eine Mischung von Stearin, Pech und Harz*, um die Arbeit zu vollenden. Es wird noch eine gründliche Revision unserer Ausrüstung stattfinden, und alles, was nicht unbedingt nothwendig ist, wird zurückgelassen werden. Hier müssen wir unserm Schlafsack und dem Zelte Lebewohl sagen.** Die Tage der Behaglichkeit sind für uns vorüber; fortan werden wir unter freiem Himmel campiren, bis wir uns an Bord der Fangjacht*** befinden.

Mitterweile haben wir hier — wir haben die Stelle „Sehnsuchtslager“ genannt — gelegen und die Zeit vorübergehen lassen. Wir aßen morgens, mittags und abends Bärenfleisch und haben, anstatt dessen überdrüssig zu werden, die Entdeckung gemacht, daß die Brust der jungen Thiere wirklich eine Delicatesse ist. Es ist eigenthümlich, daß diese ausschließliche Fleisch- und Fettkost uns in keinerlei Weise Unbehaglichkeit verursacht hat; ja, wir vermissen Mehlspeisen nicht einmal so sehr, wenn wir vielleicht auch einen großen Kuchen als den Höhepunkt der Glückseligkeit betrachten würden. Hin und wieder heitern wir uns mit Citronensaft-Grog, einem Blutpfannkuchen oder gedämpften Preißelbeeren auf und phantasiren davon, wie schön es sein wird, nun binnen kurzem heim zu kommen, und wie wir die Annehmlichkeiten der Civilisation in vollen Zügen genießen wollen. Glückliche Unwissenheit! Vielleicht wird es noch manchen langen Tag dauern, vielleicht wird noch manche schwere Prüfung zu bestehen sein, ehe wir heimkommen. Aber nein, ich will das Beste hoffen! Wir haben noch zwei Monate Sommer, und in denen kann noch viel geschehen.

Freitag, 19. Juli. Heute Morgen flogen zwei ausgewachsene Rosenmöven, von Nordosten kommend, über uns hin nach Westen. Als sie schon in der Ferne waren, stießen sie ein Geschrei aus, das mich

* Harz hatten wir für den Fall mitgenommen, daß der Kochapparat oder die Neusilberbeschläge unter den Schlittenkufen gelöthet werden müßten.

** Schließlich beschlossen wir jedoch, das Zelt zu behalten.

*** Das Fahrzeug, welches wir in Spitzbergen zu treffen hofften.

an dasjenige des Wendehalses erinnerte und das ich anfänglich für von einem Krabbentaucher herrührend hielt. Sie flogen ganz niedrig gerade über meinem Kopf hin, sodaß ich die Rosafarbe an ihrer Unterseite deutlich sehen konnte. Eine weitere Rosenmöve flog gestern hier vorbei. Es ist seltsam, daß hier so viele davon sind. Wo sind wir?

Dienstag, 23. Juli. Gestern Morgen kamen wir endlich vom „Sehnsuchtslager" los und jetzt sind wir gottlob wieder unterwegs. Tag und Nacht haben wir gearbeitet, um fortzukommen. Erst glaubten wir, es würde am 19. sein, dann am 20., darauf am 21., aber immer tauchte wieder etwas auf, das gethan werden mußte, ehe wir uns aufmachen konnten. Das vom Seewasser durchweichte Brot mußte in der Bratpfanne über der Lampe sorgfältig getrocknet werden, was mehrere Tage in Anspruch nahm; dann mußten die Strümpfe geflickt und die Kajaks genau nachgesehen werden u. s. w. Wir waren entschlossen, auf der letzten Reise heimwärts in guter Verfassung aufzubrechen. So geschah es auch.

Alles geht wie ein Tanz. Die Aussichten für unser Weiterkommen sind besser, als wir erwartet hatten, obwol das Eis nichts weniger als eben ist; die Schlitten sind leichter zu ziehen, nachdem wir alles, was entbehrt werden kann, zurückgelassen haben, und der Schnee hat ebenfalls beträchtlich abgenommen. Auf dem letzten Theile des Marsches konnten wir sogar ohne Schneeschuhe gehen, und selbstverständlich ist das Weiterkommen ohne sie zwischen Rücken und Unebenheiten, wo mit ihnen schlecht fertig zu werden ist, ein besseres. Johansen führte ein Kunststück aus, indem er allein mit seinem Kajak über eine Rinne setzte, wobei „Suggen" auf dem Vorderdeck lag, während er selbst auf dem Hinterdeck kniete und das Fahrzeug beim Rudern im Gleichgewicht hielt. Ich wollte denselben Versuch mit dem meinigen machen, fand das Fahrzeug aber zu schwankend, um die Fahrt zu riskiren, und zog es daher vor, das Kajak mit „Kaiphas" auf Deck hinüberzuschleppen, während ich vorsichtig daneben ging und über Eisstücke springend hinüberkam.

Wir haben jetzt den Vortheil, daß wir überall Trinkwasser finden. Auch essen wir wieder von unserm alten Proviant; aber curios genug, weder Johansen noch ich fanden die Speisen so schmackhaft, wie man nach der einmonatigen Fleischkost hätte annehmen sollen. Es ist gut, daß wir wieder unterwegs sind. Das Angenehme dabei sind die leichteren Schlitten. Wir haben aber auch wirklich sehr viel im „Sehnsuchtslager" zurückgelassen; außer einem respectabeln Haufen Fleisch und Speck ließen wir drei schöne Bärenfelle dort. Auch unser Freund, der Sack, liegt oben auf den Bären, ferner ein Quantum Holz, bestehend aus den Brettern der Unterseiten der Schlitten, Schneeschuhe und andere Dinge, mehr als die Hälfte von Blessing's schönen Mitteln — Gipsverbände, dampfsterilisirte Gazebinden, hygroskopische Baumwollwatte, außerdem ein guter Aluminium-Glashorizont, Tauwerk, unsere Bratpfanne mit dem Schmelzapparat, ein halber Aluminiummantel vom Kochapparat, Neusilberplatten, eine Thranlampe aus demselben Metall, Säcke, Werkzeuge, Segeltuche, Finnenschuhe, unsere Fausthandschuhe aus Wolfsfell und aus Wolle, ein geologischer Hammer, ein halbes Hemd, Strümpfe und vieles anderes: alles liegt dort in chaotischem Wirrwarr umher. An Stelle all dieser Dinge haben wir aber ein Plus in Gestalt eines Sackes getrockneten Seehunds- und Bärenfleisches und die zweite Hälfte des Aluminiummantels voll Speck. Wir haben uns jetzt aller überflüssigen Dinge so gründlich entledigt, daß wir kaum einen Holzpflock machen können, um ihn durch das Ende der Zugleine zu schieben.

Fünftes Kapitel.

Endlich Land!

Mittwoch, 24. Juli. Endlich hat das Wunder sich ereignet. Land, Land, nachdem wir unsern Glauben daran schon beinahe aufgegeben hatten! Nach fast zwei Jahren sehen wir wieder über die nie endende weiße Linie dort am Horizont etwas aufsteigen. Diese weiße Linie hat sich seit vielen Jahrtausenden über dieses einsame Meer ausgedehnt und wird sich in künftigen Jahrtausenden ebenso darüber ausdehnen. Wir verlassen das Eis und lassen keine Spur hinter uns zurück; denn die Fährte unserer kleinen Karawane über die endlosen Ebenen ist längst verschwunden. Ein neues Leben beginnt für uns, während das Eis immer dasselbe bleibt.

Wie lange hat es unsere Träume heimgesucht, dieses Land, und nun kommt es wie eine Vision, wie ein Feenland! Schneeweiß wölbt es sich über dem Horizont wie ferne Wolken, von denen man fürchtet, daß sie im nächsten Augenblick verschwinden könnten. Das Wunderbarste aber ist, daß wir das Land während der ganzen Zeit gesehen haben, ohne es zu wissen. Ich habe es vom „Sehnsuchtslager" aus mehrere male studirt, in dem Glauben, daß es Schneefelder seien, bin aber stets zu dem Schlusse gekommen, daß es nur Wolken sind, weil ich niemals einen dunkeln Punkt entdecken konnte. Außerdem wechselte es auch seine Form, was meiner Meinung nach dem Nebel zugeschrieben werden muß, der stets darüber lagerte; es kam aber mit seiner merkwürdig regelmäßigen Wölbung immer an

derselben Stelle wieder. Jetzt erinnere ich mich jenes dunkeln Felsens, den wir im Lager östlich von uns sahen und den ich für einen Eisberg hielt. Es muß irgendein kleines Inselchen* gewesen sein.

Das Eis war gestern zerstückelter und aufgebrochener als je; es war in der That eine harte Arbeit, sich mit Gewalt einen Weg über Eisrücken, die wie wahre Berge waren, mit Thälern und Schluchten dazwischen, zu bahnen; aber wir befanden uns in gehobener Stimmung und machten Fortschritte. Bei Rinnen, über welche ein Uebergang schwer zu finden war, zauderten wir nicht, die Kajaks zu Wasser zu bringen, wodurch wir bald hinüberkamen. Manchmal gelangten wir nach einer sehr schlechten Stelle auf eine kurze Strecke flaches Eis, über das es mitten durch Tümpel und Lachen wie im Fluge ging. Als ich gestern Morgen einmal eine Strecke vorauf war, bestieg Johansen einen Hügel, um über das Eis Ausschau zu halten. Er bemerkte einen seltsamen schwarzen Streifen über dem Horizont, hielt ihn aber, wie er sagte, für eine Wolke, und ich dachte nicht weiter daran. Als ich aber eine Weile später ebenfalls einen Hügel erstieg, um das Eis zu überschauen, bemerkte ich denselben schwarzen Streifen; er lief vom Horizont schräg hinauf in etwas, das ich für eine weiße Wolkenbank hielt. Je länger ich die Bank und den Streifen ansah, desto verdächtiger kamen sie mir vor, bis ich mich veranlaßt fand, das Fernrohr zu holen. Kaum hatte ich dasselbe auf den schwarzen Streifen gerichtet, als mir plötzlich einfiel, daß das L a n d sein müsse, das nicht einmal weit entfernt sein könne. Es war ein großer Gletscher, aus welchem schwarze Felsen emporragten. Nicht lange nachher überzeugte sich auch Johansen mit dem Glase, daß wir wirklich Land vor uns hätten. Wir waren beide natürlich hoch entzückt. Dann sah ich eine ähnliche gewölbte weiße Linie ein wenig weiter östlich. Dieselbe war jedoch zum größten Theile mit weißem Nebel bedeckt, in welchem sie nur schwach zu unterscheiden

* Diese Annahme ist äußerst zweifelhaft.

war, und wechselte beständig die Form. Bald darauf kam sie jedoch vollständig heraus; sie war beträchtlich größer und höher als die erste, jedoch war kein schwarzer Flecken darauf zu sehen. So also sah das Land aus, zu dem wir jetzt gekommen waren! Ich hatte es mir in vielen Formen vorgestellt, mit hohen Spitzen und glänzenden Firnfeldern, aber nie so wie dieses. Es war nichts Freundliches daran, doch war es uns darum in der That nicht weniger willkommen, und im ganzen konnten wir auch bei all dem Schnee, der hier fällt, nicht anders erwarten, als daß es schneebedeckt sein würde.

Wir schlugen nunmehr unser Zelt auf und nahmen ein der Gelegenheit entsprechendes Festmahl ein: ein Labskaus aus Kartoffeln (zum vorletzten male, wir hatten sie lange Zeit für diese Gelegenheit aufgespart), Pemmikan, getrocknetem Bären- und Seehundsfleisch und Bärenzungen, alles durcheinander gehackt. Dann hatten wir einen zweiten Gang, bestehend aus Brotkrumen, in Bärenfett gebacken, sowie Brilspeise und Butter und ein Stück Chocolade zum Nachtisch.

Wir hielten das Land für so nahe, daß es unmöglich lange dauern könne, bis es erreicht sei, gewiß nicht länger als bis zum nächsten Abend. Johansen war sogar sicher, daß wir es noch am selben Abend erreichen würden. Aber nichtsdestoweniger sollten noch dreizehn Tage mit derselben einförmigen Quälerei über das Treibeis vergehen.

Am 25. Juli schrieb ich: „Als wir gestern Abend wegen des Nebels halt machen mußten, hatte ich das Gefühl, daß wir ziemlich nahe an Land gekommen seien. Diesen Morgen, als wir aufgestanden waren, war natürlich das Erste, was Johansen that, als er für mich Wasser zum Kochen holte, daß er auf den nächsten Hügel kletterte und nach dem Lande aussah. Da lag es, erheblich näher als vorher; er ist ganz sicher, daß wir es vor Abend erreichen werden."

Ich entdeckte an diesem Tage noch ein neues Land westlich von uns (Süd 60° West mißweisend). Es lag wie ein Schild da, regelmäßig gewölbt, ähnlich dem erstgesehenen Lande, erhob sich wenig über

den Horizont und schien sehr weit entfernt zu sein.* Wir setzten den Weg über Rinnen und rauhes Eis, so rasch wir konnten, fort, kamen an diesem Tage aber nicht weit, und das Land schien nicht viel näher zu sein. In Wirklichkeit war kein Unterschied zu bemerken, obgleich wir uns einzubilden suchten, daß es immer höher steige. Am Sonnabend, 27. Juli, scheine ich den Argwohn gehabt zu haben, daß wir thatsächlich vom Lande forttrieben, da ich geschrieben habe:

„Der Wind begann, gerade als wir gestern aufbrechen wollten, aus Südsüdwest (mißweisend) zu wehen, und hat im Laufe des Tages zugenommen. An der Luft war leicht zu bemerken, daß der Wind das Eis vom Lande abtrieb und sich Landrinnen namentlich an der Ostseite des Eises bildeten. Als ich gestern Abend auf einen Hügel hinaufkletterte, beobachtete ich einen schwarzen Streifen am Horizont unter Land. Ich untersuchte ihn mit dem Glase, und wie ich angenommen hatte, dehnte sich ein Eis- oder Gletscherrand in westlicher Richtung weit aus; auch war, nach der dort lagernden dunkeln Nebelbank zu urtheilen, eine breite Rinne davor. Mir scheint, daß das Land nicht weit entfernt sein kann, und wenn das Eis nur einigermaßen passirbar ist, so können wir das Land vielleicht heute erreichen. Der Wind hielt letzte Nacht an, ist jetzt aber abgeflaut, und es ist Sonnenschein draußen. Wir suchen mit allen in unserer Macht stehenden Mitteln uns in unserm neuen, aus wollenen Decken hergestellten Schlafsack eine behagliche Nachtruhe zu verschaffen. Wir haben versucht, auf dem nackten Eise, dann auf den Schneeschuhen und heute Nacht wieder auf dem nackten Eise zu liegen, aber das ist hart und nicht sehr bequem; auch ist es etwas kalt, wenn man naß ist — wir werden jedoch ein gutes warmes Bett um so höher schätzen, wenn wir es erst haben.“

Dienstag, 30. Juli. Wir kamen unglaublich langsam weiter, aber wir dringen trotzdem immer mehr in die Nähe des Landes

---

* Später ergab sich, daß dies Kronprinz-Rudolf-Land sein müsse.

vor.* Jede Art von Hinderniß scheint uns zu bedrängen: jetzt habe ich einen solchen Hexenschuß, daß ich gestern nur unter Aufbietung meiner ganzen Willenskraft mich weiterschleppen konnte. An schwierigen Stellen mußte Johansen mir und meinem Schlitten weiterhelfen. Die Schmerzen fingen vorgestern an; gegen Ende unsers Marsches mußte Johansen vorangehen und einen Weg suchen. Gestern ging es mir viel schlimmer; wie es mir heute geht, weiß ich nicht, ehe ich mich zu bewegen anfange. Ich will jedoch dankbar sein, falls ich



Unglaublich langsames Weiterkommen.

mich überhaupt weiterschleppen kann, wenn es auch nur mit unendlichen Schmerzen geschieht. Gestern Morgen mußten wir, nachdem wir neun Stunden gegangen waren, des Regens wegen um 3 Uhr halt machen und lagern; es war aber dem Regen gelungen, uns zu durchnässen, noch ehe wir einen passenden Platz für das Zelt gefunden hatten. Hier sind wir einen ganzen Tag geblieben, während

---

* In Wirklichkeit waren wir wahrscheinlich weiter davon entfernt als vorher.

es in Strömen goß, und wir sind dabei nicht trockener geworden. Unter uns befinden sich Pfützen, und der Sack ist auf der Unterseite durchweicht. Der Wind ist in diesem Augenblicke nach Westen herumgegangen, und es hat aufgehört zu regnen; wir bereiteten uns daher Brei zum Frühstück und gedenken, dann den Weg wieder fortzusetzen. Aber wenn es aufs neue zu regnen anfangen sollte, müssen wir halt machen; denn wir dürfen uns nicht durchregnen lassen, weil wir keine Kleider zum Wechseln haben. Es ist nichts weniger als angenehm, mit nassen Beinen und mit Füßen, die wie Eiszapfen sind, zu liegen und keinen trockenen Faden zum Anziehen zu haben. Vereinzelte ausgewachsene Rosenmöven sahen wir heute viermal. Als Johansen morgens draußen war, um Wasser zu holen, bemerkte er zwei.*

Mittwoch, 31. Juli. Das Eis war infolge der Unebenheiten und der Rinnen so zerstückelt und unpassirbar, wie man sich nur denken kann. Die anhaltende Reibung und das Pressen der Schollen aneinander mahlt das Eis dermaßen zusammen, daß das Wasser voll von Schlammeis und kleinen Stücken ist. In solchem Wasser mit den Kajaks zu fahren, ist unmöglich, und das Suchen, bis man schließlich eine unsichere Uebergangsstelle findet, dauert lange. Manchmal müssen wir uns eine solche herstellen, indem wir kleine Schollen zusammenschieben, oder wir müssen die Schlitten auf einem kleinen Eisstück hinüberführen. Jede einzelne Rinne kostete uns viel Zeit und Mühe, und das Weiterkommen auf diese Weise ist nur ein langsames. Mein Rücken schmerzt noch immer; Johansen mußte wieder voraufgehen; abends und morgens muß er mir die Beinkleider an- und ausziehen, weil ich selbst nicht dazu im Stande bin. Er ist rührend aufopfernd und sorgt für mich, als ob ich ein kleiner Junge wäre; alles, wodurch er es mir leichter machen zu können glaubt, thut er im stillen, ohne daß ich es weiß. Armer Junge,

---

* Je weiter wir kamen, desto mehr sahen wir täglich von diesen merkwürdigen Vögeln.

er hat jetzt doppelt so schwer zu arbeiten, und ich weiß nicht, wie es enden soll. Heute fühle ich mich jedoch sehr viel besser und werde hoffentlich bald wieder vollständig gesund sein.

Donnerstag, 1. August. Eis mit mehr Hindernissen als hier — ob es das wol gibt? Aber wir arbeiten uns langsam weiter, und da dies geschieht, sollten wir eigentlich zufrieden sein. Wir haben übrigens eine Veränderung gehabt — prächtiges Wetter mit glänzendem Sonnenschein. Es scheint mir aber, als ob der Südwind, den wir gehabt haben und der die Rinnen geöffnet hat, uns wieder eine tüchtige Strecke weiter vom Lande gebracht habe. Wir sind auch weit nach Osten getrieben und sehen das westlichst gelegene Land mit den schwarzen Felsen, die wir zuerst wahrgenommen haben, nicht mehr. Es scheint beinahe, als ob die Rosenmöven sich hier zu Lande aufhalten; wir sehen sie täglich.

Ueber eins freue ich mich: mein Rücken ist fast wieder gut, sodaß ich unser Vorwärtskommen nicht mehr aufhalten werde. Jetzt habe ich einen Begriff davon, wie es sein würde, wenn einer von uns ernstlich erkranken sollte. Mir ist ungemein bange davor. Unser Schicksal wäre dann besiegelt.

Freitag, 2. August. Es ist, als ob sich uns alles in den Weg gestellt hätte, sodaß wir niemals von diesem Treibeise fortkommen. Mein Rücken ist wieder gut. Das Eis war gestern passirbarer als vorher, sodaß wir einen beinahe guten Tagemarsch machten, dafür trieben uns aber Wind und Strömung wieder vom Lande ab, und wir sind wieder weiter davon entfernt. Gegen diese beiden Feinde ist, fürchte ich, alles Kämpfen vergeblich. Wir sind weit fort nach Südosten getrieben, haben die Nordspitze des Landes ungefähr rechtweisend westlich von uns und sind jetzt auf ungefähr 81° 36′ nördlicher Breite. Meine einzige Hoffnung ist jetzt, daß diese östliche Drift vom Lande fort aufhören oder ihre Richtung ändern und uns damit wieder näher an das Land bringen werde. Leider haben die Rinnen sich mit jungem Eise bedeckt, sodaß man nicht weiß, wie

man die Kajaks verwenden soll. Wenn es noch schlechter wird, dann sieht die Sache schlimm aus. Inzwischen können wir nichts thun, als so rasch wie möglich weitergehen. Sollten wir jedoch ins Eis zurücktreiben, dann — ja dann . . . .

Sonnabend, 3. August. Unglaublich schwere Arbeit. Wir würden sie niemals ausführen können, wenn wir nicht müßten. Wir haben verteufelt wenig Schritte dem Lande zu gemacht, wenn wir solche überhaupt gemacht haben. Während der letzten Tage hatten wir für die Hunde kein Futter außer den Elfenbeinmöven und Eissturmvögeln, die wir haben schießen können, und das waren täglich nur ein paar. Gestern bekam jeder der Hunde nur ein kleines Stückchen Speck.

Sonntag, 4. August. Diese Rinnen machen verzweifelte Mühe und nehmen unsere ganze Kraft in Anspruch. Oft müssen wir mehrere hundert Meter weit nur auf Eisschlamm oder von Block zu Block gehen und die Schlitten nachschleppen, in steter Gefahr, daß sie ins Wasser fallen. Johansen war gestern sehr nahe dran, jedoch gelang es ihm, wie bisher immer, sich zu retten. Die Hunde fallen beständig hinein und nehmen ein Bad.

Montag, 5. August. Noch nie haben wir so schlechtes Eis gehabt als gestern, doch brachten wir es trotzdem fertig, unsern Weg mit Gewalt etwas weiter fortzusetzen. Zwei glückliche Begebenheiten hatten wir an diesem Tage; die erste war, daß Johansen nicht von einem Bären aufgefressen wurde, die zweite, daß wir offenes Wasser unter dem Gletscherrande am Lande sahen.

Wir brachen gestern Morgen um 7 Uhr auf und kamen auf Eis, das so schlecht wie möglich war. Es war, als ob ein Riese ungeheure Blöcke kopfüber, kopfunter hinabgeschleudert und dazwischen nassen Schnee mit Wasser ausgestreut habe, in dem wir bis über die Kniee einsanken. Auch zahlreiche, tiefe Tümpel befanden sich zwischen den Blöcken. Es war eine Quälerei über Berg und Thal, auf und nieder über Block hinter Block, über Rücken hinter Rücken, mit

tiefen Spalten dazwischen; keine freie Stelle groß genug, um nur das Zelt aufzuschlagen: so ging es die ganze Zeit weiter. Um unser Unglück zu vollenden, herrschte ein solcher Nebel, daß wir keine hundert Meter weit sehen konnten.

Nach einem erschöpfenden Marsche erreichten wir endlich eine Rinne, über die wir mit den Kajaks hinüberfahren mußten. Nachdem wir den Rand der Rinne von dem jungen und dem Schlammeis frei gemacht hatten, zog ich meinen Schlitten an den Rand, wo ich ihn festhielt, damit er nicht hineingleiten könne. Plötzlich wurde es hinter mir lebendig, und Johansen, der sich gerade umgedreht hatte, um seinen Schlitten zu dem meinigen* zu ziehen, schrie: „Schnell die Büchse!“ Ich drehe mich um und erblicke einen ungeheuern Bären, der sich gerade auf Johansen wirft, der auf dem Rücken lag. Ich greife nach meiner Büchse, die — im Futteral —! auf dem Verdeck lag, allein in demselben Augenblick gleitet das Kajak ins Wasser. Mein erster Gedanke ist, mich ebenfalls ins Wasser und über das Kajak zu werfen und von dort zu schießen, ich sehe aber ein, wie gefährlich das sein würde. Ich beginne daher, das Kajak mit seiner schweren Ladung so rasch wie möglich auf den hohen Rand des Eises zurückzuholen und liege dabei ziehend und zerrend auf den Knien, um die Büchse zu fassen. Ich habe keine Zeit, mich umzublicken und zu sehen, was hinter mir vorgeht, als ich Johansen plötzlich in aller Ruhe hinter mir sagen höre: „Schieß schnell, wenn es nicht zu spät sein soll!“

Wie ich mich beeilte! Endlich hatte ich das Schaftende erfaßt, zog die Büchse heraus, drehte mich in sitzender Stellung herum und

---

* In der Regel kreuzten wir die Rinnen in folgender Weise: wir placirten die Schlitten mit den Kajaks nebeneinander, banden letztere aneinander fest und versteiften sie dadurch, daß wir die Schneeschuhe querüber unter die Strippen schoben. Dann ließen wir die Kajaks mit den darunter befestigten Schlitten zu Wasser. Auf der andern Seite brauchten wir die Schlitten nur wieder aufs Eis zu holen.

spannte im Nu den Hahn des Schrotlaufes. Der Bär stand keine zwei Meter entfernt, bereit, meinem Hunde „Kaiphas" ein Ende zu machen. Es war keine Zeit zu verlieren. Ich konnte nicht erst den Hahn des andern Laufes spannen, ich jagte dem Bären eine Schrotladung hinter das Ohr und streckte ihn todt zwischen uns nieder.

Der Bär mußte unserer Fährte wie eine Katze gefolgt sein und sich, von den Eisblöcken verdeckt, herangeschlichen haben, während wir



„Schieß schnell, wenn es nicht zu spät sein soll!"

das Eis in der Rinne entfernt und ihm den Rücken zugedreht hatten. An der Spur konnten wir sehen, wie der Bär über einen kleinen Rücken unter der Deckung eines Hügels neben Johansen's Kajak gekrochen war. Während letzterer, ohne etwas zu argwöhnen oder sich umzublicken, zurückging und sich bückte, um die Zugleine aufzunehmen, hatte er plötzlich ein am Ende des Kajaks hockendes Thier in Sicht bekommen, aber geglaubt, daß es „Suggen" sei. Ehe er noch Zeit hatte, recht zu begreifen, daß das Thier dazu zu groß sei, hatte er

einen Schlag hinter das rechte Ohr bekommen, daß ihm die Funken aus den Augen stoben, und war dann, wie erwähnt, auf den Rücken gefallen. Er suchte sich so gut wie möglich mit den Händen zu wehren; mit der einen Hand packte er das Thier bei der Kehle, hielt sie fest und drückte sie mit aller Kraft zu. Gerade als der Bär im Begriff war, Johansen in den Kopf zu beißen, hatte dieser die denkwürdigen Worte gesprochen: „Schieß schnell!" Der Bär hatte fortwährend nach mir hingeblickt und ohne Zweifel darüber nachgedacht, was ich wol zu thun beabsichtigte, dann aber den Hund zu sehen bekommen und sich gegen diesen gewandt. Schnell wie der Gedanke hatte Johansen losgelassen und war fortgekrochen, während der Bär „Suggen" einen Schlag versetzt hatte, der den Hund ebenso kräftig aufheulen ließ, als wenn er von uns Prügel bekommen hätte. Dann hatte „Kaiphas" einen Klaps an die Nase erhalten. Inzwischen hatte Johansen sich auf die Beine gearbeitet und, als ich schoß, seine Büchse ergriffen, die aus dem Loche des Kajaks herausragte. Der einzige angerichtete Schaden bestand darin, daß der Bär Johansen etwas Schmutz von der rechten Backe abgekratzt hatte, sodaß man dort einen weißen Streifen sah, und ihm eine leichte Verletzung an der einen Hand zugefügt hatte; „Kaiphas" hatte ebenfalls eine Schramme an der Nase.

Kaum war der Bär gefallen, als wir in geringer Entfernung noch zwei andere über einen Eishaufen gucken sahen; es waren die Jungen, die natürlich den Erfolg der mütterlichen Jagd sehen wollten. Es waren zwei große Junge. Ich hielt es nicht für der Mühe werth, ihnen eine Patrone zu opfern, obwol Johansen die Meinung aussprach, daß das Fleisch junger Bären einen viel zartern Geschmack habe als dasjenige alter Thiere. Er wolle einen schießen, sagte er, und rannte davon; mittlerweile hatten sich die jungen Bären auf die Socken gemacht. Doch kamen sie etwas später wieder zurück, und wir hörten sie noch in weiter Entfernung nach der Mutter brüllen.

Johansen sandte ihnen eine Kugel nach, doch war die Distanz

zu groß, sodaß er nur eins der Jungen verwundete. Unter fürchterlichem Gebrüll machte es sich wieder davon, Johansen hinterher. Doch gab er die Jagd bald auf, da sie zu lang zu werden versprach. Während wir den Bären in Stücke schnitten, kamen die Jungen auf der andern Seite der Rinne wieder herbei und die ganze Zeit, die wir dort waren, gingen sie immer um uns herum. Als wir die Hunde tüchtig gefüttert und selbst etwas rohes Fleisch verzehrt, sowie das von den Schinken abgeschnittene Fleisch in den Kajaks verstaut hatten, fuhren wir endlich über die Rinne und setzten unsern Weg fort.

Das Eis war und blieb schlecht, und wir kamen leider unmittelbar darauf an einige fürchterliche Rinnen, voll von dicht zusammengepackten Eisblöcken. An einigen Stellen war die ganze See voll davon. Es war zum Verzweifeln, dies zu sehen; aber vorwärts mußten wir. Zwischen all diesem losen Eis trafen wir eine ungewöhnlich dicke alte Scholle mit hohen Hügeln und mit Tümpeln dazwischen. Von einem dieser Hügel aus bemerkte ich durch das Glas das offene Wasser am Fuße des Gletschers; jetzt können wir nicht mehr weit zu gehen haben. Aber das Eis vor uns sieht so unheimlich aus; jedes Stück wird uns vielleicht, wenn es so wie dieses ist, viel Zeit kosten.

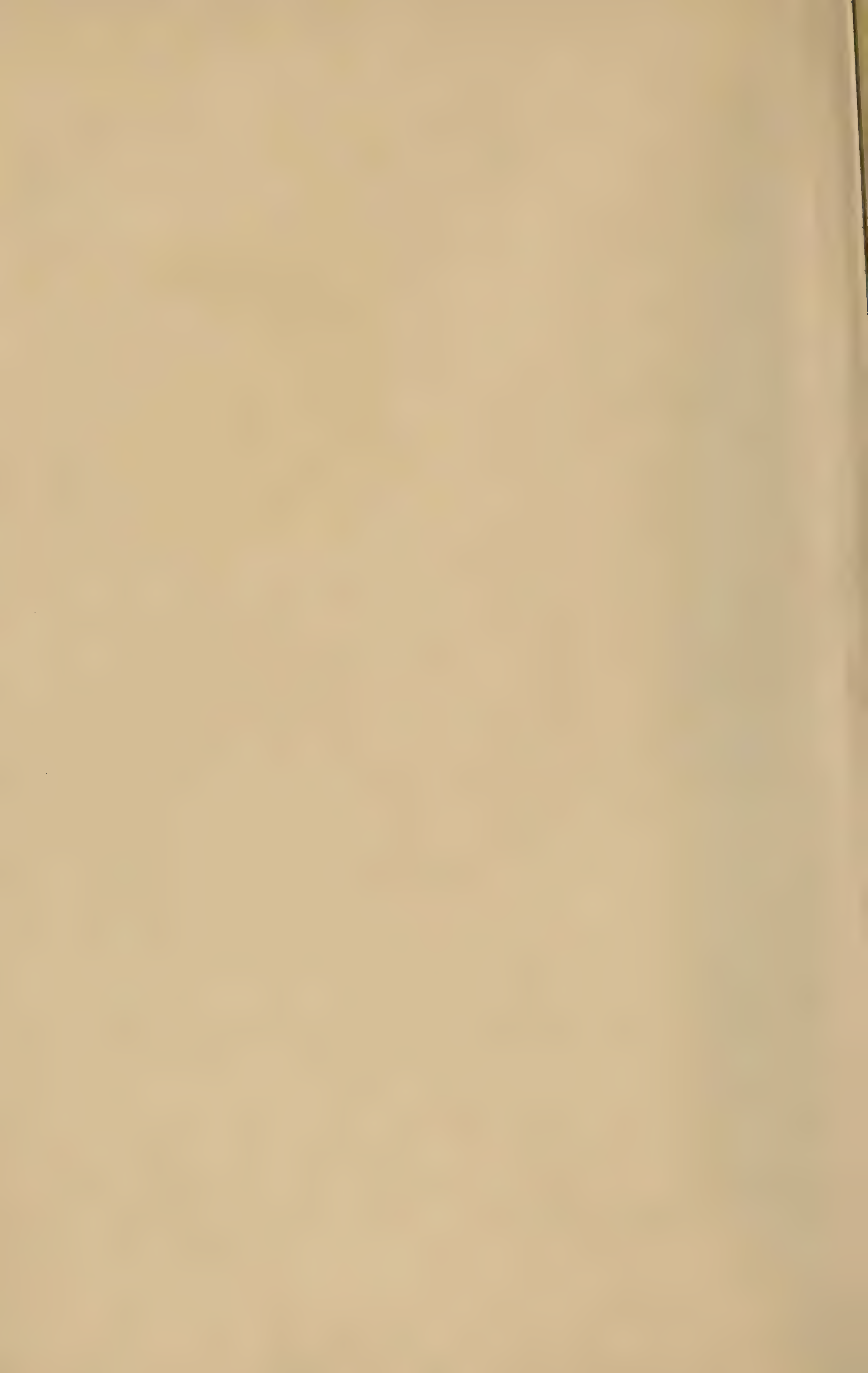
Während wir weiterzogen, hörten wir den verwundeten Bären hinter uns unaufhörlich brüllen; er erfüllte die ganze schweigsame Eiswelt mit seiner bittern Klage über die Grausamkeit der Menschen. Es war traurig anzuhören, und wenn wir Zeit gehabt hätten, würden wir ohne Zweifel umgekehrt sein und eine Patrone an das Thier gewendet haben. Wir sahen, wie die jungen Bären nach der Stelle hingingen, wo die Mutter lag, und dachten uns, daß wir sie los seien; doch hörten wir sie bald nachher aufs neue, und selbst als wir uns gelagert hatten, waren sie noch in der Nähe.

Mittwoch, 7. August. Endlich befinden wir uns in der Nähe des Landes, endlich liegt das Treibeis hinter uns und vor uns offenes Wasser, offen hoffentlich bis zu Ende. Gestern war der wichtige

Tag. Als wir vorgestern Abend aus dem Zelte krochen, glaubten wir beide, daß wir uns dem Rande des Gletschers näher als je befänden. Mit neuem Muthe und in der schwachen Hoffnung, das Land an diesem Tage zu erreichen, machten wir uns wieder auf den Weg. Und doch wagten wir nicht daran zu denken, daß unser Leben auf dem Treibeise seinem Ende schon so nahe sei. Nachdem wir fünf Monate darauf herumgewandert waren und so viele Enttäuschungen erfahren hatten, waren wir auf einen Fehlschlag unserer Hoffnung nur zu wohl vorbereitet. Wir glaubten jedoch, daß das Eis weiterhin sich besser anließe, waren aber noch nicht weit gekommen, als wir an breite Rinnen voll von Schlamm und häßlichem, unebenem Eis, Hügeln und Thälern und tiefem Schnee mit Wasser gelangten, wo wir bis an die Hüften einsanken. Nach ein paar solchen Rinnen besserte es sich ein wenig, und wir kamen wieder auf flaches Eis. Nachdem wir eine Strecke darauf zurückgelegt hatten, war es augenfällig, wieviel näher wir dem Rande des Gletschers waren. Er konnte unmöglich mehr weit entfernt sein. Da kam Leben in uns! Wir spannten uns eifrig wieder vor die Schlitten, nahmen einen Anlauf, und fort ging es durch Schnee und Wasser, über Hügel und Ketten. Es ging wie im Fluge; was fragten wir danach, wenn wir bis hoch über unsere Pelzgamaschen ins Wasser sanken, sodaß sowol sie, wie unsere Komager volliefen und das Wasser in ihnen bei jedem Schritte wie in einer Pumpe auf- und niederging! Was machte das aus, wenn wir nur weiterkamen!

Bald darauf hatten wir Ebenen erreicht, wo wir rascher und immer rascher vorwärtskamen. Wir wateten durch Tümpel, sodaß das Wasser nach allen Seiten spritzte. Immer näher kamen wir, und an dem dunkeln Wasserreflex vor uns, der fortwährend höher stieg, bemerkten wir, wie wir uns dem offenen Wasser näherten. Wir nahmen jetzt nicht einmal von Bären Notiz, obwol viele in der Nähe zu sein schienen, da alte und neue Fährten kreuz und quer liefen. Ein Bär hatte sogar, während wir schliefen, das Zelt inspicirt, und an

Offenes Meer in Sicht.



der neuen Fährte sahen wir, daß er mit dem Winde im Lee von uns herangekommen war. Wir hatten jetzt keine Verwendung für Bären, wir hatten genug zu essen. Bald konnten wir das offene Wasser unter der Gletscherwand sehen und immer schneller schritten wir aus. Während ich dahinrannte, dachte ich an den Zug der Zehntausend durch Asien, als die Soldaten Xenophon's nach einjährigem Kampfe gegen überlegene Streitkräfte endlich von einem Berge herab das Meer sahen und riefen: „Thalatta! Thalatta!" Wol war dieses Meer uns nach unserm monatelangen Umhertreiben auf dem endlosen weißen Treibeise ebenso willkommen.

Endlich stand ich am Rande des Eises. Vor mir lag die dunkle Meeresfläche mit weißen, treibenden Eisschollen; weit in der Ferne stieg die Gletscherwand jäh aus dem Wasser auf; das Ganze lag in düsterer nebelhafter Beleuchtung. Freude sprang uns bei diesem Anblick im Herzen auf, aber in Worten konnten wir ihr keinen Ausdruck geben. Hinter uns lagen nun alle unsere Sorgen, vor uns der Wasserweg in die Heimat. Ich winkte Johansen, der eine kleine Strecke zurück war, mit dem Hute, und er schwenkte den seinigen zur Antwort und schrie aus Leibeskräften: „Hurrah!" Ein solches Ereigniß mußte gefeiert werden, und wir thaten es, indem jeder von uns ein Stück Chocolade verzehrte.

Während wir noch standen und auf das Wasser blickten, tauchte der Kopf eines großen Seehunds auf, verschwand aber wieder in aller Stille; bald zeigten sich jedoch noch mehrere. Es war uns beruhigend, zu wissen, daß wir jede Minute uns so viel zu essen verschaffen können, wie wir wollen.

Nun kam die Auftakelung der Kajaks für die Seefahrt. Natürlich wäre es besser gewesen, wenn wir einzeln gerudert wären; allein mit den langen, großen Schlitten an Deck war dies nicht leicht, auch wagte ich nicht, sie zurückzulassen, da wir noch gute Verwendung für sie haben konnten. Für den Augenblick war daher nichts weiter zu machen, als die beiden Kajaks nebeneinander zu befestigen, sie mit

den Schneeschuhen unter den Strippen zu versteifen und die Schlitten quer darüber zu legen, den einen vorn, den andern hinten.

Traurig war es, daß wir nicht daran denken konnten, unsere beiden letzten Hunde mitzunehmen; aber wahrscheinlich würden wir keine weitere Verwendung mehr für sie haben, und es würde sich nicht haben machen lassen, sie an Deck der Kajaks mitzuführen. Es that uns leid, uns von ihnen zu trennen; wir hatten die beiden Ueberlebenden sehr liebgewonnen. Treu und ausdauernd waren sie uns auf der ganzen Reise gefolgt, und nun, als bessere Zeiten gekommen waren, mußten sie dem Leben Valet sagen. Sie in derselben Weise wie die anderen tödten wollten wir nicht; wir opferten daher eine Patrone für jeden. Ich erschoß Johansen's, er meinen Hund.

Nun waren wir zum Aufbruch bereit. Es war wirklich ein Vergnügen, die Kajaks über das Wasser tanzen zu lassen und die kleinen Wellen an den Seiten plätschern zu hören. Seit zwei Jahren hatten wir eine solche Wasserfläche nicht mehr vor uns gesehen. Wir waren noch nicht weit gefahren, als wir den Wind so günstig fanden, daß wir ihn ausnutzen konnten, weshalb wir ein Segel auf unsere Flotille setzten. Bequem glitten wir vor dem Winde dem Lande zu, nach welchem wir uns die vielen Monate gesehnt hatten. Welche Veränderung, nachdem wir uns den Weg Fuß für Fuß, ja Zoll für Zoll auf dem Eise hatten bahnen müssen! Der Nebel hatte uns das Land eine Zeit lang verborgen, doch jetzt theilte er sich, und wir sahen den Gletscher gerade vor uns steil aufsteigen. In demselben Augenblick brach die Sonne durch; ich kann mich kaum eines schönern Morgens erinnern. Bald waren wir beim Gletscher, wo wir das Segel herablassen und westwärts rudern mußten, der Eiswand entlang, die 16—20 Meter hoch war und an welcher eine Landung unmöglich schien. Es war, als ob in dem Gletscher wenig Bewegung sei; das Wasser hatte sich am Fuße einen Weg tief ausgewaschen; Geräusch von fallenden Eisstücken oder Krachen von Spalten, wie man es bei großen Gletschern in der Regel hört, war nicht zu vernehmen.

Er war auch auf der Oberfläche ganz eben; Spalten waren nicht zu bemerken. An der ganzen Höhe der Wand sah man ungewöhnlich scharf markirte Jahresschichten.

Bald entdeckten wir, daß die Gezeitenströmung mit großer Geschwindigkeit an der Gletscherwand entlang nach Westen setzte, und mit ihr kamen wir rasch weiter. Dagegen war es nicht leicht, einen Lagerplatz zu finden, sodaß wir schließlich gezwungen waren, auf einer



Der letzte Gang.

treibenden Scholle Aufenthalt zu nehmen. Es war aber herrlich, sich zur Ruhe zu legen in dem Bewußtsein, nicht zu weiteren Qualen im Treibeis aufstehen zu müssen.

Als wir uns heute Morgen erhoben, fanden wir das Eis rund um uns herum zusammengepackt, und ich weiß noch nicht, wie wir aus demselben herauskommen werden, obwol im Westen nicht weit von uns offenes Wasser ist.

Donnerstag, 8. August. Nachdem wir unser Gepäck über einige Schollen gezogen hatten, gelangten wir gestern ohne große Schwierigkeit ins offene Wasser. Als wir den Rand desselben erreicht hatten, fertigten wir uns aus unseren Schneeschuhstöcken, an welche wir aus zerbrochenen Schneeschuhen hergestellte Blätter befestigten, jeder ein Paddel an, das eine große Verbesserung gegen die etwas plumpen Paddeln war, die aus Bambusstöcken bestanden, an welche Blätter aus Segeltuch befestigt waren. Ich hatte große Neigung, die Schlitten abzuschneiden und sie auf die halbe frühere Länge zu verkürzen; thaten wir das, so konnten wir sie auf dem Hinterdeck der Kajaks mitführen und auf diese Weise jeder allein rudern, wodurch wir sehr viel schneller vorwärtsgekommen wären, als wenn wir die zusammengebundene Flotille ruderten. Es schien mir aber doch, daß es vielleicht nicht rathsam sein würde. Das Wasser vor uns ließ sich gut genug an, allein es herrschte Nebel, sodaß wir nicht weit sehen konnten; wir wußten nichts von dem Lande oder der Küste, die wir erreicht hatten, und konnten vielleicht noch gute Verwendung für die Schlitten haben. Wir setzten daher die Fahrt wie bisher auf dem Doppelkajak fort, mit den Schlitten vorn und hinten quer über Deck.

Das Wetter klarte bald etwas auf. Es war todtenstill, die Wasserfläche lag wie ein großer Spiegel vor uns, und kleine Stücke Eis, hier und dort eine Scholle, trieben darauf umher. Es war ein wunderbar schöner Anblick und wirklich herrlich, in unseren leichten Fahrzeugen zu sitzen und ohne Anstrengung über das Wasser zu gleiten. Plötzlich tauchte ein Seehund vor uns auf, während über uns beständig Elfenbeinmöven, Stummelmöven und Eissturmvögel hinflogen. Auch Krabbentaucher sahen wir, sowie einige Rosenmöven und ein paar Seeschwalben. Hier mangelte es nicht an Thierleben und an Nahrung, wenn wir derselben bedürfen sollten.

Wir fanden, als wir neben der Eiswand hinruderten, daß das offene Wasser immer breiter wurde; das Wetter wollte jedoch nicht

so klar werden, daß wir von der Umgebung etwas sehen konnten. Der Nebel lagerte hartnäckig über dem Lande.

Anfänglich war unser Kurs mißweisend West zu Nord; allein das Land wendete sich immer mehr nach Westen und Südwesten, und die Wasserfläche wurde größer und breitete sich zu einer großen See aus, die sich nach südwestlicher Richtung ausdehnte. Aus Nordnordwest sprang eine Brise auf, und es entstand dadurch eine erhebliche Bewegung, die nicht angenehm war, weil das Wasser beständig zwischen den beiden Fahrzeugen emporspülte und uns durchnäßte. Gegen Abend legten wir auf dem Eise an und richteten unser Zelt auf; kaum war das geschehen, begann es zu regnen, sodaß es für uns hohe Zeit gewesen war, unter Dach zu kommen.

Freitag, 9. August. Gestern Morgen mußten wir die Schlitten mit den Kajaks wieder über Eis schleppen, das vor unserm Lagerplatz zusammengetrieben war. Bei dieser Arbeit brachte ich es fertig, ins Wasser zu fallen, und wurde naß. Mit Mühe kamen wir endlich durch, hinaus ins offene Wasser. Nach einer Weile fanden wir den Weg versperrt, sodaß wir gezwungen waren, die Schlitten über einige Schollen zu schleppen; dann aber hatten wir den ganzen Tag gutes offenes Wasser. Es wehte ein nordwestlicher Wind, der das Eis dem Lande zu getrieben hatte, und es war ein Glück, daß wir soweit gekommen waren, weil, der Luft nach zu urtheilen, hinter uns die See stark mit Eis besetzt war. Der Nebel hing über dem Lande, sodaß wir von diesem wenig sahen. Je weiter wir vorwärtskamen, desto mehr konnten wir einen südlichen Kurs einhalten, und da wir den Wind hinter uns hatten, so setzten wir gegen 1 Uhr Segel ein und segelten den ganzen Tag weiter, bis wir gestern Abend anhielten. Unsere Segelfahrt wurde nur einmal unterbrochen, als wir um eine Eisspitze nördlich von der Stelle, wo wir uns jetzt befinden, herumrudern mußten. Die Gegenströmung war so stark daß wir nur mit unserer ganzen Kraft dagegen ankommen konnten und es uns nur nach beträchtlicher Anstrengung gelang, die

Spitze zu umschiffen. Wir haben bisjetzt des Nebels wegen wenig von dem Lande gesehen, an dem wir entlangfahren; soweit ich aber beobachten kann, besteht es aus Inseln. Zuerst war da eine große, mit einem Gletscher bedeckte Insel; westlich davon war eine kleinere, auf der sich die beiden Felsenklippen befinden, die uns zuerst auf die Nähe des Landes aufmerksam gemacht haben; dann kam ein langer Fjord oder ein Sund mit schwerem Küsteneis, und endlich ein kleines, niedriges Vorgebirge oder wol richtiger eine Insel, an deren Südseite wir uns jetzt gelagert haben. Das längs des Landes liegende Küsteneis ist sehr merkwürdig. Es ist ungewöhnlich schwer und uneben und scheint aus zusammengeschweißten ungeheuren Blöcken zu bestehen, die jedenfalls zum großen Theile von Gletschern herstammen. Vielleicht hat auch ein heftiger Druck gegen das Land stattgefunden und das Meereis zugleich mit von dem Gletscher herrührenden Eisstücken emporgehoben, worauf das Ganze zu einer zusammenhängenden Masse gefroren ist. Ein mittelgroßer Eisberg lag unweit des Vorgebirges nördlich von uns, wo die Strömung so stark war. Wo wir jedoch jetzt sind, ist flaches Buchteneis zwischen der niedrigen Insel hier und einer größern weiter nach Süden.

Das Land wird mir immer räthselhafter. Ich bin mehr als je in Verlegenheit darüber, wo wir sind. Es erscheint mir sehr merkwürdig, daß die Küste sich beständig nach Süden erstreckt, anstatt nach Südwesten. Ich könnte es am besten erklären, wenn ich annehme, daß wir uns an der Westküste von Franz-Joseph-Land befinden; aber dazu scheint die Mißweisung zu groß, und ich kann mir auch nicht erklären, woher so viele Rosenmöven kommen sollen. Auf Spitzbergen ist noch nicht eine einzige mit Bestimmtheit gesehen worden, und wenn meine Annahme richtig ist, so könnte dieses nicht weit entfernt sein. Gestern sahen wir wieder eine Anzahl derselben; sie sind hier ebenso gewöhnlich wie die andern Mövenarten.

Sonnabend, 10. August. Wir haben die kleine Insel bestiegen, in deren Nähe wir gelagert haben. Sie war mit einem Gletscher

bedeckt, der sich wie ein regelrechter Schild darüber hin wölbte; alle Seiten fielen langsam ab. So gering war die Neigung, daß unsere Schneeschuhe auf der Schneekruste nicht einmal von selbst glitten. Von der Höhe hatten wir einen guten Ausblick, und da der Nebel sich gerade hob, so sahen wir das Land rund herum ziemlich klar.

Es zeigte sich deutlich, daß es nur Inseln gewesen waren, an denen wir entlanggefahren sind. Die erste war die größte. Das andere Land mit den beiden Felsenklippen hatte, wie wir wahrnahmen, längs der Küste an der Nordwestseite einen Streifen kahlen Landes. Versammelten sich dort vielleicht die Rosenmöven und hatten sie ihre Brutstätten daselbst? Die Insel im Süden von uns sah ebenfalls groß aus; sie schien vollständig von einem Gletscher bedeckt zu sein.

Ich nannte die erste Insel Eva-Insel, die zweite Liv-Insel und die kleine, auf welcher wir uns befanden, Adelaide-Insel. Die vierte Insel, südlich von uns, ist vielleicht schon von Payer gesehen und von ihm Freeden-Insel genannt worden. Die ganze Inselgruppe taufte ich „Hvidtenland" (Weißes Land).

Zwischen den Inseln und soweit wir nach Südosten und Osten sehen konnten, war die See mit vollständig flachem Buchteneis bedeckt, doch war in dieser Richtung kein Land zu erkennen. Eisberge waren hier nicht, obwol wir im Laufe des Tages einige auf der Südseite der Insel südlich von uns sahen.

Der Gletscher, der die kleine Insel bedeckte, auf welcher wir standen, ging in fast unmerkbarer Weise in Buchteneis über, und nur einige kleine Spalten längs der Küste deuteten an, wo er zu beginnen schien. Ein merkliches Steigen und Fallen des Eises mit der Gezeitenströmung konnte hier nicht stattfinden, sonst wären die Spalten bedeutend größer gewesen. Das schien merkwürdig, da die Gezeitenströmung hier so rasch wie ein Fluß lief. An der Westseite der Insel lag vor dem Gletscher ein Wall von Eis und Schnee, der sich wahrscheinlich aus zusammengeschweißten Stücken von Gletscher-

13*

und Meereis gebildet hatte. Er war von derselben Beschaffenheit wie das massive Küsteneis, das wir früher an der Küste gesehen hatten. Mit einer glatten Böschung ging dieser Wall ganz sanft in den Gletscher über.

Gegen 3 Uhr nachmittags machten wir uns endgültig in offenem Wasser auf und segelten bis ungefähr 8 Uhr abends. Dann schloß sich das Wasser, und wir waren gezwungen, die Flotille über flaches Eis nach dem offenen Wasser auf der andern Seite zu schleppen. Jedoch schien uns das Fahrwasser auch hier versperrt zu sein, und da wir die Strömung gegen uns hatten, schlugen wir das Zelt auf.

Am 10. August waren wir gezwungen, zum Theil die Schlitten über das Eis zu schleppen, zum Theil auf offenem Wasser in südwestlicher Richtung zu rudern. Als wir wieder schiffbares Wasser erreichten, passirten wir eine Heerde Walrosse, die auf einer Scholle lagen. Es war ein Vergnügen, soviel Nahrung an einer Stelle angehäuft zu sehen, jedoch nahmen wir keine Notiz von ihnen, da wir vorläufig Fleisch und Speck zur Genüge hatten. Nachmittag kamen wir in den Nebel und mit ihm geriethen wir in eine tiefe Bucht im Küsteneis, wo es keinen Ausweg gab; wir mußten umkehren, was uns beträchtlich aufhielt. Wir verfolgten jetzt einen westlichern Kurs, indem wir dem Rande des oft massiven und unebenen Eises folgten. Allein die Strömung war uns gerade entgegen, und außerdem hatte sich tagsüber junges Eis gebildet, das so dick war, daß wir nicht mehr rudern konnten. Das Wetter war kalt und windstill gewesen, und es war Schnee gefallen, der so dicht geworden war, daß wir nicht mehr gegen denselben vorzudringen vermochten. Wir begaben uns daher ans Land auf das Eis und schleppten die Schlitten noch bis um 10 Uhr abends.

Bärenfährten, alte und neue, in allen Richtungen, sowol einzelne von alten Junggesellen, als auch von Bärinnen mit Jungen. Es sieht aus, als ob sie sich hier ein allgemeines Rendezvous gegeben hätten oder als ob eine Schar von ihnen hin und her getrabt wären. Nie

in meinem Leben habe ich so viele Bärenfährten an einer Stelle gesehen.

Heute haben wir sicherlich 20 Kilometer gemacht, und doch halte ich unser Weiterkommen noch für zu langsam, wenn wir Spitzbergen noch in diesem Jahre erreichen wollen. Ich denke immer darüber nach, ob wir nicht die Enden unserer Schlitten abschneiden sollen, damit jeder sein eigenes Kajak rudern kann. Das junge Eis jedoch, das stetig schlimmer wird, und die 6° C. unter dem Gefrierpunkt, die wir jetzt haben, halten mich noch immer davon zurück. Vielleicht steht der Winter vor der Thür, dann können die Schlitten uns sehr von Nöthen sein.

Es ist ein seltsames Gefühl, so im Nebel weiterzurudern, wie wir es thun, ohne auch nur einen Kilometer weit voraus sehen zu können. Das von uns entdeckte Land haben wir hinter uns gelassen. Wir hoffen stets auf klares Wetter, damit wir sehen können, wo das Land vor uns liegt — denn Land muß dort sein. Dieses flache ununterbrochene Eis muß mit irgendwelchem Lande in Verbindung stehen. Aber klares Wetter, scheint es, sollen wir nicht haben; unaufhörlich Nebel. Aber wir müssen gleichwol vorwärts.

Nachdem wir die Schlitten eine weitere Strecke über das Eis geschleppt hatten, kamen wir am nächsten Tage (11. August) wieder an offenes Wasser und ruderten vier oder fünf Stunden. Während ich auf einem Eishügel stand und das Wasser vor uns überblickte, tauchte ein ungeheures Ungethüm von Walroß ganz nahe bei uns auf. Es lag pustend auf der Oberfläche des Wassers und glotzte uns an. Wir nahmen jedoch keine Notiz von ihm, sondern bestiegen unsere Kajaks und fuhren weiter. Plötzlich kam es dicht neben uns wieder in die Höhe, richtete sich hoch aus dem Wasser empor, schnaubte, daß die Luft erzitterte, und drohte, seine Zähne durch unser gebrechliches Fahrzeug zu stoßen. Wir ergriffen die Büchsen; indeß verschwand es in demselben Augenblicke, um unmittelbar darauf an der andern Seite, neben Johansen's Kajak, wieder aufzutauchen, wo es dasselbe

Manöver wiederholte. Ich hatte ihm gesagt, daß, wenn das Thier die Absicht zeige, uns anzugreifen, wir eine Patrone daran wenden müßten. Es kam mehrere male empor und verschwand wieder; wir sahen es unten im Wasser, wie es auf der Seite liegend rasch unter unseren Fahrzeugen durchschlüpfte, und da wir befürchteten, daß es mit den Hauern ein Loch durch den Boden stoßen könnte, so schlugen wir mit den Rudern ins Wasser und scheuchten es fort. Plötzlich tauchte es aber nochmals gerade neben Johansen's Kajak empor, wüthender als vorher. Johansen schickte ihm eine Ladung direct in die Augen, worauf es ein fürchterliches Bellen ausstieß, sich herumwälzte und, einen Blutstreifen auf dem Wasser zurücklassend, verschwand. Wir ruderten so stark wir konnten, da wir wußten, daß der Schuß gefährliche Folgen haben könnte, und fühlten uns erst erleichtert, als wir das Walroß weit hinter uns an der Stelle, wo es verschwunden war, wieder auftauchen sahen.

Wir waren gemächlich weitergerudert und hatten die Geschichte mit dem Walroß längst vergessen, als ich plötzlich Johansen einen Luftsprung machen sah und fühlte, daß sein Kajak einen heftigen Stoß erhielt. Was es war, konnte ich mir nicht denken, und ich blickte mich daher um, um zu sehen, ob ein treibender Eisblock das Fahrzeug gekentert oder den Boden desselben getroffen habe. Allein plötzlich sah ich wieder ein Walroß dicht neben uns sich aus dem Wasser erheben. Ich ergriff meine Büchse, und da das Thier seinen Kopf nicht so wenden wollte, daß ich hinter das Ohr zielen konnte, wo es leichter verwundbar ist, war ich gezwungen, ihm eine Kugel mitten durch die Stirn zu jagen; es war keine Zeit zu verlieren. Glücklicherweise genügte das; das Thier trieb todt auf dem Wasser. Mit großer Mühe gelang es uns, ein Loch in die dicke Haut zu schneiden; nachdem wir uns einige Streifen Speck und Fleisch aus dem Rücken geschnitten hatten, setzten wir unsere Fahrt fort.

Um 7 Uhr abends wechselte die Gezeitenströmung und schloß sich die Rinne; genügendes Fahrwasser war nicht mehr zu finden. An-

statt die Schlitten über das Eis weiterzuschleppen, beschlossen wir auf die Oeffnung der Rinne beim Flutwechsel am nächsten Tage zu warten und in der Zwischenzeit die Enden unserer Schlitten abzuschneiden, wie ich schon längst zu thun beabsichtigt hatte, sowie gute Doppelruder herzustellen, damit wir mit um so größerer Geschwindigkeit weiterkommen und mit den Einzelkajaks von der Rinne, solange sie offen war, soviel wie möglich Vortheil ziehen könnten. Während wir hiermit beschäftigt waren, klarte der Nebel endlich auf, und vor uns dehnte sich Land aus, das sich weit weg nach Süden und Westen, von Südost nach Nordnordwest erstreckte. Es schien eine Kette von größeren und kleineren Inseln zu sein, mit Sunden dazwischen. Sie waren größtentheils mit Gletschern bedeckt; nur hier und dort stiegen steile schwarze Bergwände empor. So viel Land auf einmal zu sehen, war ein freudiger Anblick.

Aber wo waren wir? Das war die Frage, die schwieriger als je zu beantworten war. War es möglich, daß wir trotz allem an der Ostseite von Franz-Joseph-Land angekommen waren? Diese Annahme schien sehr einleuchtend. Allein dann mußten wir sehr weit im Osten sein und uns auf eine lange Seefahrt gefaßt machen, ehe wir Kap Fligely auf Kronprinz-Rudolf-Land erreichen konnten. Inzwischen arbeiteten wir eifrig an der Fertigstellung der Schlitten. Als aber der Nebel sich allmählich hob und es immer klarer wurde, mußten wir beständig auf einen Hügel neben uns klettern, um das Land zu betrachten und über das unlösbare Problem nachzugrübeln. Erst um 7 Uhr am Morgen des 12. August gingen wir zur Ruhe.

Dienstag, 13. August. Nachdem wir ein paar Stunden geschlafen hatten, erhoben wir uns aus dem Sacke, da die Strömung gewechselt hatte und eine breite Gasse vorhanden war. In den Einzelkajaks kamen wir gut vorwärts. Nachdem wir etwa 8 Kilometer gerudert hatten, schloß sich die Rinne, und wir mußten auf das Eis hinaufklettern. Wir hielten es für rathsam, zu warten und zu sehen, ob sich nicht eine weitere Rinne öffnen würde, wenn die

Strömung umschlug. Wenn nicht, dann mußten wir geeignete Griffe an unseren verkürzten Schlitten anbringen und sie nach einem Sunde zu ziehen suchen, den ich in ungefähr rechtweisend Westnordwest sehe und den ich, nach Payer's Karte, für den Rawlinson-Sund halte.

Allein die Gasse öffnete sich nicht, und so blieb es, sodaß wir die Schlitten wieder weiterschleppen mußten.

Mittwoch, 14. August. Wir schleppten die Schlitten und Lasten über eine Anzahl Schollen, fuhren über mehrere Rinnen und trafen schließlich bei einer Rinne ein, die westwärts lief und in der wir rudern konnten. Bald aber schob sie sich wieder zusammen, sodaß wir aufgehalten wurden. Die Elfenbeinmöven sind sehr kühn; in letzter Nacht stahlen sie ein Stück Speck, das dicht neben der Zeltwand lag.

Am nächsten Tage mußten wir die Reise fortsetzen. Bald ruderten wir kurze Strecken in den Rinnen, bald schleppten wir unsere Lasten über kleinere oder größere Schollen, die sich in der reißenden Strömung aneinander mahlten. Das Weiterkommen mit den kurzen verstümmelten Schlitten war nicht sehr schnell und von Wasser, in dem wir hätten rudern können, fanden wir immer weniger. Mehrere male hielten wir an und warteten, daß das Eis beim Gezeitenwechsel sich öffnen sollte. Allein dies geschah nicht, und am Morgen des 15. August gaben wir es auf, gingen auf das Landeis zu und hielten uns ernstlich an das Küsteneis. Wir hatten den Kurs jetzt westwärts dem Sunde zu gerichtet, den wir schon seit mehreren Tagen gesehen und den zu erreichen wir uns so schwer gequält hatten. Die Eisfläche war ziemlich eben, und wir kamen gut fort. Unterwegs passirten wir einen eingefrorenen Eisberg, den höchsten, den wir in diesen Gegenden gesehen haben; ich schätze ihn auf etwa 16—20 Meter.*

---

* Man will unweit Franz-Joseph-Land Eisberge von beträchtlicherer Größe gesehen haben; jedoch kann ich in dieser Beziehung nur sagen, daß ich während unserer ganzen Reise durch diesen Archipel nichts derartiges erblickt habe. Der hier erwähnte Eisberg war der größte von allen, die wir getroffen haben. Im Vergleich mit den grönländischen Eisbergen waren sie alle ganz unbedeutende Eismassen.



Eisberg im Norden von Franz-Joseph-Land.

Ich wäre gern hinaufgeklettert, um einen bessern Blick über unsere Umgebung zu erhalten, doch war er zu steil, und wir kamen nicht weiter als bis zum dritten Theile seiner Höhe.

Abends erreichten wir endlich die Inseln, nach denen wir während der letzten Tage gesteuert hatten, und zum ersten male seit zwei Jahren hatten wir eisfreies Land unter den Füßen. Es war ein unbeschreiblich herrliches Gefühl, von einem Granitblock* zum andern springen zu können. Es wurde uns noch schöner dadurch, daß wir in einem kleinen versteckten Winkel zwischen den Steinen Moos und Blumen, großen schönen Mohn (Papaver nudicaule), Steinbrech (Saxifraga nivalis) und eine Sternmiere (Stellaria sp.?) fanden. Selbstverständlich mußte die norwegische Flagge über diesem unserm ersten eisfreien Lande wehen, und ein Festmahl wurde bereitet. Unser Petroleum war jedoch mehrere Tage vorher zu Ende gegangen, sodaß wir eine andere Lampe erfinden mußten, in welcher wir Thran brennen könnten. Das dampfend heiße Labskaus aus Pemmikan und unseren letzten Kartoffeln schmeckte köstlich, als wir im Innern des Zeltes saßen und nach Herzenslust den nackten Kies mit Füßen treten konnten.

Wo wir sind, wird uns immer unbegreiflicher. Westlich von uns scheint ein breiter Sund zu liegen, aber welcher? Die Insel, auf der wir uns jetzt befinden und wo wir auf trockenem Lande herrlich geschlafen haben (dies schreibe ich am Morgen des 16. August), ohne daß das Eis zu Pfützen unter uns schmolz, ist ein langer moränenartiger Rücken, der ungefähr in der Richtung von mißweisend Nord nach Süd verläuft und fast ausschließlich aus kleinen und großen, meist aber sehr großen Steinblöcken mit, so weit ich beobachtete, einzelnen Klippen besteht. Ich nannte die Insel Houen-

---

* Ich habe es in meinem Tagebuch Granit genannt, während es in Wirklichkeit sehr grobkörniger Basalt war. Die Proben, die ich mitgenommen hatte, sind leider verlorengegangen.

Insel. Die Blöcke sind zum Theil abgerundet, jedoch habe ich keine Anzeichen der Scheuerung an denselben gefunden. Die ganze Insel erhebt sich kaum über das Schneefeld, in welchem sie liegt und das allmählich nach dem umgebenden Eise abfällt. Westlich von uns liegt eine kahle, etwas höhere Insel, die wir seit mehreren Tagen gesehen haben. An der Küste entlang führt eine entschieden ausgeprägte Strandlinie. Nördlich von uns sind zwei Inselchen und eine kleine Inselklippe.

Wie ich schon früher (13. August) erwähnt habe, hatte ich anfänglich angenommen, daß die Durchfahrt westlich von uns der Rawlinson-Sund sei. Doch schien das jetzt unmöglich zu sein, weil vom Dove-Gletscher nichts zu sehen war, der ihn auf der einen Seite begrenzt. Wenn wir dort waren, dann mußten wir diesen Gletscher und Wilczek-Land überschritten haben, ohne von beiden eine Spur zu sehen, da wir einen guten halben Grad südlich von Kap Budapest westwärts gezogen waren. Die Möglichkeit, daß wir in dieser Gegend sein könnten, hielten wir infolgedessen jetzt endgültig für ausgeschlossen. Wir mußten zu einem neuen Land im westlichen Theile von Franz-Joseph-Land und so weit westlich gekommen sein, daß wir von den durch Payer entdeckten Ländern nichts gesehen hatten. Aber auch so weit westlich, daß wir nicht einmal etwas von König-Oskar-Land gesehen hatten, das auf 82° nördlicher Breite und 52° östlicher Länge liegen mußte? Das war in der That unbegreiflich. Aber gab es eine andere Erklärung?

Sonnabend, 17. August. Gestern war ein guter Tag. Wir befinden uns, soweit ich sehen kann, in offenem Wasser an der Westküste von Franz-Joseph-Land und können wieder hoffen, noch in diesem Jahre nach Hause zu kommen. Gegen Mittag wanderten wir von unserm Moränen-Inselchen über das Eis nach der höhern Insel westlich von uns. Da ich vor Johansen fertig war, ging ich voran, um die Insel ein wenig zu untersuchen. Als er mir folgte, bekam er auf dem flachen Eise in Lee von uns einen Bären in Sicht,

der gegen den Wind gerade auf ihn zu getrottet kam. Er hatte seine Büchse schußbereit. Aber als der Bär ein wenig nähergekommen war, blieb dieser stehen, überlegte sich die Sache noch einmal, kehrte plötzlich um und setzte sich in Bärengalopp, worauf er bald außer Sicht war.

Die Insel, zu der wir jetzt kamen, schien uns einer der lieblichsten Orte auf der Erde zu sein. Ich habe sie Torup-Insel genannt. Ein schöner flacher Strand, eine alte Strandlinie mit weißen Muscheln, die überall verstreut waren, ein schmaler Gürtel offenen Wassers längs der Küste, wo Schnecken und Seeigel (Echinus) auf dem Grunde sichtbar waren und Flohkrebse umherschwammen. In den Klippen über uns waren Hunderte von kreischenden Krabbentauchern, und neben uns flatterten Schneeammern mit fröhlichem Gezwitscher von Stein zu Stein. Plötzlich brach die Sonne durch die leichte Wolkendecke, und der Tag schien eitel Sonnenschein zu sein. Hier war Leben und eisfreies Land, nicht mehr das ewige Treibeis! Auf dem Meeresgrunde dicht am Strande sah ich ganze Wälder von Seetang (Laminaria und Fucus). Unter den Klippen bemerkte man da und dort Schneefelder mit hübschem, rosenfarbigem Schnee.*

Auf der Nordseite der Insel trafen wir an einer Bergwand Scharen von Mantelmöven; sie saßen mit ihren Jungen auf den vorspringenden Rändern der Klippen. Natürlich mußten wir hinaufklettern und uns eine photographische Aufnahme dieser ungewöhnlichen Familienscene sichern. Als wir hoch oben auf dem Berge standen, konnten wir auf das Treibeis zurückblicken, von dem wir gekommen waren. Es lag wie eine weiße Ebene unter uns und verschwand am fernen Horizont. Darüber weg waren wir gewandert, und noch weiter draußen trieb die „Fram" mit unseren Gefährten.

---

* Die Farbe rührt von einer zierlichen mikroskopischen rothen Alge her, die auf dem Schnee wächst (größtentheils Sphaerella nivalis). Man sah auch einige gelblich-grüne Flecken im Schnee, die sicherlich einer andern Algenart zugeschrieben werden müssen.

Ich hatte beabsichtigt, auf den Gipfel dieser Insel zu klettern, um eine bessere Aussicht zu erhalten und vielleicht der Lösung des Problems, wo wir eigentlich waren, näherzukommen. Aber als wir uns an der Westseite der Insel befanden, setzte der Nebel wieder ein und umhüllte den Gipfel, sodaß wir uns damit begnügen mußten, eine Strecke am Abhange hinaufzugehen und nach dem Wasser im Westen auszuschauen. Eine Strecke weit hinaus bemerkten wir offenes Wasser; es sah aus, wie das Meer selbst, aber bevor man es erreichen konnte, war noch ziemlich viel Eis zu passiren. Dann stiegen wir wieder hinunter und setzten die Reise fort. Am Lande entlang zog sich eine Rinne, die noch eine Strecke weiterlief. Wir probirten sie; jedoch war sie überall mit einer so dünnen neuen Eisschicht bedeckt, daß wir sie mit unsern Kajaks nicht zu durchbrechen wagten; es wären sonst Löcher in unsere Fahrzeuge geschnitten worden. Etwas weiter südlich legten wir daher schließlich an, um die Kajaks hinaufzuschleppen und uns wieder auf dem Eise zu halten. Während wir damit beschäftigt waren, steckte ein ungeheurer bärtiger Seehund nach dem andern den Kopf neben dem Rande des Eises hervor und stierte uns mit seinen großen Augen verwundert an; dann pflegten sie mit einem gewaltigen Kopfsprung, wobei das Wasser nach allen Richtungen umherspritzte, zu verschwinden, um bald darauf an der andern Seite wieder aufzutauchen. Sie spielten fortwährend um uns herum, schnaubend, tauchend, wieder erscheinend und sich überschlagend, sodaß das Wasser rundum schäumte. Es wäre leicht genug gewesen, einen zu erlegen, wenn wir Bedarf gehabt hätten.

Endlich, nach großer Anstrengung, standen wir am Rande des Eises. Vor uns lag die blaue Wasserfläche soweit das Auge reichte, und wir dachten daher, daß wir in Zukunft nur noch mit ihr zu thun haben würden. Nach Norden war Land*, dessen steile schwarze Basaltklippen senkrecht in die See abfielen. Wir sahen Vor-

---

* Es ergab sich später, daß es Kronprinz-Rudolf-Land war.

gebirge hinter Vorgebirge sich nach Norden erstrecken und konnten in der weitesten Ferne einen bläulichen Gletscher erkennen. Das Innere war überall gletscherbedeckt. Zwischen den Wolken und dem Lande war ein Streifen des röthlichen Nachthimmels, der sich in der sich hin und her bewegenden melancholischen See widerspiegelte.

Nunmehr paddelten wir weiter an dem Gletscher entlang, der das ganze Land südlich von uns bedeckte. Unsere Aufregung nahm zu, je mehr wir uns dem Vorgebirge im Westen näherten. Würde die Küste sich hier südwärts wenden und war westwärts kein Land mehr? Das war es, was, wie wir erwarteten, unser Schicksal entscheiden mußte; entscheiden, ob wir die Heimat noch in diesem Jahre erreichen oder gezwungen sein würden, irgendwo in diesem Lande zu überwintern. Immer näher kamen wir heran, an dem Rande der senkrechten Eiswand entlang. Endlich hatten wir das Vorgebirge erreicht, und das Herz schlug uns vor Freude, als wir nach Westen hin soviel Wasser, nur Wasser, und die Küste sich nach Südwesten wenden sahen. Wir erblickten auch einen kahlen Berg, der in einiger Entfernung aus dem Gletscher hervorragte; es war ein merkwürdig hoher Rücken, so scharf wie eine Messerklinge. Er war der steilste und schärfste, den ich noch gesehen hatte, dunkler, säulenförmiger Basalt mit Zinnen und Zacken, sodaß er wie ein Kamm aussah. In der Mitte des Berges war ein seichter Einschnitt, und dort kletterten wir hinauf, um uns den Wasserweg nach Süden hin zu betrachten. Die Felsenmauer war dort keineswegs breit. An der Südseite stürzte sie senkrecht über hundert Meter ab. Ein schneidender Wind blies in dem Einschnitt.

Während wir dort lagen, vernahm ich plötzlich ein Geräusch hinter mir, und als ich mich umsah, erblickte ich zwei Füchse, die um einen Krabbentaucher kämpften, den sie soeben gefangen hatten. Sie kratzten und zerrten und rissen sich dicht am Rande des Abgrundes aufs heftigste, bis sie plötzlich uns, keine zehn Schritt von ihnen entfernt, in Sicht bekamen. Da hörten sie auf zu streiten, schauten

verwundert auf und begannen um uns herumzulaufen und uns, erst von der einen, dann von der andern Seite, anzublicken. Ueber uns flogen Scharen Krabbentaucher hin und her und ließen unauf-



Dem Rande des Eises entlang.

hörlich ihren schrillen Schrei von den Absätzen der Bergwand hören. Soweit wir sehen konnten, schien dem Lande entlang nach Westen hin offene See zu sein. Der Wind war günstig, und obwol wir

ermüdet waren, beschlossen wir doch, die Gelegenheit zu benutzen, etwas zu genießen, dann Mast und Segel auf den Kajaks aufzurichten und abzusegeln. Wir segelten bis zum Morgen; dann legte sich der Wind, wir landeten wieder an der Kante des festen Eises und schlugen unweit des Kaps Brögger das Lager auf.

Ich fühle mich so glücklich wie ein Kind bei dem Gedanken, daß wir jetzt endlich an der Westküste von Franz-Joseph-Land sind, offenes Wasser vor uns haben und unabhängig von Eis und Strömungen sind.

Mittwoch, 24. August. Die Widerwärtigkeiten wollen kein Ende nehmen. Als ich zuletzt schrieb, war ich erfüllt von Hoffnung und Muth. Und hier werden wir nun durch stürmisches Wetter schon den siebenten Tag aufgehalten von dem Eis, das dicht gegen die Küste gepackt und von allen Seiten unzugänglich geworden ist. Wir sehen nichts als aufgethürmte Rücken, Hügel und zerstückeltes Eis ringsum. Muth ist noch vorhanden, aber die Hoffnung — die Hoffnung, bald wieder zu Hause zu sein, ist schon seit langer Zeit aufgegeben, und vor uns liegt die Gewißheit eines langen, dunkeln Winters in dieser Umgebung.

Es war um Mitternacht zwischen dem 17. und 18., als wir bei wunderschönem Wetter unsern letzten Lagerplatz verließen. Es war bewölkt und die Sonne nicht sichtbar, aber man sah doch längs des Horizonts im Norden den herrlichsten röthlichen Glanz mit von der Sonne goldig geränderten Wolken, und das Meer lag glänzend und träumerisch in seiner Farbenpracht: eine wundervolle Nacht. Auf der Meeresfläche, die so glatt wie ein Spiegel war, ohne einen Eisblock, soweit das Auge reichte, glitten die Kajaks dahin, während das Wasser bei jedem leisen Schlag von den Rudern rieselte. Es war wie in einer Gondel auf dem Canal grande in Venedig, und wir hätten es uns nicht besser wünschen können. Doch lag beinahe etwas Unheimliches in all dieser Stille, und das Barometer war rasch gefallen.

Inzwischen steuerten wir rasch auf das Kap im Südwesten zu, das ich 22 Kilometer entfernt schätzte und das von mir später nach Clements Markham benannt wurde. Nach einigen Stunden erblickten wir Eis voraus, jedoch hielten wir es beide nur für einen Streifen mit der Strömung treibender loser Eisstücke und paddelten vertrauensvoll weiter. Als wir aber allmählich näherkamen, sahen wir, daß das Eis ziemlich zusammenhängend war und sich immer weiter hinaus erstreckte, obgleich es von den niedrigen Kajaks aus nicht leicht war, die genaue Ausdehnung des Packeises zu übersehen. Wir kletterten auf einen Hügel, um die beste Route ausfindig zu machen.

Der Blick, der sich uns bot, war nichts weniger als ermuthigend. Auf der Höhe des Vorgebirges, nach welchem wir steuerten, war eine Anzahl kleiner Inselchen und Felsen, die sich eine Strecke weit in die See hinaus erstreckten; sie waren es, die das Eis festhielten, das in allen Richtungen lag, zwischen und außerhalb von ihnen. In der Nähe von uns war es etwas aufgelockert, aber weiter hinaus sah es viel schlimmer aus, sodaß ein weiteres Vordringen zu Wasser vollständig außer Frage stand. Unser einziger Ausweg war, uns am Rande des Küsteneises zu halten und zu hoffen, daß zufällig ihm entlang eine Rinne eine Strecke weit laufen möge. Auf dem Wege zum Lande kamen wir an einem Seehund vorbei, der auf einer Scholle lag, und da unsere Vorrathskammer leer zu werden begann, so versuchte ich, ihn zum Schuß zu bekommen. Er tauchte jedoch ins Wasser, noch ehe wir in Schußweite gelangt waren.

Während wir durch kleine Eisstücke weiterpaddelten, erhielt mein Kajak plötzlich von unten einen heftigen Stoß. Ich blickte mich überrascht um, da ich rund herum keine großen Stücke Eis bemerkt hatte. Es war auch nichts derartiges zu sehen, dagegen waren schlimmere Feinde in der Nähe. Kaum hatte ich einen Blick nach unten geworfen, als ich ein ungeheures Walroß sah, das hinter mir das Wasser durchschnitt. Es kam plötzlich nach oben, richtete sich auf und stand aufrecht vor Johansen, der in meinem Fahrwasser folgte.

In der Befürchtung, daß das Thier in der nächsten Minute seine Hauer durch das Deck seines Fahrzeugs bohren möchte, ruderte er, so stark er konnte, rückwärts und griff nach seiner Büchse, die er im Kajak liegen hatte. Auch ich besann mich nicht und zog mein Gewehr aus dem Futteral. Das Thier stürzte sich jedoch schnaubend wieder ins Wasser, tauchte unter Johansen's Kajak durch und kam gerade hinter ihm wieder empor. Johansen meinte, genug von einem solchen Nachbar zu haben, und kletterte hurtig auf die ihm nächste Scholle. Ich folgte seinem Beispiel, nachdem ich eine Weile mit der Büchse im Anschlage gewartet hatte, daß das Walroß in meiner Nähe wieder auftauchen sollte. Das hätte mich beinahe ein kaltes Bad gekostet, welches das Walroß mir zu geben versäumt hatte. Denn gerade als ich den Fuß auf den Rand des Eises setzte, gab dieses nach, und das Kajak trieb ab, während ich aufrecht darin stand und so gut wie möglich das Gleichgewicht zu halten suchte, um nicht zu kentern. Wäre das Walroß gerade in diesem Augenblicke wieder erschienen, dann würde ich es sicherlich in seinem eigenen Elemente empfangen haben. Schließlich gelang es mir, auf das Eis zu kommen. Lange noch schwamm das Walroß immer um unsere Scholle herum, wo wir die Zeit damit ausnutzten, daß wir unser Mittagsmahl einnahmen. Das Walroß war bald bei Johansen's Kajak, bald bei dem meinen. Wir sahen, wie es im Wasser unter den Kajaks hinschoß; es hatte augenscheinlich sehr große Lust, uns nochmals anzugreifen. Wir gedachten erst, ihm eine Kugel zuzuschicken, um es los zu werden, hatten jedoch keine sehr große Neigung, dafür eine Patrone zu opfern, und außerdem zeigte das Thier uns auch nur Nase und Stirn, die just nicht die besten Zielpunkte sind, wenn man es mit einem Schusse tödten will. Es war ein großes männliches Walroß.

Es ist etwas merkwürdig Phantastisches, Prähistorisches an diesen Ungethümen. Unwillkürlich mußte ich an einen Triton oder etwas Aehnliches denken, als es hier lange Zeit pustend und schnaubend dicht unter der Oberfläche des Wassers lag und uns

mit seinen runden, glasigen Augen anglotzte. Nachdem es dies einige Zeit lang fortgesetzt hatte, verschwand es ebenso spurlos, wie es gekommen war.

Da auch wir unser Mahl beendet hatten, konnten wir die Fahrt ungehindert fortsetzen, froh, zum zweiten male nicht umgeworfen oder von den Hauern des Walrosses vernichtet worden zu sein. Das Seltsamste dabei war, daß es so plötzlich aus der Tiefe auftauchte. Johansen hatte zwar einige Zeit vorher ein starkes Plätschern hinter sich gehört, aber gedacht, es sei ein Seehund; möglicherweise kann es das Walroß gewesen sein.

Die Rinne längs des Küsteneises befriedigte uns wenig, da sie vollständig mit jungem Eise bedeckt war, sodaß wir nicht vorwärts kommen konnten. Dazu hatte sich noch Wind aus Südsüdwest aufgemacht, und das Eis trieb auf uns zu, sodaß uns nichts weiter übrig blieb, als den Rand des Eises anzulaufen und zu warten, bis es sich wieder lockern würde. Wir holten daher den Schlafsack hervor, breiteten das Zelt über uns aus und legten uns zur Ruhe, in der Hoffnung, daß wir bald weiterfahren könnten. Das sollte jedoch nicht sein. Der Wind frischte auf, das Eis schob sich immer dichter zusammen, und bald war nach keiner Richtung mehr offenes Wasser zu sehen, und selbst das offene Meer, von dem wir hergekommen waren, war verschwunden. Alle unsere Hoffnungen, in diesem Jahre noch die Heimat zu erreichen, sanken mit einem Schlage. Nach einer Weile sahen wir ein, daß nichts anderes zu machen sei, als unsere Lasten weiter auf das Küsteneis hinaufzuschleppen und das Lager aufzuschlagen. Zu versuchen, die Kajaks weit über das unebene Eis zu schleppen, das schlimmer war als alles Eis, das wir seit Beginn unserer Reise angetroffen hatten, hielten wir für nutzlos. Wir würden an einem Tage nicht sehr weit gekommen sein, und es hätte uns mit den Kajaks auf den kurzen Schlitten zwischen all diesen Rücken und Hügeln theuer zu stehen kommen können. Wir warteten daher Tag und Nacht darauf, daß der Wind sich legen oder sich

drehen sollte. Er wehte aber während der ganzen Zeit aus derselben Richtung, und die Sachlage wurde durch starken Schneefall, der das Eis absolut unpassirbar machte, nicht verbessert.

Unsere Lage war keineswegs anziehend; vor uns massives, aufgebrochenes Meereis, dicht bei Land, und Gott weiß, ob es sich in diesem Jahre wieder öffnen wird; eine größere Strecke hinter uns Land (Kap Helland), welches nichts weniger als zum Ueberwintern einladend aussieht; um uns herum unpassirbares Eis und dabei unser Proviant stark auf der Neige. Die Südküste des Landes und Eira-Hafen erschienen uns jetzt als ein wahres Kanaan, und wir meinten, alle unsere Sorgen würden vorüber sein, wenn wir nur dort wären. Wir hofften, Leigh Smith's Hütte oder doch einige Ueberbleibsel davon finden zu können, sodaß wir etwas haben würden, um darin zu leben. Wir hofften auch, daß da, wo zweifellos viel offenes Wasser sei, es auch leicht sein müsse, Wild zu finden. Wir bedauerten, nicht einige Seehunde geschossen zu haben, als sie so zahlreich waren; am Abend, als wir unsern letzten Lagerplatz verließen, waren viele in der Nähe. Als Johansen am Rande des Eises stand und etwas an seinem Kajak richtete, war ein Seehund gerade vor ihm aufgetaucht; er hatte gemeint, es sei eine Art, die er noch nicht gesehen hätte, und hatte mich gerufen. Aber in demselben Augenblicke war in aller Stille ein schwarzer Kopf nach dem andern, zehn bis zwanzig an der Zahl, in die Höhe gekommen, die ihn alle mit ihren großen Augen anstarrten. Er war ganz verdutzt und glaubte, es sei der reine Spuk; ebenso geräuschlos wie sie gekommen, waren sie wieder verschwunden.

Ich tröstete ihn und sagte, es sei wirklich eine Art, die wir auf unserer Reise noch nicht gesehen hätten; es seien junge grönländische Seehunde (Phoca groenlandica). Im Laufe des Tages sahen wir noch mehrere Heerden davon.

Mittlerweile schlugen wir die Zeit todt, so gut wir konnten, hauptsächlich mit Schlafen. Früh am Morgen des 21., ich dachte

gerade darüber nach, was aus uns werden sollte, wenn das Eis sich nicht lockern sollte und wir keine Gelegenheit haben würden, unsere Vorrathskammer zu ergänzen — und ich hielt unsere Lage gerade nicht für sehr tröstlich — hörte ich draußen etwas scharren und sich bewegen. Es konnte wie gewöhnlich eine Eispressung sein, doch erschien es mir als nichts dergleichen. Ich sprang auf und sagte zu Johansen, es müsse ein Bär sein; da hörte ich das Thier auch schon an der Zeltwand schnüffeln. Ich guckte durch einige Löcher an der einen Seite, sah aber nichts; dann ging ich nach einem großen Loch an der andern Seite, und nun erblickte ich einen ungeheuern Bären. Er bekam mich im selben Augenblick ebenfalls in Sicht und schlich davon, blieb dann aber wieder stehen und blickte nach dem Zelte zurück. Im Nu hatte ich die Büchse von der Zeltstange herabgerissen, schob sie durch das Loch und sandte dem Bären eine Kugel mitten in die Brust. Er stürzte vornüber, erhob sich aber wieder und taumelte davon, sodaß ich ihm den Inhalt des andern Laufes in die Seite geben mußte. Er stolperte noch weiter, stürzte dann aber in geringer Entfernung zwischen einigen Hügeln nieder. Es war ein ungewöhnlich großes Männchen. Vorläufig sind alle unsere Sorgen wegen unserer Nahrung zu Ende. Aber der Wind bläst unverdrossen aus derselben Richtung. Da wir an der Stelle, wo wir gelagert hatten, nicht viel Schutz fanden und ferner in unbehaglicher Nähe des Rückens waren, an dem das Eis sich beständig zusammenschob, so verlegten wir unsern Aufenthalt weiter einwärts auf das Ufereis, wo wir noch liegen. Gestern Abend war wieder ein Bär in der Nähe, aber dem Zelte nicht ganz so nahe.

Gestern machten wir einen Ausflug nach dem Lande bei Kap Helland, um zu sehen, welche Aussichten wir haben würden, wenn wir gezwungen sein sollten, hier zu überwintern. Ich hatte gehofft, weiter im Lande flacheres Eis zu finden; allein statt dessen wurde es, je näher wir demselben kamen, immer schlechter, und direct unter dem Kap ragte es hoch in die Höhe, sodaß man nicht in die Nähe

kommen konnte. Das Eis war bis zum Gletscher aufgethürmt. Wir bestiegen diesen letztern und blickten nach dem Sunde im Norden des Kaps hinaus. Eine kleine Strecke sah das Eis flacher aus, mehr wie Buchteneis; jedoch waren nirgends Rinnen zu erblicken, in denen Hoffnung gewesen wäre, Seehunde zu erlegen. Auch war dort keine Stelle für eine Hütte, während andererseits an der Südseite des Kaps ein ganz günstiger Platz war, da das Terrain ziemlich eben war und auch etwas Kräuterwerk, sowie Moos und Steine zum Bauen vorhanden waren. Weiter draußen am Strande stieg das Eis jedoch wieder nach allen Seiten in chaotischer Verwirrung empor. Etwas ebener war es in der Richtung des Fjords oder Sundes, der weit ins Land hinein nach Süden lief, wo das Eis bald in flaches Buchteneis überging. Doch befanden sich auch dort keine Oeffnungen, in denen wir Seehunde zu fangen hoffen konnten; es sah also mit Wild nicht gerade gut aus. Wir trösteten uns jedoch mit der Erwägung, daß in allen Richtungen Bärenfährten seien und Bären im Nothfalle unsere einzige Quelle für Nahrung und Bekleidung sein würden. In den Klippen über uns nisteten Scharen von Krabbentauchern wie an allen ähnlichen Stellen, an denen wir vorübergekommen waren. Auch sahen wir einen Fuchs.

Das Gestein war grobkörniger Basalt. Jedoch entdeckten wir neben dem Gletscher einen Hügel von losem, halb verwittertem Thonschiefer, in welchem wir aber keine Versteinerungen finden konnten. Auch einige Blöcke, die wie Granit aussahen, lagen umher.* Ueberall am Strande waren die Gletscher mit rothem Schnee bedeckt, der sich im Sonnenschein herrlich ausnahm.

Beide waren wir einig, daß es möglich sei, hier zu überwintern, hofften aber, daß es das erste und letzte mal sein möge, daß

* Ich sammelte Proben der verschiedenen Gesteine, Flechten u. s. w., welche wir antrafen, jedoch wurde meine Sammlung im Laufe des Winters von Füchsen gestohlen, sodaß ich aus den Gegenden nördlich von unserm Winterlager wenig mit nach Hause gebracht habe.

wir diese Stelle beträten. Der Weg dorthin war so schlecht, daß wir kaum wußten, wie wir die Schlitten und Kajaks hinbringen sollten.

Heute ist endlich der Witterungsumschlag eingetreten, auf den wir so sehnlich gewartet haben. In der Nacht flaute der Südwestwind ab. Das Barometer, das ich täglich vergeblich angestoßen hatte, hat endlich zu steigen begonnen, und der Wind ist nach der entgegengesetzten Richtung herumgegangen. Es fragt sich jetzt, ob er sich dort hält und im Stande sein wird, das Eis wieder hinauszutreiben. —

Nun kommt eine große Lücke in meinem Tagebuche, und erst spät im Winter (Freitag, 6. December) schreibe ich:

„Endlich muß ich dies Loch in meinem Tagebuche zu flicken suchen. Ich habe mich um so viele Dinge bekümmern müssen, daß ich nicht zum Schreiben kommen konnte; diese Entschuldigung ist jedoch jetzt nicht mehr gültig, da wir den ganzen Tag schlafen."

Nachdem ich mein Tagebuch für den 24. August geschrieben hatte, ging ich hinaus, um einen bessern und geschütztern Platz zu suchen, da der Wind sich gedreht hatte und nun gerade ins Zelt hineinblies. Ich hoffte auch, daß dieser Landwind das Eis öffnen werde, und machte mich daher zunächst auf, um nachzusehen, ob am Rande des Küsteneises kein Anzeichen von Lockerung zu entdecken sei; allein die Schollen lagen noch ebenso fest zusammengepackt wie vorher. Ich fand jedoch einen vorzüglichen Platz zum Aufschlagen des Zeltes, und wir waren eifrig damit beschäftigt, dorthin umzuziehen, als wir wahrnahmen, daß das Eis landwärts zerrissen und bereits eine breite Rinne entstanden war. Wir wünschten gewiß, daß das Eis sich öffnen möchte, nicht aber auf der dem Lande zugewendeten Seite. Nun handelte es sich darum, um jeden Preis wieder auf das Küsteneis zu gelangen, um nicht mit dem Packeise in die See hinaus zu treiben. Allein der Wind hatte sich zu einer steifen Brise erhoben und es war mehr als zweifelhaft, ob wir es fertig bringen

könnten, gegen denselben anzurudern, selbst für die kurze Entfernung über die Rinne. Diese wurde rasch breiter und breiter. Wir mußten indeß einen Versuch machen und gingen daher am Rande des Eises entlang nach einer Stelle weiter östlich, wo wir unserer Ansicht nach, wenn wir die Kajaks ins Wasser lassen würden, etwas mehr Schutz vor dem Winde hätten.

Bei der Ankunft daselbst fanden wir jedoch, daß es auch hier keine leichte Sache sein würde, sie flott zu machen, ohne daß sie vollschlügen. Es wehte so, daß der Schaum über das Wasser getrieben und der Wasserstaub weit über das Eis geschleudert wurde. Es war daher wenig anderes zu thun, als unser Zelt aufzurichten und auf bessere Zeiten zu warten. Mehr als je eilten wir, Schutz im Lee zu finden, um das Zelt vor dem Zerreißen durch den Wind zu bewahren. Aber soviel wir auch suchen und auf und ab wandern mochten, es gelang uns doch nicht einen dauernden Rastplatz zu finden, und wir mußten uns schließlich mit dem spärlichen Schutze einer kleinen Erhöhung begnügen, die, wie wir glaubten, ausreichen würde. Noch hatten wir nicht lange gelegen, als die Windstöße solche Angriffe auf das Zelt machten, daß wir es für das rathsamste hielten, es herunterzulassen, um sein Zerreißen zu verhüten.

Nunmehr konnten wir unter dem niedergelegten Zelt ruhig in unseren Säcken schlafen, mochte der Wind auch über uns wüthen. Nach einer Weile wachte ich auf und bemerkte, daß der Wind sehr nachgelassen hatte, sodaß wir unser Zelt wieder aufrichten konnten; ich kroch daher hinaus, um nach dem Wetter zu sehen. Wenig angenehm wurde ich überrascht, als ich dabei entdeckte, daß wir schon weit in die See hinausgetrieben waren. Wir mußten 8 bis 10 Kilometer vom Lande entfernt sein, und zwischen ihm und uns lag die offene See. Das Land erschien jetzt ganz niedrig, weit draußen am Horizont. Inzwischen hatte das Wetter sich aber beträchtlich gebessert, und wir machten uns daher nochmals am Rande des Eises entlang auf, um die Kajaks zu Wasser zu bringen. Das war aber keine

leichte Sache. Noch immer wehte es stark, und die See ging hoch. Dazu kam, daß eine Anzahl loser Schollen umhertrieb, die beständig in Bewegung waren, sodaß wir davor auf der Hut sein mußten, um zu verhindern, daß die Kajaks zwischen ihnen zermalmt würden. Nach einigen vergeblichen Versuchen wurden wir endlich flott, aber nur um zu finden, daß Wind und Wogen zu stark waren; wir wären kaum im Stande gewesen, gegen beide nennenswerth weiterzukommen. Unser einziger Ausweg war daher, zu segeln, wenn dies ausführbar war. Wir begaben uns an einem Vorsprung im Eise entlang, banden die beiden Kajaks zusammen, richteten den Mast auf und stachen wieder in See. Bald hatten wir ein Segel gehißt und fanden nun zu unserer unaussprechlichen Freude, daß wir vorzüglich weiterkamen. Endlich sollten wir dem Eise Lebewohl sagen, wo wir unsere Hoffnung, in diesem Jahre die Heimat zu erreichen, hatten aufgeben wollen. Stundenlang setzten wir die Segelfahrt fort und machten gute Fortschritte; dann aber nahm der Wind für unser einfaches Segel zu sehr ab, worauf ich es wagte, das ganze Doppelsegel aufzuziehen. Kaum war dies jedoch geschehen, als der Wind wieder einsetzte, sodaß wir rauschend dahinschossen. Bald wurde dies etwas zu viel; die See spülte über das Lee-Kajak, der Mast bog sich in gefährlicher Weise, und die Lage war nicht sehr anheimelnd. Es blieb uns weiter nichts übrig, als das Segel so rasch wie möglich herunterzulassen. Wir hißten das einfache Segel wieder auf und waren für einige Zeit von dem Wunsche geheilt, weitere Versuche anzustellen.

Wir segelten den ganzen Tag stetig und gut und hatten jetzt endlich das schwierige Kap zu passiren. Aber erst am Abend hatten wir es hinter uns. Nun nahm der Wind so sehr ab, daß wir wieder das Doppelsegel aufhissen mußten, aber selbst dann ging es nur langsam weiter. Wir setzten jedoch auch während der Nacht die Fahrt längs der Küste fort, entschlossen, den Wind so viel wie möglich auszunutzen. Wir passirten ein niedriges Kap, das von

einem sanft abfallenden Gletscher bedeckt war.* Rundherum lag eine Anzahl Inseln, die, wie wir meinten, das Eis festgehalten haben mußten. Etwas weiter hin kamen wir an hohen Basaltklippen vorbei, und hier hörte der Wind vollständig auf. Da außerdem unsichtiges Wetter war und wir zur Rechten wie zur Linken von uns Land



Segelfahrt längs der Küste.

und Inseln unterscheiden konnten, sodaß wir nicht wußten, in welcher Richtung wir steuern sollten, legten wir an, zogen die Kajaks auf den Strand, schlugen das Zelt auf und kochten uns eine tüchtige

* Da dieses Kap wahrscheinlich das Land ist, welches Jackson im Frühjahr 1895 als nördlichstes gesehen hatte, so hat es auf meiner Karte keinen Namen. Anders ist es mit den Inseln an der Außenseite, die Jackson nicht bemerkt

warme Mahlzeit, die uns in dem Bewußtsein, ein gutes Tagewerk vollbracht zu haben, ausgezeichnet schmeckte. Ueber unsern Köpfen an der ganzen Bergwand hinauf lärmten unaufhörlich die Krabbentaucher, getreulich unterstützt von den Elfenbein- und Stummelmöven, den Mantel- und Raubmöven. Wir schliefen deshalb jedoch nicht schlechter. Es war ein hübscher Berg; er bestand aus dem schönsten Säulen-Basalt, den man sich nur denken kann. Die Pfeiler und Nischen an der Außenseite der Klippe und die unzähligen Zacken und Spitzen an jedem Kamm erinnerten an den Mailänder Dom. Von oben bis unten folgte eine Säule auf die andere, bis sie sich am Fuße in der Geröllhalde verloren.

Als wir am nächsten Morgen aufstanden, hatte sich das Wetter so weit aufgeklärt, daß wir den Weg, den wir einschlagen sollten, besser sehen konnten. Es schien, als ob sich ein tiefer Fjord oder Sund vor uns ostwärts erstreckte, und unser Weg führte deutlich um eine Spitze, die wir ungefähr in Südsüdwest an der andern Seite des Fjords hatten. In dieser Richtung schien das Wasser offen zu sein, während innerhalb des Fjords festes und draußen in der See überall Treibeis lag. Durch die neblige Luft konnten wir auch mehrere Inseln unterscheiden.* Hier hinein war auch, wie wir es morgens gewöhnlich fanden, im Laufe der Nacht eine große Menge Eis getrieben, ausgedehnte, flache und dünne Schollen, die sich vor uns festgelegt hatten, und es sah aus, als ob wir schwere Arbeit haben

---

hat. Sie sind nur annähernd (als Geelmuyden-Insel und Alexander-Inseln) angegeben, weil ich über ihre Zahl und ihre genaue Lage nicht ganz sicher bin.

* Diese Inseln, drei an der Zahl, die wir später anpeilen und von unserer Winterhütte aus sehen konnten, sind wahrscheinlich das Land, welches Jackson gesehen und für „König-Oskar-Land" gehalten hat. Weil er sie nur von einem Punkte (seinem Kap Fisher) aus gesehen hat, der rechtweisend Süd auf 81° Breite liegt, hat er die Entfernung überschätzt und sie daher 40′ zu weit nach Norden (auf 82°) verlegt. (Man vgl. seine Karte im Geographical Journal, Bd. VII, Nr. 6, December 1896, London.)

würden, um in offenes Wasser zu gelangen. Es ging jedoch etwas besser, als wir erwartet hatten, und wir kamen durch, ehe sich das Eis vollständig schloß. Vor uns war jetzt offenes Wasser bis über das weit vorn liegende Vorgebirge hinaus. Das Wetter war gut, und alles schien einen erfolgreichen Tag zu versprechen. Da es vom Fjord her ein wenig zu wehen begann, und wir hofften, daß Segelwind daraus werden möchte, so legten wir neben einem kleinen Felseneiland an, das aus der See wie ein großer Stein gerade emporstieg, und takelten dort Mast und Segel auf. Allein aus dem Segelwinde wurde nichts, sodaß wir bald gezwungen waren, wieder abzutakeln und uns auf das Rudern zu verlegen. Wir waren noch nicht weit gepaddelt, als der Wind herumging und aus der entgegengesetzten Richtung, Südwest, kam. Er nahm rasch zu, und bald lief eine hohe See, der Himmel im Süden überzog sich, und es sah aus, als ob ein Sturm kommen wollte. Wir waren noch mehrere Seemeilen vom Lande auf der andern Seite des Fjord und hätten vielleicht noch stundenlang schwer rudern müssen, ehe wir das Land gewonnen hätten. Es sah, wie es so da lag, vom Gipfel bis an die Küste mit Gletschern bedeckt, nichts weniger als einladend aus; nur an einer Stelle ragte ein kleiner Felsen hervor. Nach Lee zu hatten wir den Rand des niedrigen und keinen Schutz gewährenden Küsteneises. Die Wellen brachen sich daran, und es würde kein guter Platz gewesen sein, um dort Zuflucht zu suchen, falls dies nöthig werden sollte. Am besten würde es sein, an Land zu gehen und zu sehen, wie das Wetter sich machen würde. Die Aussicht, nochmals im Treibeise eingeschlossen zu werden, war nicht verlockend; wir hatten schon genug davon und steuerten daher auf das Land zu, das eine kleine Strecke hinter uns lag und ganz einladend aussah. Sollte es schlimm werden, so war dort vielleicht ein guter Platz zum Ueberwintern zu finden.

Kaum hatte ich den Fuß an Land gesetzt, als ich eine kleine Strecke an der Küste hinauf einen Bären sah. Wir zogen deshalb

die Kajaks herauf, um den Bären zu schießen. Inzwischen kam er längs der Küste auf uns zugetrottet, weshalb wir uns ruhig hinter die Kajaks legten und warteten. Als er uns ganz nahe war, erblickte er unsere Fußspuren im Schnee, und während er sie noch beschnüffelte, sandte ihm Johansen eine Kugel hinter die Schulterblätter. Der Bär brüllte und versuchte zu laufen, jedoch war die Kugel durch das Rückgrat gedrungen, das Hintertheil seines Körpers war gelähmt und wollte seine Functionen nicht mehr verrichten. Ganz verwirrt setzte sich der Bär nieder und biß und schlug seine Hinterpfoten, daß sie bluteten; es war, als ob er sie durch Prügeln veranlassen wollte, ihre Pflicht zu thun. Dann versuchte er wieder, sich fortzubewegen, allein mit demselben Resultat; der hintere Theil seines Körpers leistete keinen Gehorsam mehr und schleppte nach, sodaß das Thier, im Kreise herumgehend, sich nur auf den Vorderbeinen weiterschieben konnte. Eine Kugel durch den Schädel machte seinen Leiden ein Ende.

Nachdem wir den Bären abgehäutet hatten, unternahmen wir einen Ausflug ins Innere des Landes, um unser neues Reich zu besichtigen, und waren nicht wenig überrascht, als wir in der Nähe der Stelle, wo ich den Bären zuerst erblickt hatte, zwei Walrosse ruhig auf dem Eise liegen sahen.* In der weiter draußen liegenden See erblickten wir ebenfalls ein Walroß, das fortwährend den Kopf aus dem Wasser streckte und so stark Luft holte, daß man es auf weite Entfernung hören konnte. Etwas später sah ich, wie es sich dem Rande des Eises näherte und verschwand, um in der durch die Flut entstandenen Rinne nahe am Lande eine tüchtige Strecke vom Rande des Eises wieder zu erscheinen. Es schlug die großen Hauer ins Eis, während es schwer Athem holte, wie ein erschöpfter Schwimmer.

* Dies schien mir zu beweisen, wie wenig die Walrosse Bären zu beachten scheinen, die jene nie angreifen, wenn sie es umgehen können. Ich erhielt hiervon später noch überzeugendere Beweise.

Dann hob es sich hoch auf den Hauern empor, blickte über das Eis dahin, wo die anderen lagen, und tauchte wieder unter. Bald darauf erschien es mit sehr viel Geräusch weiter landeinwärts, worauf es das Manöver von vorhin wiederholte.

Ein Walroßkopf ist, wenn er über dem Wasser erscheint, kein hübscher Anblick. Mit den ungeheuern Hauern, den groben Schnauzborsten und der plumpen Form hat er etwas Wildes und Koboldartiges an sich, das in den Zeiten, als noch mehr Aberglauben herrschte, leicht begreifliche Furcht einflößen und zu der Vorstellung von fabelhaften Ungethümen Anlaß geben konnte, von denen in alten Zeiten diese Gewässer angeblich schwärmten.

Endlich kam das Walroß in dem Loche, neben welchem die anderen lagen, in die Höhe und hob sich mit den Hauern ein wenig über den Rand des Eises; dadurch erwachte aber das größere der beiden, ein ungeheures altes Männchen, plötzlich zum Leben. Es grunzte in drohender Weise und bewegte sich ruhelos umher. Der Neuangekommene beugte den Kopf achtungsvoll bis zum Eise herab, zog sich aber bald vorsichtig auf die Scholle hinauf, bis er sich mit der Vorderfinne am Eise festhalten konnte, und warf sich ein kleines Stück hinauf. Nunmehr kam der alte Bulle ganz in Harnisch. Er drehte sich herum, bellte und watschelte an den Neuankömmling heran, um ihm die colossalen Hauer in den Rücken zu stoßen. Der letztere, der dem alten Bullen an Hauern wie an Größe gleich zu sein schien, verbeugte sich demüthig und legte, wie der Sklave vor dem Sultan, den Kopf aufs Eis, worauf der alte Bulle zu seinem Gefährten zurückkehrte und sich wie vorher ruhig niederlegte. Kaum rührte der Neuangekommene sich aber, nachdem er einige Zeit in seiner knechtischen Lage verharrt hatte, als der alte Bulle grunzend nach ihm stieß, und nun zog sich der andere achtungsvoll zurück. Das wiederholte sich mehrere male. Endlich, nach vielem Hin- und Hermanövriren gelang es dem Neuankömmling, sich ganz auf die Scholle hinaufzuziehen und schließlich neben die anderen zu kommen. Ich meinte, eine zarte

Neigung müsse etwas mit diesem Vorgange zu thun haben, entdeckte jedoch später, daß es sämmtlich Männchen waren. In dieser freundschaftlichen Weise empfangen also die Walrosse ihre Gäste. Das Mitglied der Schar, das diese gastlichen Pflichten zu erfüllen hat, scheint besonders ausgewählt zu werden, und ich neige zu dem Glauben,



Auftauchendes Walroß.

daß es der Führer ist, der sich diese Würde aneignet und jedem Neuankömmling anzuzeigen wünscht, daß ihm gehorcht werden muß. Die Thiere müssen außerordentlich gesellig veranlagt sein, wenn sie trotz solcher Behandlung doch beständig die Gesellschaft der anderen suchen und immer dicht bei einander liegen. Als wir etwas später zurückkamen, um nach ihnen zu sehen, hatte sich noch ein Thier hinzugesellt,

und am nächsten Morgen lagen sechs nebeneinander. Man sollte fast nicht glauben, daß diese auf dem Eise liegenden Klumpen lebende Thiere sind. Mit eingezogenem Kopfe und die Hinterbeine glatt unter dem Körper legend, verharren sie stundenlang vollständig bewegungslos und sehen aus wie ungeheure Würste. Es ist leicht zu verstehen, daß diese Burschen sich sicher und ohne Furcht vor irgendetwas in der Welt fühlen.

Nachdem wir uns die Walrosse solange wie wir mochten ganz aus der Nähe betrachtet hatten, kehrten wir zurück, bereiteten uns ein tüchtiges Mahl von dem frisch zerlegten Bären und legten uns am Lande unter dem Zelte zum Schlafen nieder. Am Strande unterhalb des Zeltes machten die Elfenbeinmöven einen fürchterlichen Lärm. Sie hatten sich aus allen Richtungen in Scharen versammelt und konnten sich über die gerechte Vertheilung der Eingeweide des Bären nicht einigen; unaufhörlich kämpften sie und erfüllten die Luft mit ihrem ärgerlichen Geschrei. Es ist eine von den unberechenbaren Launen der Natur, daß sie diesen Vogel so hübsch gemacht und ihm dabei eine so häßliche Stimme gegeben hat. In geringer Entfernung saßen gravitätisch und feierlich die Tauchermöven und schauten zu, wobei sie ihr etwas angenehmer klingendes Geschrei hervorstießen. Draußen auf dem Meere schnaubten und bellten die Walrosse unaufhörlich, doch wurde alles das von den zwei ermüdeten Kriegern im Zelte nicht beachtet; sie schliefen fest, obwol sie nur die nackte Erde als Lager hatten. Mitten in der Nacht wurden wir jedoch durch einen sonderbaren Ton geweckt; es war, als ob jemand wimmere und weine und sich krank fühle. Ich stand auf und sah durch das Guckloch. Da standen neben unserm Bärenfleisch zwei Bären, eine Bärin und ihr Junges, und schnüffelten an den blutigen Spuren im Schnee, wobei die Bärin jammerte, als ob sie um einen theuern Verstorbenen trauere. Unverzüglich ergriff ich meine Büchse und schob sie gerade vorsichtig hinaus, als die Bärin mich am Guckloche erblickte und beide davon rannten, die Mutter voran, das Junge so rasch wie es



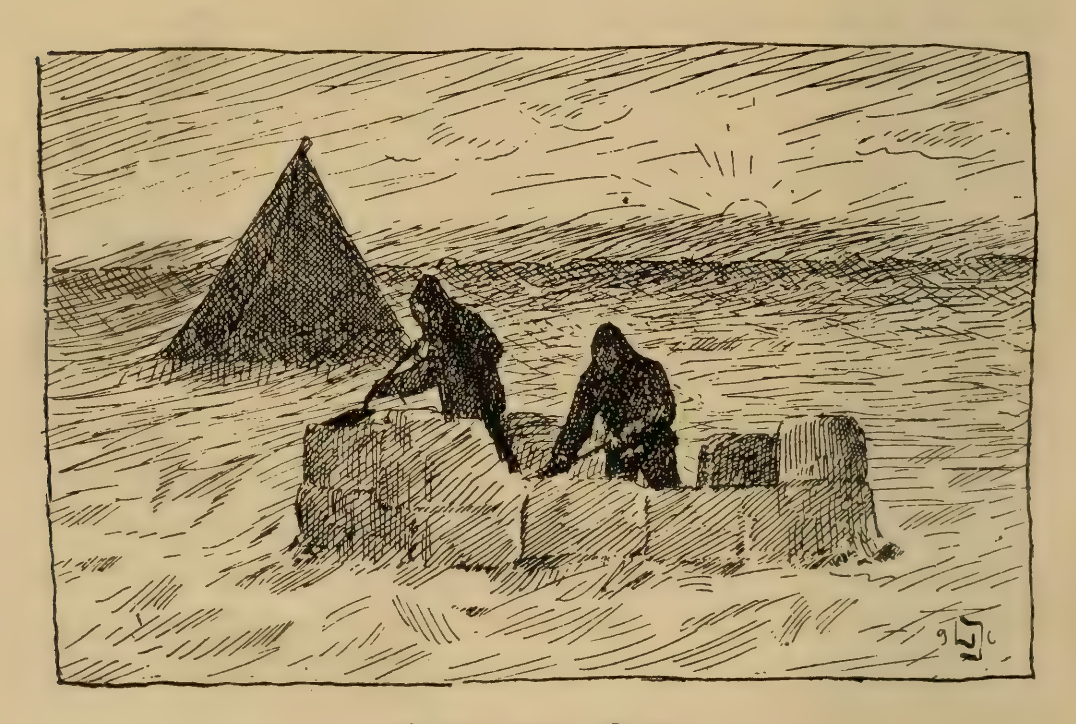
Walroß-Idyll.



konnte, hinterdrein trottend. Ich ließ sie gern laufen — wir hatten wirklich keine Verwendung für sie —, wir drehten uns um und schliefen wieder ein.

Aus dem Sturm, den wir befürchtet hatten, wurde nichts. Der Wind wehte jedoch stark genug, um unser jetzt tüchtig abgebrauchtes Zelt zu zerreißen und zu zerschlagen. Wo wir lagen, konnten wir keinen Schutz finden. Wir hofften, am nächsten Morgen die Reise fortzusetzen, fanden aber zu unserer Enttäuschung, daß der Weg versperrt war; der Wind hatte das Eis wieder herum getrieben. Wir müssen für den Augenblick bleiben, wo wir sind. In diesem Falle wollten wir es uns recht gemüthlich machen. Vor allem galt es, einen warmen, wohlgeschützten Platz für das Zelt zu suchen, doch war ein solcher nicht zu finden. Es blieb nichts anderes übrig, als etwas aufzubauen. Wir brachen daher in dem Geröll der untern Klippe Steine und schleppten so viel wie möglich zusammen. Das einzige Geräth, das wir zum Steinbrechen hatten, war eine von einem Handschlitten abgeschnittene Kufe; am meisten mußten wir aber unsere bloßen Hände dazu gebrauchen. Wir arbeiteten die ganze Nacht daran. Was nach unserer anfänglichen Absicht nur ein Schutz vor dem Winde sein sollte, wuchs allmählich zu vier Wänden heran, und dann blieben wir bei der Arbeit, bis wir eine kleine Hütte vollendet hatten. Diese Hütte war gerade nichts Wundervolles; weiß der Himmel, nicht einmal so lang, daß ich mit meinen sechs Fuß im Innern ausgestreckt liegen konnte — ich mußte die Füße zur Thür hinausstecken — und eben breit genug, daß wir beide nebeneinander liegen konnten und noch Raum für den Kochapparat hatten. Das Schlimmste war jedoch die Höhe. Es war Platz genug zum Liegen, aber anständig gerade zu sitzen war für mich eine Unmöglichkeit. Das Dach war aus unserm dünnen, schwachen Seidenzelt hergestellt, das über Schneeschuhen und Bambusstäben ausgebreitet war. Die Thür schlossen wir mit unseren Jacken, und die Wände waren so lose zusammengesetzt, daß wir auf allen Seiten das Tageslicht durch die Steine

sehen konnten. Später nannten wir es die „Höhle". Es war wirklich eine schreckliche Höhle; nichtsdestoweniger waren wir stolz auf unser Bauwerk. Jedenfalls würde es nicht umgeweht werden, wenn auch der Wind durch dasselbe hindurch blies. Als wir unser Bärenfell als Lager ausgebreitet hatten und warm und behaglich in unserm Sacke lagen, während ein tüchtiger Topf voll Fleisch über der Thranlampe brodelte, hielten wir das Leben für eine Lust, und selbst der Umstand, daß



Der Bau unserer „Höhle".

es dort so sehr rauchte, daß unsere Augen sich rötheten und uns die Thränen an den Backen herabströmten, konnte unsere Zufriedenheit nicht stören.

Da wir auch am folgenden Tage (28. August) am Weiterkommen nach Süden verhindert waren und der Herbst jetzt herannahte, beschloß ich endlich, den Winter über hier zu bleiben. Ich glaubte, wir hätten noch mehr als 223 Kilometer zu gehen, um

Eira-Hafen oder das Winterquartier Leigh-Smith's* zu erreichen. Es könnte uns wol lange Zeit kosten, um dorthin zu gelangen, und dann würden wir noch nicht sicher sein, eine Hütte zu finden. Und wenn wir hinkämen, würde es mehr als zweifelhaft sein, ob vor Eintritt des Winters noch Zeit genug wäre, ein Haus zu bauen, sowie Vorräthe für den Winter zu sammeln. Es war daher unzweifelhaft das Sicherste, sofort mit den Vorbereitungen für das Ueberwintern zu beginnen, solange noch reichlich Wild zu bekommen war; auch war hier eine gute Stelle zum Ueberwintern. Das, was ich jetzt gern zuerst gethan hätte, war, die Walrosse zu schießen, die während der ersten Tage auf dem Eise gelegen hatten, doch waren sie jetzt natürlich verschwunden. Das Meer schwärmte aber von ihnen; sie bellten und schnaubten Nacht und Tag. Um für eine Begegnung mit ihnen bereit zu sein, entleerten wir unsere Kajaks, damit wir bei dieser einigermaßen gefährlichen Jagd damit leichter manövriren könnten.

Während wir so beschäftigt waren, bekam Johansen zwei Bären in Sicht, eine Bärin und ihr Junges, die von Süden her am Rande des Eises entlang kamen. Unverzüglich ergriffen wir unsere Büchsen und gingen ihnen entgegen. Als sie die Küste erreichten, waren sie in Schußweite, und Johansen jagte der Mutter eine Kugel durch die Brust. Sie brüllte, biß in die Wunde, taumelte ein paar Schritte weiter und stürzte hin; das Junge wußte nicht, was der Mutter fehlte, war um sie herum und beschnüffelte sie. Als wir uns näherten, lief es eine kleine Strecke den Abhang hinauf, kam aber bald wieder zurück und beugte sich über die Mutter, als ob es sie gegen uns vertheidigen wollte. Ein Schrotschuß machte seinem Leben ein Ende. Das war ein guter Anfang für unsern Wintervorrath. Als ich nach

* Ich glaubte jetzt mit Sicherheit annehmen zu können, daß wir uns an der Westküste von Franz-Joseph-Land befänden und in diesem Augenblicke ein wenig nördlich von dem nordwestlichsten Punkte Leigh-Smith's, Kap Lofley, seien, das ein wenig südlich von 81° nördlicher Breite liegen sollte, während unsere Beobachtung an diesem Tage uns auf ungefähr 81° 14′ nördlicher Breite versetzte.

der Hütte zurückkehrte, um die Seehundsmesser zu holen, hörte ich Geschrei in der Luft über mir. Da waren wirklich zwei Gänse, die nach Süden flogen! Mit welcher Sehnsucht blickte ich ihnen nach, als sie verschwanden, wobei ich wünschte, ihnen folgen zu können in das Land, nach dem sie jetzt ihren Flug richteten!

Nächst dem Sammeln von Nahrungsmitteln und Brennmaterial war nun das Wichtigste, eine Hütte zu bauen. Die Wände derselben aufzurichten, war nicht schwer; es war eine Menge Steine und Moos vorhanden. Größere Schwierigkeit bot das Dach, und wir hatten bisjetzt noch keine Ahnung, woraus wir es herstellen sollten. Glücklicherweise fand ich einen angetriebenen gesunden Fichtenstamm, der nicht weit von unserer Höhle an den Strand geworfen war; er mußte ein vorzügliches Firstſtück für das Dach unsers zukünftigen Hauses geben. Und wenn dort einer war, so konnten sich auch mehrere finden. Eine unserer ersten Arbeiten war daher, einen Ausflug an der Küste entlang zu machen und zu suchen; alles was wir fanden, waren aber nur ein kurzes Stück verfaultes Holz, das zu nichts zu gebrauchen war, und einige Spähne von einem andern Stücke. Ich kam daher auf den Gedanken, anstatt dessen Walroßhäute zum Dache zu verwenden.

Am nächsten Tage (29. August) bereiteten wir uns vor, unser Glück auf der Walroßjagd zu versuchen. Wir verspürten keine große Lust, die Thiere im Einzelkajak anzugreifen; davon hatten wir, wie ich meinte, genug, und die Aussicht, umgeworfen zu werden oder die Hauer durch den Boden des Kajaks oder in unsere Lenden dringen zu sehen, war nicht sehr verlockend. Die Kajaks wurden daher zusammengebunden. In dem Loche sitzend, stießen wir ab, auf einen großen Bullen zu, der eben draußen lag und tauchte.

Wir waren gut mit Büchsen und Harpunen ausgerüstet und meinten, die Sache sei ganz einfach. Wir gelangten unschwer in Schußweite und feuerten unsere Läufe in den Kopf des Thieres ab; es blieb einen Augenblick betäubt liegen, worauf wir nach ihm hin-

ruderten, aber plötzlich begann es, vollständig außer sich, zu schlagen und sich im Wasser herumzuwälzen. Ich schrie, wir müßten zurückrudern, allein es war zu spät; das Walroß kam unter die Kajaks, und wir erhielten bei seinen gewaltsamen Drehungen von unterhalb mehrere Stöße, ehe es ganz untertauchte. Bald darauf kam es wieder nach oben, und nun erscholl sein heftiges Athemholen auf allen Seiten, wobei ihm das Blut aus Maul und Nase strömte und das Wasser rundherum färbte. Unverzüglich ruderten wir hinan und jagten ihm eine neue Salve in den Kopf. Wieder tauchte es unter, während wir uns vorsichtig zurückzogen, um einen Angriff von unten zu vermeiden. Bald erschien es wieder oben, und wir ruderten aufs neue näher heran. Dies Manöver wiederholte sich, und jedes mal, wenn es an die Oberfläche kam, erhielt es wenigstens eine Kugel in den Kopf, wodurch es immer matter wurde. Aber da es uns stets das Gesicht zuwandte, so war es schwierig, ihm eine tödliche Wunde hinter dem Ohr beizubringen. Das Blut floß jetzt in Strömen.

Während eines dieser Manöver wollte ich mein Gewehr in der Eile in das an Deck liegende Futteral stecken, um näher hinanzurudern, vergaß aber, daß der Hahn gespannt war; auf einmal ging es los. Ich erschrak nicht wenig, da ich glaubte, die Kugel sei durch den Boden des Bootes gedrungen, und befühlte meine Beine. Sie waren jedoch unverletzt, und als ich auch das Wasser nicht einströmen hörte, beruhigte ich mich wieder. Die Kugel war durch das Verdeck gedrungen und durch die Seite gerade über der Wasserlinie wieder hinausgegangen. Wir hatten jetzt aber genug von diesem Sport; das Walroß holte keuchend Athem, und gerade als wir wieder heranpaddelten, wandte es den Kopf ein wenig und erhielt zwei Kugeln gerade hinter dem Ohr. Nun lag es still, und wir ruderten hin, um die Harpune zu werfen. Allein ehe wir nahe genug waren, sank es unter und verschwand. Es war ein trauriges Ende der Geschichte; insgesammt hatten wir neun Patronen nutzlos verschwendet und ruderten daher schweigsam und nicht wenig nieder-

geschlagen wieder ans Land. An diesem Tage versuchten wir keine Walrosse mehr von den Kajaks aus zu jagen; jedoch sahen wir jetzt eins, welches in geringer Entfernung aufs Küsteneis gekommen war. Es dauerte nicht lange, dann kam ein zweites neben dem ersten herauf. Nachdem ich sie beobachtet und ihnen Zeit gelassen hatte, sich zu sammeln, machten wir uns auf. Sie hatten längere Zeit gebellt und einen fürchterlichen Lärm gemacht, jetzt lagen sie arglos und schliefen, während wir uns vorsichtig zu ihnen hinanschlichen, ich voran, Johansen mir dicht auf den Fersen. Ich näherte mich erst dem Kopfe des nächsten Thieres, das mit dem Rücken uns zugekehrt lag. Da es den Kopf ziemlich tief hinabgezogen hatte, war es schwer, nach einer verwundbaren Stelle zu zielen, und ich ging daher hinten herum nach dem Kopfe des andern. Die Thiere lagen noch immer bewegungslos und schliefen in der Sonne. Das zweite war für einen Schuß in besserer Lage, und als ich Johansen bei dem Kopfe des erstern bereit stehen sah, schoß ich hinter den Hals. Das Thier drehte sich ein wenig herum und blieb dann todt liegen. Bei dem Knall sprang das erste Thier auf, erhielt aber in demselben Augenblicke Johansen's Kugel. Halb betäubt drehte es seinen Riesenleib gegen uns herum; im nächsten Moment hatte ich den Kugelschuß abgefeuert, traf aber, wie Johansen, zu weit nach vorn in den Kopf. Das Blut strömte aus den Nasenlöchern und dem Maule, und das Thier schnaubte und pustete, daß die Luft erzitterte. Sich auf die ungeheuern Hauer stützend, lag es jetzt still und gab Blut von sich, vollständig gleichgültig gegen uns. Trotz seines ungeheuern Körpers und seines unförmigen Aussehens, welches an einen Kobold, Riesen, Kraken und andere böse Dinge erinnert, war etwas so sanft Flehendes und Hülfloses in den runden Augen, als das Thier so da lag, daß man das koboldartige Aeußere und die eigene Noth in dem Bedauern für dasselbe vergaß. Es sah beinahe wie Mord aus. Ich machte seinem Leiden durch eine Kugel hinter das Ohr ein Ende, jedoch verfolgen die

Augen mich noch jetzt; es schien das Flehen um das Leben und um die Existenz der ganzen hülflosen Walroßrasse darin zu liegen. Allein sie ist verloren, sie hat den Menschen zum Verfolger. Es kann jedoch nicht geleugnet werden, daß wir uns bei dem Gedanken an all das Fleisch und den Speck, die wir bei einer einzigen Begegnung erlangt hatten, freuten; es glich die Patronen aus, die wir bei dem andern gesunkenen Thiere verschwendet hatten.

Wir hatten die Walrosse jedoch noch nicht an Land, und es war eine langwierige Arbeit, sie abzuhäuten, zu zerlegen und heimzubringen. Das erste, was wir thaten, war, Schlitten und Messer zu holen. Da auch die Möglichkeit vorhanden war, daß das Eis losbrechen und ins Treiben gerathen würde, so hielt ich es für klug, auf den Schlitten zugleich auch die Kajaks mitzunehmen, zumal es vom Fjord her etwas zu wehen begonnen hatte. Eine glückliche Vorsichtsmaßregel! Ohne sie wäre schwer zu sagen, was aus uns geworden wäre. Während wir mit dem Abhäuten beschäftigt waren, nahm der Wind rasch zu, und war bald zum Sturme angewachsen. Landwärts von uns war die schmale Rinne, neben der die Walrosse gelegen hatten, und ich fürchtete, daß das Eis sich hier öffnen würde und wir forttreiben könnten. Ich behielt daher, während wir arbeiteten, die Rinne im Auge, um zu sehen, ob sie breiter würde; sie blieb aber unverändert, und wir arbeiteten so rasch wir konnten weiter. Als das erste Walroß halb abgehäutet war, blickte ich zufällig landwärts über das Eis und entdeckte, daß es in beträchtlicher Entfernung von uns durchgebrochen war und dasjenige Stück, auf welchem wir uns befanden, schon längere Zeit getrieben hatte. Zwischen uns und dem Ufereis war schwarzes Wasser, und der Wind wehte so stark, daß der Wasserstaub von den schäumenden Wogen flog. Es war keine Zeit zu verlieren. Ob wir eine größere Strecke gegen diesen Wind und Seegang würden rudern können, war mehr als zweifelhaft; doch schien das Eis bisjetzt noch keine größere Strecke getrieben zu sein, als wir würden kreuzen können, wenn wir uns beeilten. Die

ungeheuern Thiere vollständig aufzugeben, konnten wir nicht über uns gewinnen, und wir schnitten daher so viel Fleisch herunter, wie wir konnten, und schleuderten es in die Kajaks. Dann schnitten wir ungefähr den vierten Theil der Haut mit dem Speck daran ab, warfen ihn obenauf und machten uns auf den Weg nach der Küste. Kaum hatten wir unsere Beute verlassen, als die Möven sich in Scharen auf die halb abgehäuteten Kadaver warfen. Beneidenswerthe Geschöpfe! Wind und Wellen und Treiben kümmerte sie nichts; sie kreischten und lärmten und dachten nur an den Schmaus, den sie hatten. Solange wir die Kadaver, während sie nach See hinaustrieben, verfolgen konnten, sahen wir, daß die Vögel sich in immer größeren Scharen wie Schneewolken darum sammelten. Inzwischen strengten wir unsere Kräfte aufs äußerste an, um das feste Eis zu gewinnen; aber dieses hatte nunmehr in allen Richtungen Spalten und Rinnen bekommen. Es gelang uns, mit den Kajaks eine Strecke zurückzulegen; als ich jedoch einen breiten Kanal mit einigen losen Schollen kreuzte, trat ich auf so schlechtes Eis, daß es unter meinem Gewichte sank und ich rasch zurückspringen mußte, um einem Bade zu entgehen. Wir versuchten es an mehreren Stellen, aber überall sank es unter uns und den Schlitten weg, sodaß uns nichts übrig blieb, als uns auf dem Wasser zu halten und an der Leeseite des Eises entlangzufahren. Noch waren wir nicht lange gerudert, als wir bemerkten, daß es von keinem Nutzen sei, bei solchem Winde die Kajaks zusammengebunden zu halten, wir mußten einzeln rudern und die Walroßhaut mit dem Speck opfern, weil wir sie nun unmöglich mitnehmen konnten; bisjetzt lag sie quer über das Heck beider Kajaks gebreitet. Während wir mit dieser Veränderung eifrig beschäftigt waren, wurden wir, ehe wir es wahrnahmen, vom Eise umgeben und mußten die Kajaks schleunigst aufs Eis holen, um sie vor dem Zerdrücktwerden zu bewahren. Wir versuchten nun an mehreren Stellen herauszukommen, doch war das Eis in beständiger Bewegung; es mahlte rund herum wie in einer Wirbelströmung. Kaum hatten wir, wenn sich

Kampf gegen den Sturm.



eine Gasse öffnete, die Kajaks ins Wasser gelassen, so schloß dieselbe sich gewaltsam wieder, und wir mußten die Boote in der größten Hast wieder aufs Eis heraufreißen. Mehrere male waren sie nur um Haaresbreite der Zertrümmerung entgangen. Inzwischen hatte der Sturm stetig zugenommen, der Wasserstaub stob über uns weg, und wir trieben weiter und weiter in die See hinaus. Es war keine angenehme Lage.

Endlich kamen wir jedoch frei und entdeckten zu unserer Freude, daß wir unter Aufbietung aller unserer Kräfte die Kajaks gegen den Wind weiterbringen konnten. Es ruderte sich schwer und die Arme schmerzten uns, aber doch krochen wir langsam dem Lande näher. Die See war bewegt und bös, aber die Kajaks waren tüchtige Seeboote; selbst meines mit dem Kugelloche bewährte sich so gut, daß ich ziemlich trocken blieb. Hin und wieder kam der Wind in solchen Stößen, daß wir das Gefühl hatten, als wolle er uns aus dem Wasser heben und umwerfen. Aber allmählich, je näher wir unter die hohen Klippen kamen, wurde es ruhiger, und endlich, nach langer, langer Zeit, erreichten wir die Küste und konnten Athem schöpfen. Dann ruderten wir in ruhigerm Fahrwasser am Lande entlang nach unserm Lagerplatze. Mit wahrer Befriedigung kletterten wir an diesem Abend ans Land. Wie unbeschreiblich behaglich war es, als wir wieder bequem, wenn auch naß, innerhalb der vier Wände unserer niedrigen Höhle lagen! Dann wurde ein tüchtiger Topf voll Fleisch gekocht, denn wir hatten einen wahren Wolfshunger. Mit Bedauern dachten wir nun an die verlorenen Walrosse, die jetzt draußen im Sturm trieben, freuten uns aber, daß wir nicht in ihrer Gesellschaft waren.

Ich hatte noch nicht lange geschlafen, als ich von Johansen mit der Meldung geweckt wurde, es sei ein Bär draußen. Als ich erst halb wach war, hörte ich schon vor der Thür ein seltsames dumpfes Grunzen. Ich sprang auf, ergriff meine Büchse und kroch hinaus. Eine Bärin mit zwei großen Jungen ging am Strande hinauf; sie

waren soeben dicht bei unserer Thür vorbeigekommen. Ich zielte auf die Bärin, fehlte sie aber in der Eile. Sie fuhr zusammen und blickte sich um, und als sie mir ihre Breitseite zukehrte, schoß ich ihr eine Kugel durch die Brust. Sie stieß ein fürchterliches Gebrüll aus; dann rannten sie alle drei den Strand hinab. Dort fiel die Mutter in einem Tümpel auf dem Eise nieder, während die Jungen weiterliefen, sich in die See stürzten, daß der Schaum in die Höhe spritzte, und hinauszuschwimmen begannen. Ich eilte zu der Mutter hinab, die sich vergeblich quälte und abarbeitete, um aus dem Tümpel zu gelangen. Um uns die Mühe, das schwere Thier herauszuschleppen, zu ersparen, wartete ich, bis es sich selbst auf den Rand hinaufgezogen hatte, und machte dann seinem Dasein ein Ende. Inzwischen hatten die beiden Jungen ein Eisstück erreicht, das für beide sehr enge und nur eben groß genug war, um einem derselben Platz zu bieten; da saßen sie nun balancirend und in den Wellen auf- und abtauchend. Hin und wieder fiel eins von ihnen herunter, kletterte aber immer wieder geduldig hinauf. Sie schrien unaufhörlich ganz kläglich und blickten fortwährend nach dem Lande, da sie offenbar nicht zu begreifen vermochten, weshalb die Mutter so lange auf sich warten ließ. Der Wind wehte noch immer stark und trieb sie vor sich hin und mit der Strömung rasch nach der See hinaus. Wir glaubten, sie würden schließlich ans Land schwimmen und nach der Mutter sehen; wir wollten daher warten und verbargen uns zwischen den Steinen, damit sie unseretwegen nicht zu große Angst hätten, an Land zu kommen. Noch immer hörten wir sie klagen; jedoch klang es immer entfernter, und sie wurden da draußen auf den blauen Wogen immer kleiner, bis wir sie schließlich nur noch als zwei weiße Flecken auf der dunkeln Ebene unterscheiden konnten. Da wir dessen längst müde waren, begaben wir uns zu den Kajaks. Dort hatten wir jedoch einen traurigen Anblick. Alles Walroßfleisch, das wir mit so vieler Mühe mit nach Hause gebracht hatten, lag verstreut, zerrissen, verstümmelt am Strande, und jedes Bischen Fett und

Speck, das daran zu finden gewesen, war verschwunden. Die Bären müssen hier schön gehaust haben, während wir schliefen. Eins der Kajaks, in welchem das Fleisch gewesen, war halb ins Wasser, das andere hoch hinauf zwischen die Steine geworfen worden. Die Bären waren sogar darin gewesen und hatten das Fleisch herausgeschleppt; glücklicherweise hatten die Kajaks nicht gelitten, sodaß wir den Bären wol vergeben konnten, zumal wir den Vortheil hatten, Bärenfleisch für Walroßfleisch einzutauschen.

Wir brachten dann die Kajaks zu Wasser und machten uns auf, die Jungen ans Land zu jagen. Sobald sie uns nur herankommen sahen, wurden sie unruhig, und als wir noch eine größere Strecke entfernt waren, sprang das eine schon ins Wasser. Das andere zögerte eine Weile, als ob es Angst vor dem Wasser habe, während das erste ungeduldig wartete, aber schließlich schwammen beide. Wir machten einen weiten Bogen um sie herum und begannen sie dann, einer auf jeder Seite, dem Lande zuzutreiben. Es war leicht, sie in der Richtung, in welcher wir sie haben wollten, zu scheuchen, und Johansen wußte diese einfache Methode, die Bären von einem Platze zum andern zu schaffen, nicht genug zu rühmen. Wir brauchten gar nicht stark zu rudern, um mit ihnen Schritt zu halten; wir fuhren langsam und bequem, aber sicher dem Lande zu. In der Nachbarschaft sahen wir mehrere Walrosse, doch entgingen wir glücklicherweise einem Angriff von ihnen. Vom ersten Augenblicke an sahen wir, um wie viel besser der Bär, der zuerst das Wasser gewonnen hatte, schwamm, obwol er kleiner und dünner war; er wartete jedoch geduldig auf den andern und leistete ihm Gesellschaft. Endlich wurde aber das Tempo des letztern seinem Begleiter zu langsam; dieser griff aus nach dem Lande zu, sodaß die Entfernung zwischen beiden sich immer mehr vergrößerte. Sie blickten sich unaufhörlich ängstlich nach uns um; als der eine zurückblieb, sah er noch hülfloser als vorher nach uns hin. Während ich mich hinter dem einen Bären hermachte, hatte Johansen auf den zweiten

acht, worauf wir sie ans Land bis in die Nähe unserer Höhle trieben und dort erschossen.

Wir hatten also an diesem Tage drei Bären erlegt; das war eine gute Entschädigung für unsere Walrosse, die in die See hinaus getrieben waren. Außerdem fanden wir, was nicht weniger glücklich war, das gesunkene Walroß vom Tage vorher am Rande des Ufereises treiben. Unverzüglich schleppten wir es an eine sichere Stelle in einem Einschnitt und machten es dort fest. Dies vergrößerte unsern Wintervorrath.

Es war schon spät in der Nacht, als wir uns niederlegten, nachdem wir die Bären abgehäutet, auf einen Haufen gelegt und wieder mit den Häuten bedeckt hatten, um die Möven davon abzuhalten. Wir schliefen fest, da wir den Schlaf für zwei Nächte nachzuholen hatten.

Erst am 2. September konnten wir uns ans Werk machen und unser Walroß abhäuten, das noch im Wasser lag. Dicht bei unserer Höhle war in dem Küsteneise* eine Oeffnung, welche die innere Rinne zwischen dem Strande und dem Lande mit der See draußen verband. In dieser Oeffnung hatten wir das Thier festgemacht, weil wir hofften, es dort aufs Land ziehen zu können. Da das Gletschereis mit sanftem Gefälle bis ins Wasser hineinragte, schien die Arbeit dort guten Erfolg zu versprechen. Wir rundeten die Ecken des Eises ab, stellten eine Talje her, indem wir eine Leine durch ein in die Kopfhaut geschnittenes Loch zogen, verwendeten am Ende des Taues die abgebrochene Schlittenkufe als Handspeiche und schlugen als Stützpunkte für diese am Strande hinauf Kerben in das Eis. Aber wir mochten arbeiten und uns abquälen, wie wir wollten: alles, was wir erreichen konnten, war, den ungeheuern Kopf über den

* Eis, das auf dem Grunde festgefroren ist und daher oft wie ein Eisfundament an der Küste liegen bleibt, selbst wenn die See eisfrei ist. Durch das vom Lande kommende warme Wasser bildet sich oft zwischen dieser Eisbasis und der Küste ein offener Kanal.

Rand des Eises zu bringen. Mitten in der Arbeit schrie Johansen: „Halt, sehen Sie, dort!“ Ich wandte mich um. Ein großes Walroß schwamm in der Oeffnung gerade auf uns zu. Es schien es nicht eilig zu haben, sondern öffnete nur die runden Augen weit und schaute verwundert zu, was wir da machten. Ich vermuthe, daß es den Gefährten erblickt hatte und nun sehen wollte, was wir mit ihm machten. Ruhig, langsam und würdevoll kam es bis ganz an den Rand heran, wo wir standen. Glücklicherweise hatten wir unsere Gewehre bei uns; als ich mich mit dem meinigen näherte, erhob sich das Thier nur im Wasser und blickte mich lange forschend an. Ich wartete geduldig, bis es sich ein wenig drehte, und jagte ihm dann eine Kugel in den Hinterkopf. Es war eine Zeit lang betäubt, begann aber bald wieder sich zu rühren, sodaß mehrere Schüsse erforderlich waren. Während Johansen lief, um Patronen und eine Harpune zu holen, mußte ich so gut wie möglich mit dem Thiere kämpfen und es mit einem Stocke zu hindern suchen, daß es sich wieder in die Oeffnung stürzte. Endlich kam Johansen zurück, worauf ich das Walroß abthat. Wir freuten uns über unser gutes Glück, hätten aber fürs Leben gern gewußt, was das Walroß in diesem engen Kanale wollte. Diese Thiere müssen ungewöhnlich neugierig sein. Während wir zwei Tage vorher die Bären abhäuteten, kam ein Walroß mit seinem Jungen ganz dicht bis an den Rand des Eises und sah uns zu; dann tauchte es mehrere male unter, kehrte aber immer wieder zurück und schob schließlich den ganzen Vordertheil des Körpers auf das Eis hinauf, um besser sehen zu können. Das wiederholte es mehrere male und ließ sich selbst dadurch nicht vertreiben, daß ich mich ihm näherte; erst als ich mit der Büchse ganz dicht heranging, kam es plötzlich zur Besinnung und warf sich rückwärts wieder ins Wasser, wo wir es tief unten mit dem Jungen zur Seite sich entfernen sahen.

Wir hatten jetzt zwei große Walrosse mit ungeheuern Hauern in dem Kanal schwimmen. Noch einmal versuchten wir, eins derselben

aufzuschleppen, allein der Versuch war ebenso erfolglos wie vorher. Endlich sahen wir ein, daß der einzige Ausweg sein würde, sie im Wasser abzuhäuten. Dies war aber weder eine leichte, noch eine angenehme Aufgabe. Als wir spät am Abend endlich eine Seite des Thieres abgehäutet hatten, war Ebbe, das Walroß lag auf dem Grunde, und es war keine Möglichkeit, es umzudrehen, wie sehr wir uns auch abmühen und ziehen mochten. Wir mußten die Flut am nächsten Tage abwarten, um an die andere Seite zu gelangen.

Während wir an diesem Tage eifrig mit den Walrossen beschäftigt waren, sahen wir plötzlich den ganzen Fjord weiß von Weißwalen, die rund herum, soweit das Auge reichte, Luftsprünge machten. Es war eine unglaublich große Zahl. Nach Verlauf einer Stunde waren sie sämmtlich verschwunden; woher sie gekommen waren und wohin sie gingen, habe ich nicht entdecken können.

Während der nächsten Tage quälten wir uns damit ab, die Walrosse abzuhäuten und zu zerschneiden und dann nach einer sichern Stelle am Strande hinauf zu schaffen. Es war eine ekelhafte Arbeit, da draußen im Wasser auf den Thieren zu liegen und so tief zu schneiden, als man unter die Oberfläche des Wassers reichen konnte. Wir ließen es uns gefallen, naß zu werden, weil man mit der Zeit wieder trocken wird; schlimmer aber war, daß wir nicht vermeiden konnten, vom Kopf bis zu den Füßen von Speck und Thran und Blut durchzogen zu werden. Unseren armseligen Kleidern (in denen wir noch ein weiteres Jahr stecken sollten, ehe wir sie wechseln konnten) ging es während dieser Tage schlecht. Sie nahmen so viel Thran in sich auf, daß er bis auf die Haut durchzog. Diese Beschäftigung an den Walrossen war ohne Frage die schlechteste Arbeit während der ganzen Expedition; wäre sie nicht dringend nothwendig gewesen, wir hätten die Thiere lieber liegen lassen, wo sie lagen. Allein wir brauchten Brennmaterial für den Winter, wenn wir uns auch ohne das Fleisch hätten behelfen können. Als die Arbeit endlich beendet war und wir zwei große Haufen Speck

und Fleisch, dicht bedeckt von den dicken Walroßhäuten, am Lande hatten, freuten wir uns nicht wenig.

In dieser Zeit führten die Möven ein üppiges Leben von dem Ueberfluß an Abfällen, Speck, Eingeweiden und anderen inneren Organen. Aus allen Richtungen sammelten sich Elfenbein- und Tauchermöven in Scharen und unterhielten Nacht und Tag ein unaufhörliches Geschrei und Lärmen. Wenn sie so viel gefressen hatten, als sie bewältigen konnten, saßen sie meist draußen auf den Eishügeln und schnatterten zusammen. Kamen wir zum Abhäuten hinunter, so entfernten sie sich nur ein sehr kleines Stück von den Kadavern und saßen in langen Reihen geduldig wartend auf dem Eise neben uns oder kamen, geführt von einigen kühnen Offizieren, allmählich näher. Sobald ein kleiner Fetzen Speck fiel, stürzten zwei oder drei Elfenbeinmöven darauf los und kämpften darum, oft dicht vor unseren Füßen, daß die Federn stoben. Draußen segelten Sturmvögel in ihrem stillen geisterhaften Fluge über der Oberfläche des Wassers hin und her, und am Rande der Küste bewegten sich Scharen von Stummelmöven unaufhörlich auf und nieder und schossen pfeilschnell auf die Oberfläche des Wassers hinab, sobald sich dort ein kleines Krustenthier zeigte. Wir liebten diese Vögel besonders, weil sie sich ausschließlich an Seethiere hielten und unsern Speck in Frieden ließen; sie waren auch so leicht und anmuthig. Unaufhörlich aber jagte die Raubmöve (Stercorarius crepidatus) am Ufer auf und nieder, und alle Augenblicke wurden wir durch einen kläglichen Nothschrei über unseren Köpfen erschreckt: es war eine Stummelmöve, die von einer Raubmöve verfolgt wurde. Wie oft haben wir die wilde Jagd da oben in der Luft mit den Augen verfolgt, bis endlich die Stummelmöve ihre Beute fallen ließ, worauf die Raubmöve hinabschoß und den Raub ergriff, bevor er noch das Wasser berührt hatte! Glückliche Geschöpfe, die sich dort oben so frei bewegen können! Draußen im Wasser lagen tauchend und bellend oft ganze Heerden von Walrossen; und hoch in der Luft flogen die Krabbentaucher scharen-

weise hin und her; man hörte das Schwirren ihrer Flügel von weit her. Da war Geschrei und Leben auf allen Seiten. Bald aber wird die Sonne sinken, die See sich schließen, und die Vögel werden einer nach dem andern nach dem Süden verschwinden — die Polarnacht wird beginnen, und es wird so still, so still werden!

Mit Vergnügen machten wir uns endlich am 7. September an



Walroßheerde.

die Arbeit, eine Hütte zu bauen. Wir hatten in der Nachbarschaft eine gute Stelle dazu ausgewählt, und von nun an hätte man uns täglich morgens wie gewöhnliche Arbeiter mit einem Eimer Trinkwasser in der einen und der Flinte in der andern Hand hinausgehen sehen können. So gut wir konnten, brachen wir in dem Gerölle Steine los, schleppten sie zusammen, hoben den Grund aus und bauten die Mauern auf. Werkzeuge hatten wir nicht viel; was wir dazu am

meisten verwendeten, waren unsere beiden Fäuste. Die abgeschnittene Schlittenkufe diente wieder als Spitzaxt, um die festgefrorenen Steine loszulösen, und wenn wir es mit den Händen nicht fertig brachten, den Grund an unserer Baustelle aufzugraben, so benutzten wir einen Schneeschuhstock mit eiserner Zwinge dazu. Aus dem Schulterblatt eines Walrosses, das an ein abgebrochenes Stück von einem Schneeschuhstock gebunden war, stellten wir uns einen Spaten und aus einem an einen Querträger des Schlittens befestigten Walroßhauer eine Hacke her. Es waren zerbrechliche Dinger, wenn man damit arbeiten wollte; aber mit Geduld brachten wir es doch fertig, und ganz langsam erhoben sich feste Steinmauern mit Moos und Erde dazwischen. Das Wetter wurde allmählich kälter und hinderte uns nicht wenig bei der Arbeit, da der Boden, den wir auszugraben hatten, härter wurde, und die Steine, die wir losbrechen mußten, festfroren; und dann kam auch Schnee. Groß war daher unsere Ueberraschung, als wir am Morgen des 12. September aus unserer Höhle krochen und das schönste Thauwetter fanden, mit 4° C. Wärme. Das war beinahe die höchste Temperatur, die wir auf der ganzen Expedition gehabt haben. Auf allen Seiten stürzten Ströme in schäumenden Fällen von dem Berge und dem Gletscher herab, fröhlich murmelnd den Weg zwischen den Steinen zur See hinunter nehmend. Ueberall tropfte und rauschte Wasser; wie mit einem Zauberschlage war wieder Leben in die erstarrte Natur zurückgekehrt, und die Hügel zeigten wieder überall Grün. Man konnte sich nach dem fernen Süden versetzt glauben und vergessen, daß ein langer, langer Winter vor der Thür stand. Der nächste Tag fand alles wieder geändert. Die sanften Götter des Südens, die gestern ihre letzten Kräfte angestrengt hatten, waren geflohen, die Kälte war wiedergekehrt, Schnee war gefallen und hatte alle Spuren bedeckt: nun wich der Winter nicht mehr. Auch der kleine Streifen bloßer Erde war in der Gewalt der Geister der Kälte und Dunkelheit; sie herrschten jetzt bis hinab zum Meere. Ich stand draußen und schaute mir die Gegend

an. Wie öde und verlassen sah die Natur in ihrem Zauberbanne aus! Mein Blick fiel auf die Erde zu meinen Füßen. Dort unten zwischen den Steinen streckte noch der Mohn seine hübschen Blüten aus dem Schnee hervor, die letzten Strahlen der scheidenden Sonne sollten noch einmal seine gelbe Blumenkrone küssen, dann konnte er unter seine Decke schlüpfen, um den langen Winterschlaf zu halten und im Frühjahr zu neuem Leben zu erwachen. O, wer das doch auch könnte!

Nach einwöchentlicher Arbeit waren die Mauern unserer Hütte vollendet. Sie waren nicht hoch, kaum einen Meter über dem Erdboden, aber wir hatten ebenso tief in den Grund hineingegraben, sodaß die Hütte nach unserer Berechnung hoch genug werden würde, um darin aufrecht stehen zu können. Nun handelte es sich darum, das Dach herzustellen; dies war nicht so leicht. Das einzige Material, das wir zu diesem Zwecke hatten, waren der schon früher erwähnte, von uns gefundene Baumstamm und die Walroßhäute. Den Stamm, der volle 30 Centimeter dick war, konnte Johansen endlich, nachdem er einen ganzen Tag daran gearbeitet hatte, mit unserm kleinen Beil entzweihauen, und mit nicht geringerer Mühe rollten wir ihn über das Geröll auf die Ebene, wo er als Firststück auf das Dach gelegt wurde. Dann holten wir die Häute. Allein diese waren steif und an den Fleisch- und Speckhaufen festgefroren, über die sie gebreitet waren. Mit großer Mühe gelang es uns endlich, sie durch Benutzung von Keilen aus Walroßhauern, Steinen und Holz loszubringen. Der Transport dieser großen Häute auf dem langen Wege nach der Hütte war eine nicht weniger schwierige Aufgabe; durch Rollen, Tragen und Schleppen brachten wir es aber ebenfalls fertig. Das Schlimmste von allem war jedoch, die gefrorenen Häute über die Hütte auszubreiten. Mit drei halben Fellen wurden wir ziemlich gut fertig, indem es uns gelang, sie ein wenig zu biegen; aber die vierte Hälfte war ganz steif gefroren, sodaß wir ein Loch im Eise suchen und sie ins Meer versenken mußten, um sie erst aufzuthauen.

Es war für mich, wie ich meinte, beinahe ein Grund zur Besorgniß, daß wir in der ganzen Zeit nichts von Bären sahen. Sie waren es, von denen wir den ganzen Winter hindurch leben mußten, und mit den sechs, die wir hatten, kamen wir nicht weit. Jedoch glaubte ich, es leicht erklären zu können, da das Buchteneis, auf welchem sie sich gern aufhalten, sich an dem Tage, als wir mit den Walrossen fast in die See hinausgetrieben waren, entfernt hatte. Ich glaubte daher, daß auch wieder Bären erscheinen würden, sobald sich jetzt wieder Eis bildete. Es war darum eine Erleichterung, als ich eines Morgens (23. September) einen Bären vor mir erblickte, gerade als ich um das Vorgebirge herumkam, um nach der zum Einweichen ins Meer versenkten Haut zu sehen. Ich stand am Ufer nahe bei der Haut. Er hatte mich nicht gesehen, und ich zog mich rasch zurück, um Johansen, der mir mit seiner Büchse folgte, vorbeizulassen, worauf ich wegrannte, um auch eine Flinte zu holen. Als ich wiederkam, lag Johansen noch auf derselben Stelle hinter einem Stein und hatte noch nicht geschossen. Es waren zwei Bären da, einer neben der Hütte, der andere am Ufer; Johansen konnte aber an den einen nicht hinangelangen, ohne daß der andere ihn sah. Nachdem ich fortgelaufen war, um meine Büchse zu holen, hatte der Bär seine Schritte nach der Hütte gelenkt; aber gerade als er sie erreichte, hatte Johansen gesehen, daß plötzlich zwei Bärentatzen rasch über den Rand der Mauer langten und nach dem ersten Bären schlugen, worauf unmittelbar nachher auch der Kopf sichtbar geworden war. Der Bursche war eifrig beschäftigt, unsere Dachhäute zu benagen, die er heruntergerissen und verbogen hatte, sodaß wir sie später ebenfalls ins Meer senken mußten, um sie wieder aufzuthauen. Der erste Bär mußte sich wieder nach dem Ufer zurückziehen, wo wir später entdeckten, daß er unsere Walroßhaut heraufgezogen und das Fett davon abgekratzt hatte. Unter Deckung einiger Eishügel rannten wir nach ihm hin. Er bemerkte uns und machte sich im Galop davon, sodaß ich ihm nur von hinten eine Kugel durch den Körper jagen

konnte. Johansen zurufend, daß er nach dem andern Bären sehen solle, setzte ich mich in Lauf. Nach mehrstündiger Verfolgung den Fjord hinauf hatte ich ihn endlich bis unter die Gletscherwand gejagt, wo er sich zur Vertheidigung vorbereitete. Ich ging dicht an ihn hinan, doch machte er brummend und zischend von der Anhöhe, auf der er stand, zweimal einen Angriff auf mich, ehe ich schließlich seinem Dasein ein Ende machen konnte. Als ich zurückkam, war Johansen schon eifrig mit dem Abhäuten des andern Bären beschäftigt. Letzterer war dadurch, daß wir den ersten angriffen, erschreckt worden und eine weite Strecke über das Eis gelaufen; dann war er wieder umgekehrt, um nach seinem Gefährten zu sehen, und war dabei von Johansen erlegt worden. Unser Wintervorrath vergrößerte sich.

Als wir uns am nächsten Tage (24. September) wieder an die Arbeit an der Hütte begaben, sahen wir eine große Heerde Walrosse draußen auf dem Eise liegen. Wir hatten mehr als genug von diesen Thieren und hatten sehr wenig Neigung für sie. Johansen meinte offen, wir brauchten sie nicht und könnten sie in Frieden lassen, ich hielt es aber für unbedachtsam, Nahrung und Brennmaterial gewissermaßen vor der Thür liegen zu lassen und keinen Gebrauch davon zu machen; so brachen wir denn mit unseren Büchsen auf. Uns unter Deckung einiger Erhöhungen des Eises an die Thiere hinanzuschleichen, war nicht schwer; bald waren wir ihnen bis auf 20 Meter nahe gekommen und konnten ruhig dort liegen bleiben und sie beobachten. Worauf es ankam, war, sich ein Opfer auszuwählen und den Schuß gut anzubringen, um keine Patronen zu verschwenden. Es waren alte und junge Thiere, und da wir von den großen mehr als genug gehabt hatten, so beschlossen wir, mit den kleinsten, die wir sahen, einen Versuch zu machen; mehr als zwei brauchten wir unserer Ansicht nach nicht. Während wir lagen und darauf warteten, daß sie den Kopf wenden und uns Chancen für einen Schuß geben sollten, hatten wir gute Gelegenheit, sie zu beobachten.

Es sind merkwürdige Thiere. Als sie dort beisammen lagen, stießen sie einander unaufhörlich mit den ungeheuern Hauern in den Rücken, sowol die großen alten, wie die kleinen jungen. Wenn eins von ihnen sich etwas umdrehte und seinem Nachbar zu nahe kam oder ihn störte, so erhob der letztere sich sofort mit Gegrunze und stieß die Hauer in den Rücken des erstern. Es war das keineswegs eine zarte Liebkosung, vielmehr scheint es sehr gut für sie zu sein, daß sie eine so dicke Haut haben, denn es strömte mehreren von ihnen das Blut vom Rücken. Die andern richteten sich manchmal ebenfalls auf und erwiderten die kleine Aufmerksamkeit in derselben Weise. Bewegung im Lager entstand aber erst, wenn ein neues Thier aus dem Meere auftauchte. Dann grunzten alle im Chor, und einer der alten Bullen, der dem Neuangekommenen am nächsten lag, gab ihm einige wohlgemeinte Stöße. Der Neuling zog sich aber vorsichtig auf das Eis hinauf, verbeugte sich respectvoll und schob sich ganz sachte zwischen die anderen, die ihm dann eventuell so viele Stöße versetzten, als Zeit und Umstände gestatteten, worauf sie sich schließlich wieder beruhigten und ruhig lagen, bis eine neue Unterbrechung eintrat. Wir warteten vergeblich darauf, daß diejenigen Thiere, die wir ausgewählt hatten, den Kopf so weit drehen würden, daß wir gut zum Schuß kommen konnten; aber da sie verhältnißmäßig klein waren, so glaubten wir, daß eine Kugel in die Mitte der Stirn ihnen genügen würde, und brannten endlich los. Sie sprangen jedoch auf und rollten sich bald darauf ins Wasser. Dann gab es aber eine Bewegung. Die ganze Heerde erhob rasch die mächtigen Köpfe, glotzte uns an und stürzte sich eins nach dem andern dem Rande des Eises zu. Wir hatten schleunigst wieder geladen, und da es jetzt nicht schwer war, gut zum Schuß zu kommen, gaben wir Feuer. Da lagen zwei Thiere, ein junges und ein altes. Die meisten der übrigen tauchten unter, nur eins blieb ruhig liegen und blickte verwundert bald seine beiden todten Gefährten, bald uns an, als wir zu jenen hingingen. Wir wußten nicht recht, was

wir thun sollten; zwar meinten wir, daß die beiden dort uns mehr als genug zu thun geben würden, aber nichtsdestoweniger war es verlockend, dieses große Ungethüm, da wir doch einmal da waren, ebenfalls zu erlegen. Während Johansen mit seinem Gewehr im Anschlage stand und noch überlegte, ob er schießen solle oder nicht, benutzte ich die Gelegenheit, ihn und die Walrosse zu photographiren.



Johansen und die Walrosse.

Schließlich ließen wir das Thier doch unverletzt laufen; wir glaubten, wir könnten es uns nicht gestatten, noch weitere Patronen daran zu wenden. Mittlerweile kochte das Wasser draußen von den wüthenden Thieren, die ringsherum das Eis zertrümmerten und die Luft mit ihrem Gebrüll erfüllten. Besonders der große Bulle schien nicht geringe Lust zu haben, uns anzugreifen; er kehrte beständig zum

Rande des Eises zurück, hob sich halb hinauf, grunzte und bellte uns lange an und betrachtete seine todten Kameraden lange, die er offenbar mitzunehmen wünschte. Allein wir wollten keinen Schuß mehr an ihn verschwenden. Er warf sich dann zurück, um unmittelbar darauf wieder umzukehren. Allmählich entfernte sich die ganze Heerde, und wir hörten das Grunzen des großen Bullen aus immer größerer Ferne. Plötzlich erschien aber sein ungeheurer Kopf wieder über dem Eisrande in unserer Nähe; das Thier brüllte herausfordernd; dann verschwand es ebenso schnell wieder, wie es gekommen war. Dies wiederholte sich drei- oder viermal, nachdem wir es in den Zwischenpausen weit draußen gehört hatten; endlich aber verschwand es gänzlich, und wir konnten das Abhäuten in Frieden fortsetzen. Sehr leicht war dies beim kleinern Walroß, im Vergleich zu der Arbeit, an die wir gewöhnt waren. Das andere war jedoch ein großer Bursche, der sich in den Schnee eingegraben, in dem er lag, und nicht so leicht umdrehen ließ. Wir begnügten uns daher damit, nur die obere Seite vom Kopfe bis zum Schwanze abzuhäuten und kehrten mit dem Speck und den Häuten heim. Nun glaubten wir genug Speck zu Brennmaterial für den Winter zu haben; außerdem hatten wir Ueberfluß an Häuten zur Eindeckung unserer Hütte.

Die Walrosse hielten sich noch längere Zeit in unserer Nähe auf. Alle Augenblicke vernahmen wir zwei oder drei aufeinanderfolgende heftige Stöße von unten gegen das Eis, und dann brach plötzlich mit einem Krach ein riesiger Kopf durch das Eis. Er blieb dort eine Zeit lang schnaubend und ächzend, sodaß man es weithin hören konnte, und verschwand hierauf wieder. Als wir am 25. September damit beschäftigt waren, die Häute für das Dach aus einem Wasserloche in der Nähe des Ufers zu schleppen, hörten wir seewärts desselben Krachen im Eise; dann kam ein Walroß herauf, tauchte aber gleich wieder unter. „Sehen Sie! Es wird nicht lange dauern, bis wir es in diesem Loche haben." Die Worte waren kaum ausgesprochen, als die Haut im Wasser beiseite geschoben wurde

und ein ungeheurer Kopf mit Borsten und zwei langen Hauern vor uns in die Höhe fuhr. Er blickte uns unverwandt mit bösen Augen an; dann erfolgte starkes Plätschern, und fort war er wieder.

Die Häute hatten sich in der See nunmehr so weit erweicht, daß wir sie über das Dach strecken konnten. Sie waren so lang, daß sie von einer Seite der Hütte über den First bis nach der andern Seite hinunterreichten. Wir streckten sie, indem wir mit Hautstreifen an beiden Enden große Steine befestigten, die sie durch ihr Gewicht über die Mauerkante reckten, wo wir dann Steine darauf thürmten. Mit Hülfe von Steinen, Moos, Hautstreifen und Schnee zur äußern Bedeckung dichteten wir die Fugen der Mauern einigermaßen. Um die Hütte bewohnbar zu machen, mußten wir im Innern Steinbänke zum Lager bauen, sowie eine Thür herstellen. Diese bestand in einer Oeffnung in einer Ecke der Wand, die in einen im Erdboden ausgehobenen kurzen Gang führte, der mit Eisblöcken ungefähr in derselben Weise überdacht war wie der Eingang zu den Eskimohäusern. Der Gang war nicht so lang gemacht, als wir eigentlich beabsichtigt hatten, da der Grund für unsere Werkzeuge zu hart geworden war. Er war so niedrig, daß wir in hockender Stellung durchkriechen mußten, um in die Hütte zu gelangen. Die innere Gangöffnung war mit einem Vorhang von Bärenfell verschlossen, das fest an die Walroßhaut des Daches genäht war; das äußere Ende war mit einem Bärenfell bedeckt, das lose über der Gangmündung lag.

Es begann jetzt, kalt zu werden, unter — 20° C., und das Leben in unserer bisherigen niedrigen Höhle, wo wir keinen Platz hatten, um uns zu bewegen, gestaltete sich mehr und mehr unerträglich; auch griff der Rauch der Thranlampe unsere Augen beim Kochen an. Täglich stieg unsere Ungeduld, in unser neues Haus einzuziehen, das uns jetzt als der Gipfel der Bequemlichkeit erschien. Während des Baues wiederholten wir uns immer, wie nett und behaglich es sein würde, wenn wir erst darin seien, und malten uns gegen=

seitig die vielen angenehmen Stunden aus, die wir dort verbringen wollten. Natürlich waren wir eifrig bemüht, in unserm Dasein alle möglichen Lichtpunkte zu entdecken. Die Hütte war gewiß nicht groß; sie war 3,5 Meter lang und 1,8 Meter breit, und wenn man der Quere lag, so stieß man auf der einen Seite mit den Füßen und auf der andern mit dem Kopfe an. Man konnte sich jedoch ein wenig darin bewegen, und selbst ich vermochte beinahe aufrecht unter dem Dache zu stehen. Das war ein Gedanke, der uns besonders vorgeschwebt hatte. Man stelle sich nur einmal vor, was es für uns bedeutete, einen vor dem Winde geschützten Raum zu haben, in welchem man die Beine ein wenig ausstrecken konnte! Das hatten wir seit März, seit der „Fram", nicht mehr gehabt. Es dauerte jedoch lange, bis alles in Ordnung war, denn wir wollten nicht umziehen, ehe die Hütte nicht ganz vollendet war.

Als wir unsere letzten Walrosse abhäuteten, hatte ich mehrere Sehnen aus dem Rücken genommen, weil ich glaubte, daß sie uns bei der Anfertigung von Winterkleidern von großem Nutzen sein würden. Erst einige Tage später (26. September) fiel mir wieder ein, daß die Sehnen auf dem Eise neben den Kadavern liegen geblieben waren. Ich ging daher hin, um danach zu sehen, fand aber zu meinem Bedauern, daß die Möven und Füchse sich längst damit davongemacht hatten. Ich war jedoch etwas getröstet, als ich die Fährte eines Bären fand, der in der Nacht bei den Kadavern gewesen sein mußte. Als ich mich umsah, erblickte ich Johansen, der hinter mir hergelaufen kam und winkte und nach der See wies. Ich wandte mich nach jener Richtung und sah dort einen großen Bären, der auf und ab lief und uns beobachtete. Bald hatten wir unsere Büchsen geholt, und während Johansen in der Nähe des Landes blieb, um den Bären in Empfang zu nehmen, falls er dorthin käme, machte ich auf dem Eise einen weiten Bogen, um ihn landwärts zu treiben, wenn er erschrecken sollte. Inzwischen hatte er sich draußen neben einigen Löchern niedergelegt, vermuthlich um auf Seehunde zu

lauern. Als ich mich heranschlich, sah er mich und kam anfänglich auf mich zu; dann aber überlegte er es sich anders und entfernte sich langsam und majestätisch seewärts über das neue Eis. Ich hatte keine große Lust, ihm in dieser Richtung zu folgen, und dachte daher, ich sollte einmal, wenn auch die Schußweite groß war, aus der Ferne einen Versuch machen. Die erste Kugel ging zu hoch; dann noch eine: diese traf. Der Bär sprang auf, machte mehrere Sätze und trampelte in seiner Wuth auf das Eis, bis es brach und er hineinfiel. Da lag er nun plätschernd und spritzend und durchbrach das dünne Eis durch sein Gewicht bei den Versuchen, herauszukommen. Rasch war ich neben ihm. Ich wollte jedoch keine weitere Patrone verschwenden und hegte auch die schwache Hoffnung, daß es ihm gelingen würde, allein aus dem Wasser zu kommen und uns die Mühe zu sparen, ein so schweres Thier herauszuziehen. Ich rief Johansen zu, er solle mit einem Tau, Schlitten und Messern kommen; inzwischen ging ich wartend und beobachtend auf und ab. Der Bär quälte sich gewaltig ab und machte das Loch im Eise immer größer. Ein Vorderbein war verwundet, sodaß er nur das andere und die Hinterbeine gebrauchen konnte. Er faßte das Eis immer wieder und zog sich in die Höhe, aber sobald er halb oben war, gab das Eis nach, und er sank wieder hinein. Allmählich wurden seine Bewegungen immer schwächer, bis er zuletzt still lag und schnaufte.

Dann traten einige Zuckungen ein; er streckte die Beine steif aus, der Kopf sank ins Wasser, und dann wurde alles still. Während ich auf- und abschritt, hatte ich rundherum mehrere male Walrosse gehört, die mit dem Kopfe Löcher ins Eis stießen und die Köpfe durchsteckten; ich dachte mir deshalb, daß ich sie bald auch hier haben würde. In demselben Augenblick erhielt der Bär einen heftigen Stoß von unten, der ihn nach der Seite warf, und ein gewaltiger Kopf mit großen Hauern tauchte auf. Er schnaufte, blickte verächtlich auf den Bären, schaute dann mich, der ich auf dem Eise stand, eine Weile verwundert an und verschwand endlich wieder.

Dies ließ mir das alte feste Eis etwas weiter landeinwärts doch als einen angenehmern Aufenthaltsort erscheinen als das Eis hier. Meine Vermuthung, daß das Walroß keine Furcht vor einem Bären habe, war mehr als je gekräftigt worden. Endlich kam Johansen mit einem Tau. Wir warfen dem Bären eine Schlinge um den Hals und versuchten, ihn herauszuziehen, fanden jedoch bald, daß das über unsere Kräfte ging. Bei jedem Versuche zerbrachen wir nur das Eis unter dem Bären. Ihn aufzugeben, kam uns hart an; es war ein großer Bär, der ungewöhnlich fett zu sein schien; aber in dieser Weise fortzufahren, bis wir ihn an den Rand des Packeises geschleppt hätten, würde ein zu langwieriges Verfahren gewesen sein. Dadurch, daß wir eine schmale Rinne, nur so breit, um das Tau durchziehen zu können, im jungen Eis bis zum Rande eines großen Eisstückes aushieben, kamen wir ziemlich gut aus der Verlegenheit. Nun war es leicht, den Bären unter dem Eise hierher zu schleppen, wo wir ihn herauszogen, nachdem wir ein genügend großes Loch ins Eis gebrochen hatten. Endlich hatten wir ihn abgehäutet und zerschnitten, und schwer beladen mit unserer Beute lenkten wir spät abends die Schritte heimwärts nach unserer Höhle. Als wir uns dem Strande näherten, wo die Kajaks auf einem unserer Haufen Walroßspeck und Fleisch lagen, flüsterte Johansen mir plötzlich zu: „Sehen Sie einmal dort, dort!“ Ich blickte auf: drei Bären standen auf den Haufen und zerrten an dem Speck. Es war eine Bärin mit zwei Jungen. „Zum Teufel!“ erwiderte ich, „sollen wir es wieder mit Bären zu thun bekommen!“ Ich war müde und hegte, die Wahrheit zu sagen, weit größere Sehnsucht nach unserm Schlafsack und einem tüchtigen Topf voll Fleisch. Im Augenblick hatten wir die Büchsen zur Hand und näherten uns vorsichtig den Bären; aber diese hatten uns in Sicht bekommen und machten sich über das Eis davon. Mit einem Gefühl der Dankbarkeit sahen wir ihnen nach. Etwas später, als ich mit dem Zerlegen des Fleisches beschäftigt war und Johansen Wasser holte, hörte ich ihn pfeifen; ich

blickte auf, worauf er über das Eis wies. In der Dämmerung kamen die drei Bären zurück; unser Speckhaufen war für sie zu verlockend gewesen! Ich kroch mit der Büchse hinter einige Steine in der Nähe des Haufens. Die Bären kamen heran, ohne nach rechts oder links zu sehen; als sie an mir vorbeizogen, zielte ich, so gut die Dunkelheit es mir gestattete, auf die Bärin und gab Feuer. Sie brüllte und biß sich in die Seite, und alle drei machten sich wieder über das Eis davon. Dort stürzte die Mutter nieder; die Jungen blieben erstaunt und beunruhigt neben ihr stehen, ergriffen aber die Flucht, als wir herankamen, sodaß es unmöglich war, in Schußweite zu gelangen. Sie hielten sich in achtungsvoller Entfernung und beobachteten uns, während wir die todte Bärin an Land schleppten und abhäuteten. Als wir am nächsten Morgen herauskamen, standen sie da und schnüffelten an der Haut und dem Fleisch. Allein ehe wir schußbereit waren, hatten sie uns gesehen und sich wieder davongemacht. Wir sahen jetzt, daß sie die ganze Nacht dort geblieben waren und den einige Stücke Speck enthaltenden Magen der eigenen Mutter gefressen hatten. Nachmittags kehrten sie nochmals zurück, und wieder versuchten wir vergeblich, sie zum Schuß zu bekommen.

Als wir am nächsten Morgen (Sonnabend, 28. September) aus der Höhle krochen, erblickten wir einen großen Bären, der auf unserm Speckhaufen lag und schlief. Johansen kroch unter Deckung einiger Steine nahe hinan. Als der Bär etwas lärmen hörte, hob er den Kopf und blickte sich um; in demselben Augenblicke feuerte Johansen, und die Kugel ging dem Bären durch die Kehle, gerade unterhalb des Schädels. Er stand langsam auf, blickte Johansen verächtlich an, überlegte eine kurze Weile und schritt dann ruhig, mit gemessenen Schritten davon, als ob nichts passirt sei. Bald darauf hatte er von jedem von uns ein paar Kugeln im Leibe und brach draußen auf dem dünnen Eise zusammen. Er hatte sich so vollgefressen, daß, als er dort lag, Speck, Thran und Wasser ihm aus dem Maule

auf das Eis liefen, das unter seinem Gewichte allmählich zu sinken begann, bis er in einem großen Pfuhle lag. Darauf zogen wir ihn schleunigst ans Land, ehe das Eis unter ihm nachgab. Es war einer der größten Bären, die ich je gesehen habe, aber auch einer der magersten, da sich keine Spur von Fett an ihm zeigte, weder unter der Haut, noch zwischen den Eingeweiden. Er muß lange Zeit gefastet haben und ungewöhnlich hungrig gewesen sein, da er eine unglaubliche Menge von unserm Walroßspeck gefressen hatte. Und wie hatte er ihn umhergezerrt! Erst hatte er das eine Kajak heruntergeworfen, den Speck nach allen Richtungen hin umhergestreut und darauf sich das beste Fett von fast jedem einzelnen Stücke gekratzt; dann hatte er den Speck an einer andern Stelle wieder gesammelt und sich, glücklich in dem seligen Gefühle des Sattseins, darauf zum Schlafen niedergelegt, vermuthlich, um ihn beim Erwachen sofort wieder zur Hand zu haben. Vor dem Angriff auf den Speckhaufen hatte er noch ein anderes Stück geliefert, welches wir erst später entdeckten. Er hatte die beiden jungen Bären getödtet, die uns besucht hatten; wir fanden sie nicht weit entfernt mit zerschmetterten Schädeln, steif gefroren. An den Fußspuren sahen wir, daß er erst den einen, dann den andern auf das neue Eis hinaus verfolgt hatte; hierauf hatte er sie ans Land geschleppt und sie dort liegen gelassen, ohne sie weiter anzurühren. Was für Vergnügen ihm diese That gemacht haben kann, begreife ich nicht; doch muß er jene wol als Concurrenten im Kampfe um die Nahrung angesehen haben. Oder war er vielleicht ein mürrischer alter Herr, der junge Leute nicht leiden konnte? „Es ist hier jetzt so nett und ruhig“, sagte der Riese, als er das Land ausgeräumt hatte.

Unser Wintervorrath begann jetzt wirklich Vertrauen einzuflößen.

Endlich, am Abend dieses Tages (28. September), zogen wir in unsere neue Hütte ein, doch war die erste Nacht für uns kalt. Bisjetzt hatten wir während der ganzen Zeit in einem Sacke geschlafen, und selbst derjenige, den wir durch Zusammennähen unserer

beiden wollenen Decken hergestellt hatten, hatte ziemlich ausgereicht. Jetzt hielten wir es aber nicht länger für nothwendig, in einem Sacke zu schlafen, da wir die Hütte durch Brennen mehrerer Thranlampen so warm machen wollten, daß jeder es sehr gut auf seinem eigenen Lager mit einer wollenen Decke über sich aushalten könnte; wir hatten daher den Sack auseinandergetrennt. Lampen wurden in der Weise hergestellt, daß wir von einigen Neusilberblechen die Ränder in die Höhe bogen, diese Behälter mit zerquetschtem Speck füllten und als Docht Stücke Zeug von den Bandagen aus unserer Apotheke verwendeten. Die Lampen brannten vorzüglich und gaben auch so gutes Licht, daß es unserer Meinung nach ganz behaglich aussah; allein sie reichten weder damals noch später jemals aus, um unsere noch immer ziemlich undichte Hütte zu erwärmen, und so lagen wir denn die ganze Nacht und zitterten vor Kälte. Wir glaubten beinahe, es sei die kälteste Nacht gewesen, die wir gehabt hätten.

Am nächsten Morgen schmeckte uns das Frühstück ausgezeichnet, und es ist unglaublich, welche Mengen heißer Bärenbouillon wir genossen, um wieder etwas Wärme in unsern Körper zu bekommen. Wir beschlossen sofort, dem Uebelstand abzuhelfen, indem wir an der Hinterwand der Hütte eine Pritsche herstellten, breit genug, um dort nebeneinander liegen zu können. Die wollenen Decken wurden wieder zusammengenäht; dann breiteten wir Bärenfelle unter uns aus, und nun fühlten wir uns so gemüthlich, als es den Umständen nach nur möglich war. Weitere Versuche, uns nachts zu trennen, machten wir nicht. Mit den rauhen, eckigen Steinen, die wir jetzt, da alles gefroren war, allein zur Verfügung hatten, eine halbwegs ebene Unterlage zu schaffen, war unmöglich; wir warfen und wendeten uns daher den ganzen Winter hin und her, um zwischen all den Höckern einen einigermaßen bequemen Platz zu finden. Es war und blieb aber hart, und stets schmerzten uns beim Liegen einige Stellen am Körper, und wir hatten sogar wunde Flecke an den Hüften. Wir schliefen aber trotz alledem. In dem einen Winkel der Hütte hatten

wir einen kleinen Herd zum Kochen und Braten aufgebaut. Im Dach über uns schnitten wir ein Loch in die Walroßhaut und führten aus Bärenfell einen Rauchfang zu demselben hinauf; doch hatten wir den Herd erst kurze Zeit benutzt, als wir schon die Nothwendigkeit einsahen, einen Schornstein zu bauen, um den Wind zu verhindern, daß er von oben hineinschlüge. Die Hütte war so mit Rauch erfüllt, daß man es zuweilen nicht aushalten konnte. Die einzigen Materialien, die wir jetzt zum Bauen hatten, waren Eis und Schnee. Wir errichteten aber damit auf dem Dache einen großartigen Schornstein, der seinem Zweck entsprach und tüchtigen Zug brachte. Er war jedoch nicht recht dauerhaft, da das Loch in demselben sich beim Gebrauche beständig erweiterte und auch nicht ganz ohne Schuld war, wenn es zuweilen auf den Herd herabtropfte. Von unserm Baumaterial war aber im Ueberfluß vorhanden, und es hielt daher nicht schwer, den Schornstein zu erneuern, wenn er einer Reparatur bedurfte. Das mußte im Laufe des Winters zwei- oder dreimal geschehen. An mehr exponirten Stellen verwendeten wir Walroßfleisch, Knochen und Aehnliches zur Verstärkung.

Unsere Kocherei war so einfach wie möglich. Sie bestand darin, daß wir morgens Bärenfleisch und Bouillon kochten und abends Bärenschnitten brieten. Bei jeder Mahlzeit verzehrten wir große Mengen, jedoch wurden wir seltsamerweise dieser Nahrung niemals überdrüssig, sondern genossen sie stets mit größtem Appetit. Manchmal aßen wir auch Speck dazu oder tauchten die Fleischstücke in Thran. Oft konnte längere Zeit vergehen, in welcher wir fast nichts als Fleisch aßen und Fett kaum kosteten. Dann aber, wenn einer von uns einmal wieder Appetit hatte, fischte er sich vielleicht einige angebrannte Stücke Speck aus den Lampen oder aß von den Resten der Speckstücke, aus denen wir den Thran für die Lampe geschmolzen hatten. Wir nannten diese Reste „Gebäck“ und fanden sie ungewöhnlich delicat; auch sprachen wir stets davon, wie köstlich sie sein würden, wenn wir etwas Zucker dazu hätten.

Wir besaßen noch immer einen Theil des Schlittenproviants, den wir von der „Fram" mitgenommen hatten, hatten aber beschlossen, während des Winters nichts davon zu verwenden. Diese Vorräthe wurden in ein Depot gebracht und sollten aufbewahrt werden, bis wir im Frühjahr die Reise fortsetzen könnten. Das Depot wurde mit Steinen belastet, um die Füchse zu verhindern, mit den Säcken davonzulaufen. Die Füchse waren übrigens jetzt schon unverschämt genug und stahlen all unsere fahrende Habe, deren sie habhaft werden konnten. So entdeckte ich am 10. October, daß sie sich mit einer Menge verschiedener Kleinigkeiten, die ich während des Baues der Hütte in einem andern Depot niedergelegt hatte, davongemacht hatten. Sie hatten alles gestohlen, was sie nur mitzuschleppen vermochten, wie Stücke Bambus, Stahldraht, Harpunen und Harpunenleinen, meine Sammlung von Gesteinen, Moosen u. s. w., die ich in kleinen Beuteln aus Segeltuch aufbewahrt hatte. Das Schlimmste aber war wol, daß sie sich mit einem großen Knäuel Segelgarn davongemacht hatten, das unsere Hoffnung und unser Trost gewesen war, wenn wir uns für den Winter Kleider, Schuhe und einen Schlafsack aus Bärenfellen machen müßten. Wir hatten darauf gerechnet, aus dem Segelgarn Zwirn herzustellen. Ein Glück, daß sie nicht auch den Theodoliten und unsere anderen Instrumente, die ebenfalls dort standen, mitgeschleppt hatten; diese müssen ihnen zu schwer gewesen sein. Ich ärgerte mich, als ich diese Entdeckung machte, zumal es an meinem Geburtstage geschehen war, was die Sache noch ärgerlicher machte. Sie wurde auch nicht besser, als ich im Zwielicht auf dem Geröll oberhalb der Stelle, wo die Gegenstände gelegen hatten, nachforschte, um zu sehen, ob ich nicht wenigstens Spuren finden könnte, wohin jene Teufel sie geschleppt hätten, und dabei einen Fuchs traf, der in 6 Meter Entfernung von mir stehen blieb, sich niedersetzte und ein so verteufeltes, durchdringendes, unangenehmes Geheul ausstieß, daß ich mir die Ohren zuhalten mußte. Er war offenbar wieder auf dem Wege zu meinen Sachen und ärgerte sich



Das Winterlager.



nun darüber, daß ich ihn gestört hatte. Ich ergriff große Steine und warf damit nach ihm, worauf er eine kurze Strecke fortlief, sich dann aber am Rande des Gletschers hinsetzte und weiterheulte. Wüthend kehrte ich nach der Hütte zurück, legte mich nieder und dachte darüber nach, was wir thun könnten, um an diesen verhaßten Thieren Rache zu nehmen. Patronen konnten wir nicht entbehren, jedoch eine Falle aus Steinen konnten wir bauen. Wir beschlossen, dies zu thun; es wurde aber nie etwas daraus. So viele andere Dinge nahmen uns immer in Anspruch, bis endlich Schnee das Geröll bedeckte, und es nicht mehr hell genug war, passende Steine zu suchen.

Inzwischen fuhren die Füchse fort, uns zu belästigen. Eines Tages hatten sie auch unser Thermometer*, das sich stets außerhalb der Hütte befand, gestohlen und mit fortgeschleppt. Wir suchten lange Zeit vergebens danach, bis wir es in geringer Entfernung unter einem Schneehaufen versteckt fanden. Von der Zeit an waren wir immer so vorsichtig, nachts einen Stein darüber zu decken; allein eines Morgens fanden wir, daß die Füchse den Stein weggewälzt und sich nochmals mit dem Thermometer davon gemacht hatten. Das einzige, was wir diesmal fanden, war das Futteral, das sie eine kleine Strecke entfernt fortgeworfen hatten; das Thermometer selbst haben wir nie wiedergesehen, da leider in der Nacht Schneetreiben eingetreten war, sodaß die Fährten verschwunden waren. Der Himmel mag wissen, welchen Fuchsbau es jetzt schmückt. An diesem Tage hatten wir gelernt, unser letztes Thermometer fortan in sicherer Weise zu befestigen.

Inzwischen verging die Zeit. Die Sonne sank tiefer und tiefer, bis wir sie am 15. October zum letzten male über den Bergen im Süden sahen; die Tage wurden rasch dunkler: es begann unsere dritte Polarnacht.

---

* Es war ein Minimumthermometer, das auch als Schleuderthermometer gebraucht wurde.

Wir sahen im Herbste zwei weitere Bären, einen am 8., einen am 21. October; von da an sahen wir bis zum nächsten Frühjahr keine wieder.

Als ich am Morgen des 8. October aufwachte, hörte ich draußen auf dem Schnee das Knirschen schwerer Schritte, und dann begann es, an unserm Fleisch und Speck auf dem Dache herumzuarbeiten. Ich konnte hören, daß es ein Bär war, und kroch mit meiner Büchse hinaus, vermochte aber, als ich aus dem Gange herauskam, in der Dunkelheit nichts zu sehen. Das Thier hatte mich bemerkt und war bereits verschwunden, was wir nicht allzusehr bedauerten, da wir keine große Lust hatten, in dem Winde und bei einer Temperatur von 39° Kälte uns jetzt an das saure Werk des Abhäutens zu machen.

Wir hatten nicht viel Abwechselung. Unser Leben begann morgens mit Kochen und Frühstücken. Dann kam vielleicht wieder ein Schläfchen, worauf wir hinauszugehen pflegten, um uns etwas Bewegung zu machen. Das letztere geschah jedoch nicht mehr als nothwendig, da unsere Kleider, die von Fett durchweicht und an vielen Stellen abgetragen und zerrissen waren, sich nicht gerade recht dazu eigneten, in ihnen im Winter in der freien Luft zu bleiben. Unsere Windkleider, die wir zum Schutze gegen den Wind über den andern hätten tragen sollen, waren so zerrissen, daß wir sie nicht benutzen konnten, und wir hatten so wenig Zwirn, um sie zu flicken, daß ich es nicht für richtig hielt, sie vor dem nächsten Frühjahr anzulegen, wenn wir uns zum Aufbruch vorbereiteten. Ich hatte darauf gerechnet, daß wir im Stande sein würden, uns Kleider aus Bärenfellen zu machen, allein es bedurfte Zeit, um die Felle von allem Speck und Fett zu reinigen, und eine noch viel langsamere Arbeit war es, sie trocken zu bekommen. Der einzige Weg hierzu war, sie unter dem Dache der Hütte auszubreiten, wo jedoch immer nur Raum für ein Fell war. Als eins fertig war, mußten wir es vor allen Dingen zu unserm Lager verwenden, da wir auf

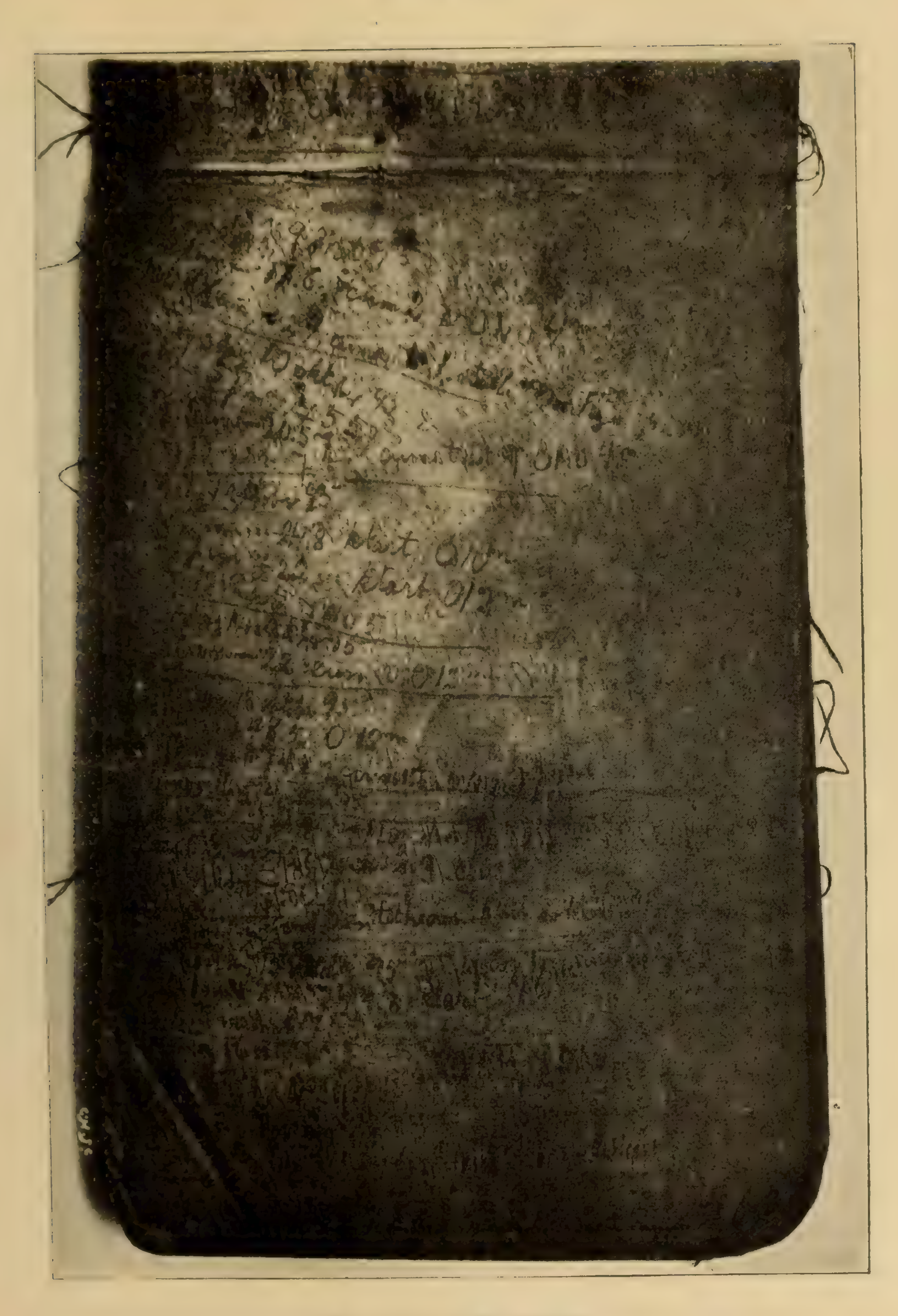
rohen, schmierigen Fellen lagen, die allmählich zu verfaulen anfingen. Als unser Lager mit getrockneten Fellen versehen war, mußten wir daran denken, uns einen Schlafsack herzustellen, weil der aus wollenen Decken bestehende, den wir hatten, mit der Zeit zum Schlafen zu kalt wurde. Erst um Weihnachten herum gelang es uns, einen Sack aus Bärenfellen fertigzustellen. So wurden alle Felle, die wir zubereiten konnten, verbraucht, und wir trugen immer noch die Kleider, die wir den ganzen Winter hindurch gehabt hatten.

Die Spaziergänge waren ebenfalls ein zweifelhaftes Vergnügen, weil stets Wind war, der unter der steilen Klippe scharf wehte. Wir empfanden es als eine wunderbare Wohlthat, wenn es gelegentlich einmal beinahe windstill war. In der Regel pfiff der Wind über uns und peitschte den Schnee dermaßen umher, daß alles in Nebel eingehüllt war. Zuweilen vergingen viele Tage, ohne daß wir die Nase aus dem Eingange steckten, und nur die dringende Nothwendigkeit trieb uns hinaus, um Eis zum Trinkwasser oder einen Schinken oder ein Stück Bärenfleisch zum Essen oder Speck für die Lampe zu holen. Gewöhnlich brachten wir auch etwas Seeeis oder, wenn eine Oeffnung oder Spalte zu finden war, etwas Seewasser für unsere Suppe mit.

Wenn wir hereinkamen und Appetit auf eine neue Mahlzeit bekommen hatten, bereiteten wir das Abendbrot, aßen so viel, bis wir satt waren, und krochen dann in den Sack, um solange wie möglich zu schlafen und die Zeit hinzubringen. Im großen und ganzen hatten wir ein sehr bequemes Leben in der Hütte. Vermittelst unserer Thranlampen konnten wir mitten im Raume die Temperatur ungefähr auf dem Gefrierpunkt halten; in der Nähe der Mauer war es jedoch beträchtlich kälter. Dort schlug sich die Feuchtigkeit in Gestalt wunderschöner Eiskrystalle nieder, sodaß die Steine weiß waren und wir in glücklichen Augenblicken träumen konnten, wir wohnten in einem Marmorschloß. Diese Pracht hatte jedoch ihre Nachtheile;

denn wenn die Außentemperatur stieg, oder wenn wir die Hütte etwas mehr erwärmten, dann liefen kleine Ströme von der Mauer in unsern Schlafsack. Jeder war eine Woche lang abwechselnd Koch, und der Dienstag, an welchem die Kochwoche des einen endete und die des andern begann, bot uns daher die einzige Abwechselung in unserm Leben und bildete einen Grenzstein, nach welchem wir unsere Zeit eintheilten. Beständig rechneten wir, wieviele Kochwochen wir noch vor uns hätten, ehe wir im Frühjahr unser Lager abbrechen könnten.

Ich hatte gehofft, in diesem Winter viel thun zu können, meine Beobachtungen und Notizen auszuarbeiten und einiges über unsere Reise zu schreiben, allein es geschah sehr wenig. Es war nicht nur das armselige, flackernde Licht der Thranlampe, das mich daran hinderte, und die unbequeme Lage, da man nur auf dem Rücken liegen oder auf den harten Steinen sitzen konnte, wobei jeder dem Druck ausgesetzte Körpertheil schmerzte: die ganze Umgebung machte einen nicht zum Arbeiten aufgelegt. Das Gehirn arbeitete nur träge, und ich hatte nie Lust, auch nur das Geringste zu schreiben. Vielleicht war es auch eine Folge der Unmöglichkeit, das Geschriebene sauber zu erhalten. Sobald man ein Stück Papier nur anfaßte, ließen die Finger einen braunen Fettfleck zurück, und wenn der Zipfel eines Kleidungsstückes darüber hin wischte, entstand ein dunkler Streifen. Unsere Tagebücher aus dieser Zeit sehen fürchterlich aus, es sind „Schmierbücher" im buchstäblichen Sinne des Wortes. O, wie sehnten wir uns nach der Zeit, in der wir wieder auf sauberm weißem Papier und mit schwarzer Tinte schreiben könnten! Oft hatte ich Mühe, die Bleistiftnotizen, die ich am Tage vorher geschrieben hatte, zu lesen, und jetzt, während ich dieses Buch schreibe, habe ich meine liebe Noth, herauszufinden, was einst auf diesen schmutzigen, dunkelbraunen Seiten gestanden hat; ich setze sie allen möglichen Beleuchtungen aus, untersuche sie mit dem Vergrößerungsglase, aber trotzdem muß ich es oft aufgeben.



Eine unleserliche Tagebuchseite.

Die Eintragungen in mein Tagebuch sind in dieser Zeit äußerst mager; es sind zuweilen Wochen, in denen nichts als die nothwendigsten meteorologischen Beobachtungen nebst Bemerkungen aufgezeichnet sind. Der Hauptgrund ist, daß unser Leben so einförmig verlief, daß es nichts gab, um darüber zu schreiben. Dieselben Gedanken kamen und gingen einen Tag wie den andern; es war in denselben nicht mehr Abwechselung als in unserer Unterhaltung. Gerade die Leere des Tagebuchs illustrirt in Wirklichkeit am besten unser Leben während der neun Monate, die wir hier zubrachten.

Mittwoch, 27. November. —23° C. Es ist windiges Wetter, der Schnee wirbelt einem um die Ohren, sowie man den Kopf aus dem Eingange heraussteckt. Alles grau in grau. Die schwarzen Steine im Schnee in der Geröllhalde weiter oben sind nur undeutlich zu erkennen, und über sich kann man gerade noch die dunkle Klippe unterscheiden. Wohin sich aber sonst der Blick wenden mag, hinaus nach der See oder den Fjord hinauf, ist alles dieselbe bleischwere Dunkelheit; man ist von der weiten Welt abgesperrt und in sich selbst eingeschlossen. Der Wind weht in scharfen Stößen und treibt den Schnee vor sich her, und oben unter dem Bergkamme pfeift und heult er in den Spalten und Löchern der Basaltmauern dieselbe ewige Melodie, die er durch vergangene Jahrtausende gesungen hat und durch zukünftige Jahrtausende singen wird. Und der Schnee wirbelt dahin, wie er es immer gethan im Wechsel der Zeiten, und alle Spalten und Vertiefungen füllen sich aus. Doch gelingt es dem Schnee nicht, die Steine der Geröllhalde zu bedecken; schwarz wie immer ragen sie in die Nacht hinein. Auf dem freien Platze vor der Hütte springen zwei Gestalten in der Winternacht wie Gespenster hin und her, um sich warm zu halten, und so werden sie auf dem Pfade, den sie sich ausgetreten haben, Tag für Tag auf und nieder rennen, bis der Frühling kommt.

Sonntag, 1. December. Wunderbar schönes Wetter während der letzten Tage; man kann gar nicht müde werden, draußen auf und ab

zu gehen, während der Mond diese ganze Eiswelt in ein Feenland verwandelt. Da liegt die Hütte noch im Schatten des Berges, der dunkeldrohend überhängt, aber das Mondlicht schwebt über Eis und Fjord und wird glitzernd von allen schneebedeckten Kämmen und Hügeln zurückgeworfen. Eine seltsame, gefühllose Schönheit, gleichwie von einem erloschenen Planeten, aufgebaut aus glänzendem weißem Marmor. So müssen die Berge dort stehen, gefroren und eiskalt; so müssen die Seen erstarrt unter der Schneedecke liegen; und wie immer zieht der Mond schweigend und langsam seine endlose Bahn durch den leblosen Raum. Und alles so still, so beängstigend still! Das große Schweigen, das eines Tages herrschen wird, wenn die Erde wieder wüst und leer ist, wenn der Fuchs nicht mehr in diesem Geröll haust, wenn der Bär nicht mehr da draußen auf dem Eise umherstreift, wenn selbst der Wind nicht mehr tost: unendliches Schweigen! In Nordlichtsflammen schwebt der Geist des Raumes über den gefrorenen Gewässern. Die Seele beugt sich vor der Majestät der Nacht und des Todes.

Montag, 2. December. Morgens. Heute höre ich, daß es wieder draußen weht; es wird daher ein ungemüthlicher Spaziergang werden. Es ist bitterkalt in unseren abgetragenen, fettigen Kleidern. Wenn kein Wind weht, ist es nicht so schlimm, aber selbst wenn nur wenig Wind ist, erstarrt er einen durch und durch. Aber wird der Frühling nicht eines Tages auch hierher kommen? Ja, und über uns wölbt sich derselbe Himmel jetzt und immerdar, ebenso hoch, ebenso ruhig. Während wir zitternd vor Kälte auf und ab schreiten, blicken wir hinauf zum endlosen Sternenzelt, und all unsere Entbehrungen, all unsere Sorgen schwinden in leeres Nichts. Sternennacht, du bist erhaben schön! Aber leihest du unserm Geiste nicht zu mächtige Schwingen, größer, als wir sie meistern können? Könntest du doch das Räthsel des Daseins lösen! Wir fühlen uns als Mittelpunkt des Lebens, wir kämpfen um das Leben, um die Unsterblichkeit, die der eine hier, der andere jenseits sucht. Deine stille Pracht verkündet: auf den Befehl

des Ewigen tratest du ins Dasein auf einem armseligen Planeten, als winziges Glied in der endlosen Kette von Umgestaltungen; auf einen neuen Befehl wirst du wieder ausgelöscht werden. Wer wird sich dann durch eine Ewigkeit von Ewigkeiten daran erinnern, daß einmal ein Eintagswesen gelebt hat, das Schall und Licht in Fesseln schlagen konnte und kurzsichtig genug war, Jahre seines kurzen Daseins mit dem Treiben durch diese gefrorenen Meere zu verbringen? Ist denn das Ganze nichts als nur ein Feuerwerk von der Dauer eines Augenblicks? Wird die ganze Weltgeschichte wie eine goldgeränderte dunkle Wolke in der Abendröthe sich auflösen, ohne Spur, ohne Zweck, einer Laune gleich?

Abends. Jener Fuchs spielt uns viele Streiche; was er fortbewegen kann, schleppt er weg. Einmal hatte er schon das Band durchgenagt, mit dem das Fell vor der Thür befestigt ist, und hin und wieder hören wir ihn wieder an dieser Arbeit; wir müssen hinausgehen und an das Dach des Eingangs klopfen. Heute hat er eins unserer Segel fortgeschleppt, in welchem unser Salzwassereis lag. Wir waren nicht wenig erschreckt, als wir Eis holen wollten und das Segel sammt allem fort war. Wir waren nicht im Zweifel, wer dagewesen war, konnten aber unter keinen Umständen unser kostbares Segel aufgeben, von welchem unsere Fahrt nach Spitzbergen im Frühjahr abhing. Wir forschten daher in der Dunkelheit danach auf der Geröllhalde, auf der Ebene und nach der See hinab. Wir suchten überall, aber nichts war davon zu sehen. Wir hatten es schließlich fast aufgegeben, und Johansen war hinabgegangen, um anderes Salzwassereis zu holen, da fand er das Segel am Strande. Unsere Freude war groß. Wunderbar war aber, daß der Fuchs das große Segel, das noch dazu voll Eis war, soweit hatte tragen können. Auf dem Wege abwärts hatte sich das Segel geöffnet, worauf er nichts mehr damit hatte anfangen können. Aber was will er mit solchen Dingen? Will er in seinem Winterbau darauf liegen? Man sollte es fast meinen. Ich wünschte nur, ich könnte seinen Bau finden und das

Thermometer wieder bekommen, sowie das Knäuel Segelgarn und die Harpunenleine und all die anderen kostbaren Dinge, die es gestohlen hat, das Vieh!

Donnerstag, 5. December. Mir scheint, als ob es nie enden wolle. Aber nur noch etwas Geduld, dann kommt der Frühling, der schönste Frühling, den die Erde uns schenken kann! Draußen ist fürchterliches Wetter mit Schneesturm; aber um so besser ist es, hier in unserer warmen Hütte zu liegen, Braten zu essen und dem über uns wüthenden Winde zuzuhören.

Dienstag, 10. December. Es ist ein böser Wind gewesen. Johansen entdeckte heute, daß sein Kajak verschwunden war. Nach einigem Suchen fand er es mehrere hundert Meter entfernt unten in der Geröllhalde wieder; es war ziemlich stark umhergeschleudert worden. Der Wind mußte es erst über mein Kajak gehoben und dann über einen großen Stein nach dem andern geworfen haben. Es scheint, es wird zu viel des Guten, wenn sogar die Kajaks in die Höhe zu fliegen beginnen. Die Luft ist draußen über der See dunkel, der Wind hat also vermuthlich das Eis aufgebrochen und seewärts getrieben, und es gibt wieder offenes Wasser.*

In der Nacht wurde es auf einmal wundervoll ruhig, und die Luft war überraschend mild. Es war entzückend draußen; wir haben schon seit geraumer Zeit nicht mehr so lange Spaziergänge in unserm Revier gemacht. Es thut einem gut, hin und wieder einmal die Beine in Bewegung zu setzen, sonst glaube ich, würden wir in unserm Winterlager ganz steif werden. Man denke nur, ganze 12° Kälte mitten im December! Wir hätten uns beinahe in die Heimat versetzt glauben, vergessen können, daß wir uns in einem Schneelande nördlich vom 81. Grade befanden.

---

* Es wehte dort am Fuße des Berges oft sehr stark. Ein andermal wurde einer meiner Schneeschuhe, der in einem Schneehaufen neben der Hütte steckte, vom Winde vollständig abgebrochen; er war aus starkem Ahornholz.

Donnerstag, 12. December. Zwischen 6 und 9 Uhr morgens beobachteten wir eine Anzahl Sternschnuppen, die meisten im Sternbilde der Schlange. Einige kamen gerade aus dem Großen Bären, später hauptsächlich aus dem Stier oder dem Aldebaran und den Plejaden. Mehrere derselben waren sehr hell, einige ließen einen Streifen leuchtenden Staubes hinter sich zurück. Angenehmes Wetter! Aber Nacht und Tag sind jetzt gleich dunkel. Wir wandern in der Dunkelheit auf unserer ebenen Fläche ununterbrochen auf und ab. Nur der Himmel weiß, wie viele Schritte wir auf dieser Ebene noch machen werden, bis der Winter zu Ende ist. Nur schwach sieht man durch die Dunkelheit die schwarzen Klippen, die Felsengrate und die großen Steine am Strande, die der Wind immer rein fegt. Ueber uns breitet der klare, von Sternen funkelnde Himmel seinen Frieden über die Erde aus. Fern im Westen fällt ein Sternschnuppenschwarm nach dem andern, einige schwach, kaum sichtbar, andere wie römische Lichter, alle eine Botschaft von fernen Welten bringend. Tief im Süden liegt eine Wolkenbank, hin und wieder begrenzt vom Schimmer des Nordlichts, aber draußen über dem Meere ist der Himmel dunkel: dort ist die See offen. Sie zu betrachten ist ganz angenehm; man fühlt sich nicht so eingeschlossen. Es ist wie ein Bindeglied mit dem Leben, dieses dunkle Meer, die mächtige Pulsader der Welt, das Botschaften bringt von Land zu Land, von Volk zu Volk, auf dem die Civilisation siegreich über die Erde getragen wird. Im nächsten Sommer wird es uns heimwärts tragen.

Donnerstag, 19. December. — 28,5 C. Es ist wieder kalt geworden und zu unangenehmes Wetter, um draußen zu sein. Aber was schadet das? Hier drinnen haben wir es gemüthlich und warm und brauchen nicht öfter hinauszugehen, als wir Lust haben. Die ganze Arbeit, die wir draußen zu thun haben, besteht darin, daß wir zwei- oder dreimal wöchentlich Süß- und Salzwassereis, hin und wieder Fleisch und Speck und ganz gelegentlich einmal ein Fell hereinholen, um es unter dem Dache zu trocknen.

Weihnachten, die Zeit der Freude, naht heran. Zu Hause ist jetzt jeder eifrig beschäftigt und weiß kaum, woher er die Zeit für alles nehmen soll; hier ist jedoch keine Geschäftigkeit, hier gilt es nur die Zeit zu verbringen. Schlafen, schlafen! Auf dem Herde summt munter der Topf. Ich sitze und warte auf das Frühstück und blicke in das flackernde Feuer, und meine Gedanken wandern weit hinaus. Was ist in Feuer und Licht für eine wundersame Kraft verborgen, daß alle erschaffenen Wesen sie suchen, von dem Urschleime im Meere bis zum herumschweifenden Menschenkinde, das auf seiner Wanderung halt macht, im Walde ein Feuer anzündet und sich daneben niederläßt; alle Sorgen läßt es fahren und freut sich der Wärme in den knisternden Flammen. Unwillkürlich fesseln diese schlangenartigen feurigen Zungen das Auge; man blickt in sie hinein, als könnte man darin sein Schicksal lesen, und in buntem Zuge gleiten Erinnerungen vorüber. Was ist Entbehrung? Was die Gegenwart? Vergiß sie, vergiß dich selbst! Du hast die Macht, alles Schöne zurückzurufen und auf den Sommer zu warten .... Beim Scheine der Lampe sitzt sie am Winterabend und näht. Neben ihr steht ein kleines Mädchen mit blauen Augen und goldigem Haar und spielt mit der Puppe. Sie blickt das Kind zärtlich an und streichelt ihm das Haar, aber ihre Augen werden feucht, und dicke Thränen rollen auf ihre Arbeit ....

Johansen liegt neben mir und schläft; er lächelt im Schlafe. Armer Junge! Er wird davon träumen, daß er um die Weihnachtszeit bei seinen Lieben zu Hause sei. Aber schlafe nur weiter — schlafe und träume! Der Winter geht vorüber, und dann kommt der Frühling, der Frühling des Lebens.

Sonntag, 22. December. Ging gestern Abend lange Zeit draußen spazieren, während Johansen als Vorbereitung zum Christfeste eine gründliche Reinigung der Hütte vornahm. Sie bestand hauptsächlich darin, daß er die Asche aus dem Herde kratzte, die Knochen und Fleischabfälle sammelte und fortwarf und dann das Eis auf-

brach, das mit allerlei Kehricht zu einer dicken Schicht auf dem Boden zusammengefroren war, wodurch die Hütte ziemlich niedrig geworden war.

Das Nordlicht war wunderbar. Wie oft man auch das seltsame Spiel des Lichtes sehen mag, nie wird man müde, es zu betrachten. Es ist, als ob Blick und Geist unter einem Banne ständen, sodaß man sich nicht loszureißen vermag. Es beginnt mit einem blaßgelben geisterhaften Lichtschimmer hinter dem Berge im Osten, gleich dem Widerschein einer fernen Feuersbrunst; es wird breiter, und bald ist der östliche Himmel eine einzige glühende Feuermasse. Nun wird es wieder schwächer und sammelt sich in einem hell glänzenden Nebelgürtel, der sich nach Südwesten erstreckt, während hier und dort einige wenige glänzende Lichtnebel sichtbar sind. Nach einer Weile schießen plötzlich da und dort Strahlen aus dem feurigen Nebel empor, bis sie fast den Zenith erreichen; es kommen noch mehr, in wilder Jagd spielen sie von Osten nach Westen über den Gürtel. Sie scheinen aus weiter, weiter Ferne immer näher heranzueilen. Aber plötzlich ergießt sich ein wahrer Strahlenschleier vom Zenith über den nördlichen Himmel, so zart und hell, wie die feinsten glitzernden Silberfäden. Ist es Surtr, der Feuerriese selbst, der in seine mächtige Silberharfe greift, daß die Saiten im Widerscheine der Flammen von Muspelheim erzittern und funkeln? Ja, es sind Harfenklänge, wild hinausstürmend in die Nacht; es ist der Söhne Surtr's wilder Kriegstanz. Aber zu anderen Zeiten sind es wieder sanft spielende, leise schaukelnde Silberwellen, auf denen die Träume in unbekannte Welten hinüberschweifen.

Nun ist wieder die Wintersonnenwende gekommen, und die Sonne hat ihren niedrigsten Stand erreicht; aber um Mittag können wir noch einen schwachen Schimmer von ihr über den Bergen im Süden erkennen. Jetzt beginnt sie wieder nordwärts zu steigen; Tag für Tag wird es heller werden, und die Zeit wird rascher vergehen. O, wie wohl verstehe ich jetzt die alte Sitte unserer Ahnen, mitten

im Winter, wenn die Macht der winterlichen Dunkelheit gebrochen ist, ein lärmendes Opferfestmahl abzuhalten. Wir würden auch einen lärmenden Schmaus veranstalten, wenn wir nur etwas zum Schmausen hätten. Wozu bedarf es auch dessen? Wir werden in Gedanken ein stilles Fest feiern und an den Frühling denken.

Auf meinem Spaziergange blicke ich zum Jupiter da droben über dem Bergkamme hinauf, zu Jupiter, dem Heimatsterne; er lächelt auf uns herab, und ich erkenne in ihm meinen guten Schutzgeist. Ist dies Aberglauben? Dieses Leben und die Natur hier könnten einen wol abergläubisch machen; und sind am Ende nicht fast alle Menschen abergläubisch, jeder in seiner Weise? Habe ich nicht festes Vertrauen auf meinen Stern und daß wir uns wiedersehen werden? Dieses Vertrauen hat mich kaum einen einzigen Tag verlassen. Der Tod kann sich, glaube ich, niemals nähern, ehe man seine Mission erfüllt hat; er kommt nie, ohne daß man das Gefühl seiner Nähe hat, — und doch kann eine kaltherzige Norne vielleicht eines Tages ohne vorherige Warnung den Faden abschneiden.

Dienstag, 24. December. Heute um 2 Uhr nachmittags —24° C. Heute ist also Weihnachtsabend. Kalt und windig ist es draußen, kalt und zugig hier drinnen. Wie einsam es ist! Noch niemals haben wir einen solchen Weihnachtsabend gehabt.

Nun läuten zu Hause die Glocken das Christfest ein. Ich höre den Glockenklang sich vom Kirchthurm durch die Lüfte schwingen. Wie schön sie erschallen!

Jetzt werden die Lichter am Weihnachtsbaum angezündet, die Kinderschar wird hereingelassen, und in Freude und Jubel tanzen sie um den Baum herum. Wenn ich wieder nach Hause komme, muß ich ein Weihnachtsfest für Kinder veranstalten. Es ist die Zeit der Freude, und zu Hause ist in jeder Hütte ein Fest.

Auch wir mit unseren ärmlichen Mitteln feiern ein Fest. Johansen hat sein Hemd gewendet; ich habe dasselbe gethan und dann die Unterhosen gewechselt, um andere anzulegen, die ich in warmem

Wasser ausgewunden habe. Auch habe ich mich in etwas warmem Wasser gewaschen, wobei ich die abgelegten Unterhosen als Schwamm und Handtuch benutzte. Jetzt fühle ich mich als ein anderer Mensch; die Kleider kleben mir nicht mehr so stark am Körper wie vorher. Dann hatten wir zum Abendessen Fiskegratin aus Fisch und Maismehl, mit Thran anstatt Butter, gebacken und gebraten (eins so trocken wie das andere), und zum Nachtisch in Thran geröstetes Brot. Morgen früh werden wir Chocolade und Brot haben.*

Mittwoch, 25. December. Wir haben schönes Weihnachtswetter bekommen; fast Windstille und helles, schönes Mondlicht. Es versetzt einen in eine ganz feierliche Stimmung; es ist der Frieden von Jahrtausenden.

Nachmittags war das Nordlicht einzig schön. Als ich um 6 Uhr ins Freie kam, war am südlichen Himmel ein heller blaßgelber Bogen. Er blieb lange Zeit fast unverändert und begann dann an seinem obern Rande hinter dem Bergkamme im Osten viel heller zu werden. Es glomm eine Zeit lang, dann schoß auf einmal das Licht an dem Bogen entlang nach Westen hin; überall stiegen Strahlen zum Zenith empor, und im nächsten Augenblick stand der ganze südliche Himmel vom Bogen bis hinauf zum Zenith in Flammen. Es flackerte und loderte, es drehte sich wie ein Wirbelwind herum (die Bewegung war die der Sonne), und die Strahlen schossen hin und her, bald roth und röthlich-violett, bald gelb, grün und blendend weiß; jetzt waren die Strahlen unten roth und oben gelb und grün, und dann war es wieder umgekehrt. Höher und höher stieg das Nordlicht; nun erschien es auch nördlich vom Zenith, einen Augenblick zeigte sich eine prachtvolle Corona, und dann wurde es dort oben zu einer einzigen wirbelnden Feuermasse: ein Wirbelstrom von rothem,

---

* Weihnachts- und Sylvesterabend waren die einzigen Gelegenheiten, bei denen wir uns gestatteten, etwas von den Vorräthen zu verzehren, die wir für die Reise nach Süden aufbewahrten.

gelbem und grünem Feuer, der das Auge blendete. Es war wie eine gewaltige elektrische Entladung. Darauf verbreitete es sich über den nördlichen Himmel, wo es lange Zeit blieb, aber nicht in demselben Glanze. Der Bogen im Süden, von wo es ausgegangen war, war noch immer sichtbar, verschwand aber bald. Die Bewegung der Strahlen erfolgte hauptsächlich von West nach Ost, manchmal aber auch in umgekehrter Richtung. Später loderte es mehrere male am nördlichen Himmel hell auf; ich zählte einmal bis zu sechs Parallelstreifen, jedoch erreichten sie nicht die Helligkeit der früheren.

Heute ist der erste Weihnachtsfeiertag. In der Heimat findet in den Familien das festliche Mittagsmahl statt. Ich sehe die würdigen alten Familienväter glücklich lächelnd in der Thür stehen, um Kinder und Enkel willkommen zu heißen. Draußen fällt der Schnee sanft und still in großen Flocken; frisch und rothwangig stürmt das junge Volk herein, trampelt im Eingange den Schnee von den Füßen, schüttelt die Mäntel ab, hängt sie auf und kommt dann ins Wohnzimmer, wo das Feuer im Kachelofen gemüthlich und behaglich knistert; und durch die Fenster sieht man draußen die Schneeflocken fallen und die Julfestgarben bedecken. Aus der Küche kommt ein köstlicher Bratenduft, und im Speisezimmer ist ein langer Tisch gedeckt für ein solides Mittagsmahl nach alter Art mit gutem altem Wein. Wie ist alles so hübsch und gemüthlich! Man könnte krank werden vor Sehnsucht nach der Heimat. Aber warte, warte, wenn der Sommer kommt .... O, der Weg zu den Sternen ist lang und beschwerlich!

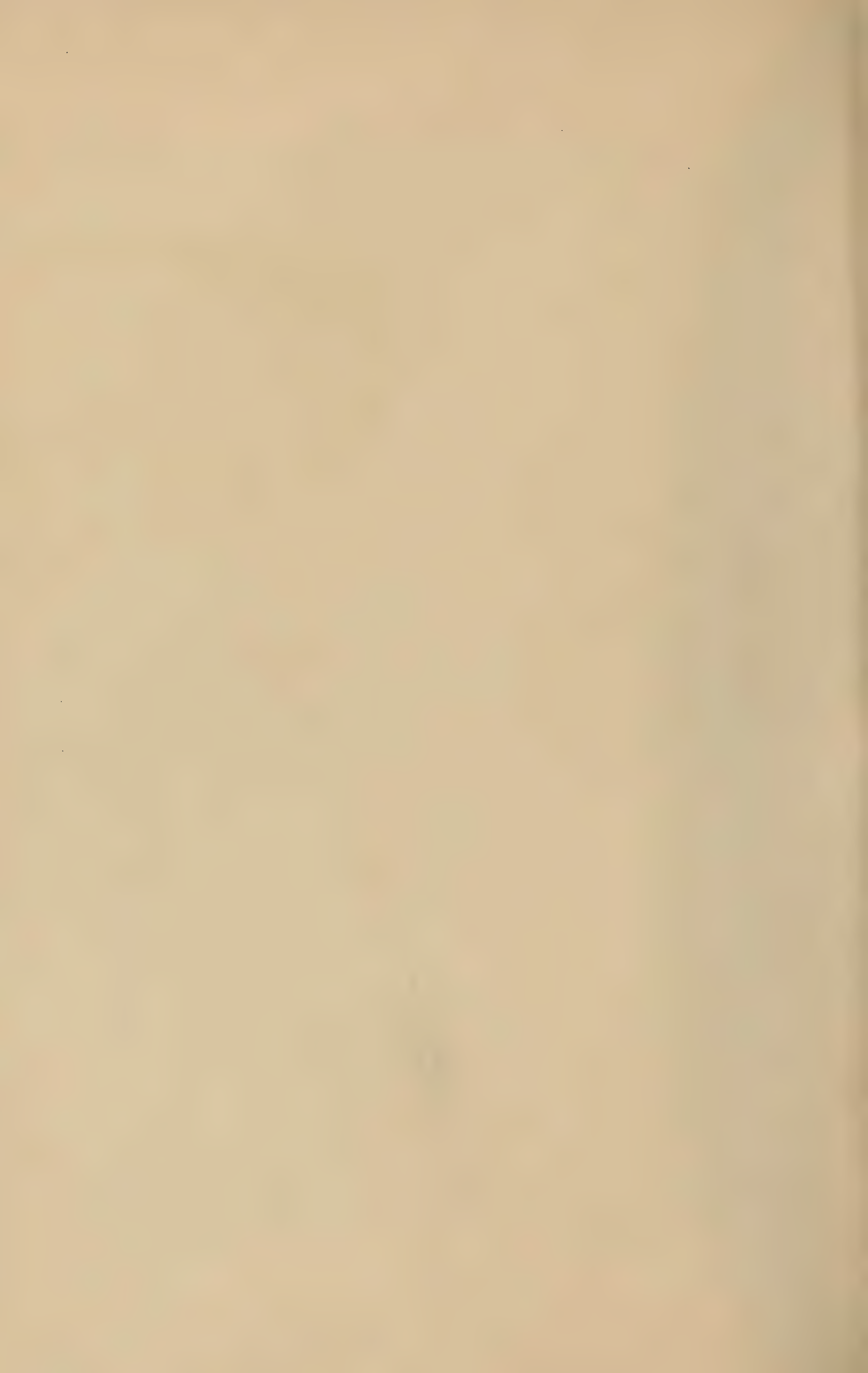
Dienstag, 31. December. Auch dieses Jahr geht zu Ende. Es ist merkwürdig gewesen, aber trotz allem ziemlich gut.

Zu Hause läuten sie das alte Jahr zu Ende. Unsere Kirchenglocke ist der eisige Wind, der über Gletscher und Schneefeld pfeift und wüthend heult, wenn er den Schnee in Wolken hoch emporjagt und vom Grate des Berges dort drüben auf uns herunterfegt. Weit den Fjord hinauf sieht man die Schneewolken, von den Windstößen getrieben, über das Eis jagen, und der Schneestaub glitzert im Mond-

licht. Und der Vollmond zieht ruhig und schweigsam von dem einen Jahr ins andere hinüber. Er scheint auf Gute und Böse herab und achtet nicht des Jahreswechsels, der Entbehrungen, der Sehnsucht. Einsam, verlassen, Hunderte von Meilen fern von allem, was uns theuer ist; aber die Gedanken fliegen rastlos auf ihren stillen Bahnen. Wieder wendet sich ein Blatt im Buche der Ewigkeit, eine neue weiße Seite ist aufgeschlagen, und niemand weiß, was darauf geschrieben werden wird.



Unsere Winterhütte (Sylvester 1895).



Sechstes Kapitel.

Neujahr 1896.

Mittwoch, 1. Januar 1896. —41,5° C. Das neue Jahr ist gekommen, das Jahr der Freude, der Heimkehr. Mit hellem Mondschein schied 1895, mit hellem Mondschein beginnt 1896; allein es ist bitterkalt; es waren die kältesten Tage, die wir hier bisjetzt kennen gelernt haben. Ich habe das gestern gefühlt, als mir alle Fingerspitzen erfroren. Ich hatte geglaubt, damit im letzten Frühjahr fertig geworden zu sein.

Freitag, 3. Januar, morgens. Es ist draußen noch immer klar und kalt; ich höre das Knallen vom Gletscher her. Er liegt dort auf dem Kamme des Berges wie ein mächtiger Eisriese, der auf uns im Schnee herabblickt; er breitet seinen Riesenkörper über das Land und dehnt seine Glieder auf allen Seiten zum Meere aus. Aber so bald es kalt wird, kälter als wir es bisher gehabt haben, windet er sich in fürchterlichen Schmerzen; Spalte auf Spalte öffnet sich in dem ungeheuern Körper, und es donnert wie von Kanonen; Himmel und Erde erzittern, und ich fühle den Boden unter mir erbeben. Man fürchtet beinahe, daß er eines Tages sich auf einen herabwälzen könnte.*

---

* Dieses Knallen im Gletscher rührt von Spalten her, die in der Eismasse entstehen, sobald sie sich infolge der Kälte zusammenzieht. Neue Spalten schienen sich nur zu bilden, wenn die Temperatur tiefer sank, als sie im Laufe des vorhergegangenen Winters gewesen war; wenigstens haben wir nur dann das Dröhnen gehört.

Johansen schnarcht, daß die Hütte dröhnt. Ich freue mich, daß seine Mutter ihn jetzt nicht sehen kann; sie würde ihren Jungen sicherlich bedauern, so schwarz und schmutzig und zerrissen wie er ist, mit Rußstreifen im ganzen Gesichte. Aber warte nur, warte nur! Sie wird ihn wieder haben, sicher und gesund, frisch und rosig!

Mittwoch, 8. Januar. Gestern Abend wehte der Wind den Schlitten, an welchem unser Thermometer hing, über den Abhang. Stürmisches Wetter draußen — wüthender Wind, der einem fast den Athem benimmt, wenn man den Kopf hinaussteckt. Wir liegen hier und suchen zu schlafen, die Zeit zu verschlafen. Immer können wir es aber nicht. O, diese langen, schlaflosen Nächte, wenn man sich von einer Seite auf die andere dreht, die Füße hinaufzieht, um sie ein wenig zu wärmen, und sich auf der ganzen Welt nur eins wünscht — Schlaf! Die Gedanken beschäftigen sich unermüdlich mit allem in der Heimat; aber der lange, schwere Körper sucht hier zwischen den rauhen Steinen vergebens eine erträgliche Lage zu finden. Die Zeit kriecht weiter. Heute ist Klein-Liv's Geburtstag gekommen. Heute ist sie drei Jahre alt und muß nun ein großes Mädchen sein. Armes kleines Ding! Du vermißt deinen Vater jetzt nicht; an deinem nächsten Geburtstag werde ich hoffentlich bei dir sein. Was für gute Freunde wir sein werden! Du wirst Huckepack reiten, und ich werde dir Geschichten aus dem Norden erzählen von Bären, Füchsen, Walrossen und den anderen merkwürdigen Thieren im Eise. — Nein, ich ertrage es nicht, daran zu denken!

Sonnabend, 1. Februar. Hier liege ich nun am Rheumatismus darnieder. Draußen wird es von Tag zu Tag heller, der Himmel über den Gletschern im Süden röthet sich mehr und mehr, bis schließlich eines Tages die Sonne über dem Bergkamme aufgehen und unsere letzte Winternacht vorüber sein wird. Der Frühling kommt! Ich habe oft gedacht, der Frühling sei traurig. Kam es daher, daß er so rasch schwand, daß er Versprechungen mit sich brachte, die der Sommer nicht erfüllte? In diesem Frühling liegt aber keine Traurig-

keit; seine Versprechungen werden gehalten werden. Es wäre zu grausam, wenn es nicht geschähe!

Es ist ein merkwürdiges Dasein, den ganzen Winter hindurch in einer unterirdischen Hütte zu liegen und nichts zu haben, an das man die Hand legen könnte. Wie sehnten wir uns nach einem Buche! Wie angenehm schien uns das Leben an Bord der „Fram“, als wir die ganze Bibliothek hatten! Oft pflegten wir uns zu sagen, wie schön diese Lebensweise trotz allem sein würde, wenn wir nur etwas zu



Das Leben in der Hütte.

lesen hätten! Johansen sprach stets mit Seufzen von Heyse's Novellen; er hatte sie an Bord besonders gern gelesen und hatte die letzte angefangen, aber nicht beendigen können. Den wenigen Lesestoff, den wir in unseren Navigationstabellen und im nautischen Jahrbuch fanden, hatte ich schon so viele male gelesen, daß ich ihn beinahe auswendig kannte, alles von der norwegischen Königsfamilie, von scheintodten Ertrunkenen und der Selbsthülfe für Fischer. Und dennoch war es immerhin ein Trost, diese Bücher zu sehen; der Anblick der

gedruckten Buchstaben ließ einen doch fühlen, daß trotz allem noch ein kleines bischen vom civilisirten Menschen in uns übrig sei. Alles, worüber wir wirklich zu sprechen hatten, war schon vor langer Zeit gründlich durchgedroschen, und es gab thatsächlich nicht viel Gedanken von gemeinsamem Interesse, die wir noch nicht ausgetauscht hätten. Das Hauptvergnügen, das uns noch blieb, war, uns gegenseitig auszumalen, wie wir uns nächsten Winter zu Hause für alles das entschädigen wollten, was wir während unsers Aufenthalts hier entbehrt hatten. Wir fühlten, daß wir schließlich gelernt hätten, auf alle Güter des Lebens Werth zu legen, wie Essen, Trinken, Kleidung, Schuhe, Haus, Heimat, gute Nachbarn u. s. w. Oft beschäftigten wir uns auch damit, auszurechnen, wie weit die „Fram" getrieben sein könne, und ob eine Möglichkeit vorhanden sei, daß sie vor uns nach Norwegen heimkehre. Wir glaubten mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß das Schiff bis nächsten Sommer oder Herbst in die See zwischen Spitzbergen und Grönland getrieben sein würde und daß die Wahrscheinlichkeit dafür spräche, daß sie im August oder September wieder in Norwegen sein würde. Aber ebenso gut war es auch möglich, daß sie früher im Sommer ankommen könnte, oder vielmehr, daß wir erst später im Herbst die Heimat erreichen würden. Das war die große Frage, auf welche wir keine bestimmte Antwort zu ertheilen vermochten, und besorgt dachten wir daran, daß die „Fram" zuerst nach Hause zurückkehren könne. Was würden unsere Freunde dann von uns denken? Es würde kaum jemand die geringste Hoffnung haben, uns wiederzusehen, nicht einmal unsere Kameraden an Bord der „Fram". Uns schien es jedoch, daß das kaum geschehen könne; wir mußten die Heimat im Juli erreichen, und es war kaum zu erwarten, daß die „Fram" so früh im Sommer schon vom Eise befreit sein würde.

Aber wo befanden wir uns? Und wie groß war die Entfernung, die wir zurücklegen mußten? Ich rechnete die Beobachtungen vom Herbst und Sommer und Frühjahr immer und immer wieder

nach, aber die ganze Geschichte war und blieb ein Räthsel. Es schien in der That klar, daß wir irgendwo weit im Westen, vielleicht an der Westküste von Franz-Joseph-Land, etwas nördlich vom Kap Lofley, liegen mußten, wie ich im Herbste vermuthet hatte. Aber wenn das der Fall war, was konnten denn das für Länder sein, die wir nach Norden gesehen hatten? Und was für Land war dasjenige, zu welchem wir zuerst gekommen waren? Von der ersten Inselgruppe, die ich Hvidtenland genannt hatte, bis zu der Stelle, wo wir jetzt liegen, hatten wir ungefähr sieben Längengrade passirt, dies ergaben unsere Beobachtungen mit Sicherheit. Aber wenn wir jetzt auf dem Meridian von Kap Fligely waren, dann mußten diese Inseln auf einem so weit östlichen Meridian liegen, daß er zwischen König-Oskar-Land und Kronprinz-Rudolf-Land fallen mußte, und doch waren wir sehr viel östlicher gewesen und hatten nichts von diesen Ländern gesehen. Wie war das zu erklären? Und dazu war das von uns gesehene Land südwärts verschwunden, und wir sahen keine Zeichen von Land weiter östlich. Nein, es war unmöglich, daß wir einem bekannten Land nahe gewesen waren, wir mußten auf einer westlicher liegenden Insel sein, in der Straße zwischen Franz-Joseph-Land und Spitzbergen, und konnten nicht anders als an das bisher so räthselhafte Gillis-Land denken. Aber dies schien ebenfalls nicht leicht zu erklären zu sein, denn es war schwer zu begreifen, daß eine so ausgedehnte Landmasse wie diese in der verhältnißmäßig schmalen Straße sollte Raum finden können, ohne dem Nordostland bei Spitzbergen so nahezukommen, daß sie von dort leicht zu sehen war. Ein anderer Schluß schien jedoch überhaupt nicht annehmbar zu sein. Wir hatten längst den Gedanken aufgegeben, daß unsere Uhren auch nur annähernd richtig gehen könnten, da wir in diesem Falle, wie bereits erwähnt, gerade über Payer's Wilczek-Land und seinen Dove-Gletscher gekommen sein müßten, ohne sie zu bemerken. Diese Möglichkeit war also ausgeschlossen.

Es waren aber auch noch andere Dinge, die mich in Verlegenheit brachten. Wenn wir uns auf einem Lande in der Nähe von Spitzbergen befanden, weshalb wurden dann dort niemals Rosenmöven gesehen, während wir sie hier im Norden in Scharen angetroffen hatten? Und dann war auch noch die große Mißweisung des Kompasses. Unglücklicherweise hatte ich keine Karte der Mißweisungen mit, und konnte mich nicht erinnern, wo der Nullmeridian der Mißweisung lag, die Grenzlinie zwischen östlicher und westlicher Mißweisung. Ich meinte jedoch, daß sie irgendwo in der Nähe des Nordostlandes läge, und hier hatten wir noch eine Mißweisung von ungefähr 20°. Die ganze Sache war und blieb ein unlösliches Räthsel!

Als im Laufe des Frühjahrs das Tageslicht länger zu werden begann, machte ich eine Entdeckung, die uns noch rathloser zu machen geeignet war. An zwei Punkten, in ungefähr Südwest und West, glaubte ich am Horizont Land durchschimmern zu sehen. Dies wiederholte sich wieder und immer wieder, bis ich schließlich ganz sicher glaubte, daß es wirklich Land sei. Es mußte aber sehr weit entfernt sein, mindestens 111 Kilometer, wie ich meinte.* Wenn es schon für die Inseln, die wir bisjetzt gesehen hatten, schwierig war, zwischen Franz-Joseph-Land und Nordostland Platz zu finden, so war es noch viel schwieriger, für diese Landmassen neuen Raum zu schaffen. Konnte es Nordostland selbst sein? Das schien kaum glaublich. Das Land hier mußte auf ungefähr 81° oder nördlicher liegen, während Nordostland nicht viel nördlicher als bis 80° reicht. Dann mußten diese Inseln dem Nordostlande wenigstens ziemlich naheliegen, und wenn wir sie erst einmal erreicht hatten, dann konnten wir nicht mehr sehr viel weiterzugehen haben und würden vielleicht offenes Wasser finden auf dem ganzen Wege bis zur Tromsöer Jacht, von der wir nun schon über ein Jahr phantasirt hatten und die uns heimbringen sollte.

---

* Später zeigte sich, daß die Entfernung etwa 90 Kilometer betrug.

Der Gedanke an alle die guten Dinge, die wir an Bord der Jacht finden würden, tröstete uns stets, wenn die Zeit unerträglich schwer auf uns lastete. Unser Leben war in der That nicht sehr behaglich. Wie sehnten wir uns nach einer Veränderung in der Einförmigkeit unserer täglichen Nahrung! Wenn wir nur ein wenig Zucker oder Mehlspeise zu all dem ausgezeichneten Fleisch gehabt hätten, wir hätten wie die Fürsten leben können. Unsere Gedanken weilten sehnsüchtig bei großen Schüsseln voll Kuchen; Brot und Kartoffeln gar nicht zu erwähnen. Wie wollten wir uns für die verlorene Zeit entschädigen, wenn wir wieder zurückkämen; und sobald wir an Bord des Schiffes aus Tromsö wären, sollte der Anfang gemacht werden! Ob sie wol Kartoffeln an Bord haben würden? Und ob sie wol frisches Brot hätten? Schlimmstenfalls ließe sich auch Schiffszwieback hören, wenn wir ihn mit Zucker und Butter backen könnten. Noch besser als das Essen würden freilich reine Kleider sein, die wir anlegen könnten. Und dann Bücher — an Bücher nur zu denken! Ach, die Kleider, die wir trugen, waren fürchterlich! Und wenn wir eine wirklich angenehme Stunde verbringen wollten, dann stellten wir uns einen großen, hellen, saubern Laden vor, dessen Wände mit nichts als neuen, sauberen, weichen, wollenen Anzügen behängt waren, aus denen wir uns aussuchen konnten, was wir nur wollten. Man denke: reine Hemden, Westen, Unterhosen, weiche, warme wollene Hosen, köstliche bequeme Jacken, und dann auch reine wollene Strümpfe und warme Filzpantoffeln — könnte man sich etwas Schöneres vorstellen? Und nun gar ein römisches Bad! Wir pflegten stundenlang in unserm Schlafsack nebeneinander zu sitzen und von allen diesen Dingen zu plaudern. Wir konnten es uns fast nicht vorstellen, alle die schweren fettigen Lumpen wegwerfen zu können, in denen wir gingen! Wie Leim klebten sie am ganzen Körper. Unsere Beine hatten am meisten zu leiden, da die Hosen fest an den Knien klebten, sodaß sie, wenn wir uns bewegten, an der Innenseite der

Oberschenkel die Haut abschabten und abrissen, bis alles wund und blutig war. Es machte mir die größte Mühe, zu verhindern, daß diese Wunden allzusehr mit Fett und Schmutz beschmiert würden, und ich mußte sie beständig mit Moos oder einem Fetzen von einer der Binden aus unserer Apotheke und ein wenig Wasser waschen, das ich in einem Becher über der Lampe erwärmte. Nie vorher habe ich so sehr eingesehen, welch großartige Erfindung Seife in Wirklichkeit ist. Wir machten allerlei Versuche, den schlimmsten Schmutz fortzuwaschen, sie waren aber alle gleich erfolglos. Wasser übte auf diese Schmiere keinen Einfluß aus; besser war es, sich mit Moos und Sand zu scheuern. Sand konnten wir in den Mauern unserer Hütte reichlich finden, wenn wir das Eis herunterhackten. Die beste Methode war jedoch, unsere Hände gründlich mit warmem Bärenblut und Thran einzuschmieren und mit Moos wieder abzureiben. Dann wurden sie so weiß und weich wie die zartesten Damenhände, und wir vermochten uns kaum zu denken, daß sie zu unserm eigenen Körper gehörten. Wenn von diesen Toilettegegenständen nichts zu haben war, hielten wir es für die zweitbeste Methode, die Haut mit einem Messer abzukratzen.

War es uns schon schwer, den Körper zu reinigen, so war dies bei unseren Kleidern eine reine Unmöglichkeit. Wir versuchten es auf alle mögliche Weise; wir wuschen sie sowol nach Eskimo-, als auch nach unserer eigenen Weise, aber beide nutzten nicht viel. Wir kochten unsere Hemden stundenlang im Topfe und nahmen sie wieder heraus, um zu finden, daß sie noch ebenso voll Fett waren, wie wir sie hineingelegt hatten. Dann versuchten wir den Thran herauszuwinden; das ging ein wenig besser. Das einzige, was wirklich einige Wirkung that, war aber, sie zu kochen und, solange sie noch warm waren, mit einem Messer abzukratzen. Wenn wir sie dann mit den Zähnen und der linken Hand festhielten und ausreckten und sie mit der rechten Hand überall abkratzten, dann gelang es uns, erstaunliche Mengen von Fett herauszubekommen; wenn wir sie wieder anlegten, nachdem

sie getrocknet waren, hätten wir sie für rein halten können. Das abgekratzte Fett war natürlich ein willkommener Zuwachs zu unserm Brennmaterial.

Inzwischen ließen wir Haar und Bart vollständig wild wachsen. Allerdings hatten wir eine Schere und hätten die Haare schneiden können; allein da unser Kleidervorrath keineswegs verschwenderisch groß war, so meinten wir, es würde ein wenig wärmer sein, wenn wir alles Haar behielten, das uns über die Schultern herabzuhängen begann. Es war aber ebenso rabenschwarz wie unser Gesicht, und als wir einander im Tageslicht des Frühjahrs ansahen, fanden wir, daß unsere Zähne und das Weiße der Augen unheimlich weiß erglänzten. Im ganzen hatten wir uns jedoch an unser Aussehen gegenseitig so gewöhnt, daß wir wirklich nichts Besonderes mehr daran fanden, und erst, als wir andere Leute trafen und merkten, daß sie nicht ganz derselben Meinung waren, begannen wir einzusehen, daß gegen unser Aeußeres doch vielleicht einiges eingewendet werden könnte.

Es war ein seltsames Leben, das unsere Geduld in vieler Beziehung hart auf die Probe stellte; aber gleichwol war es nicht so unerträglich, wie man annehmen könnte. Jedenfalls glaubten wir unter Erwägung aller Umstände ziemlich gut daran zu sein. Wir waren während der ganzen Zeit guten Muthes; wir blickten heiter in die Zukunft und schwelgten in dem Gedanken an alle die Freuden, die uns in derselben erwarteten. Wir brachten es nicht einmal fertig, uns zu zanken. Nach unserer Rückkehr wurde Johansen einmal gefragt, wie wir beide durch den Winter gekommen seien und es angestellt hätten, uns nicht zu überwerfen, da es doch eine schwere Prüfung für zwei Männer sei, in völliger Einsamkeit so lange miteinander zu leben. „O nein", antwortete er, „wir haben uns nicht gezankt; das einzige war, daß ich im Schlafe die schlechte Angewohnheit habe, zu schnarchen, und dann pflegte Nansen mich in den Rücken zu stoßen." Ich kann nicht leugnen, daß dies der Fall gewesen ist; ich habe ihm manchen wohlgemeinten Stoß

versetzt, doch schüttelte er sich dann glücklicherweise nur und schlief ruhig weiter.

So verging uns die Zeit. Wir thaten unser Bestes, soviel wie möglich von ihr zu verschlafen. In dieser Kunst brachten wir es zu einem hohen Grade der Vollendung, indem wir manchmal nicht weniger als 20 Stunden im Tage schliefen. Wenn noch jemand an dem alten Irrthum festhält, daß der Skorbut dem Mangel an Bewegung zuzuschreiben ist, so möge er uns als lebende Beweise des Gegentheils ansehen; denn unsere Gesundheit war während der ganzen Zeit ausgezeichnet. Als jedoch mit dem Frühling das Licht zurückzukehren begann, überkam uns größere Lust, hinauszugehen. Außerdem war es jetzt nicht immer so kalt, und wir mußten den Schlaf etwas einschränken. Dann nahte auch die Zeit unserer Abreise heran, und wir hatten uns noch viel mit den Vorbereitungen für dieselbe zu beschäftigen.

Dienstag, 25. Februar. Angenehmes Wetter heute, um draußen zu sein; es ist gerade, als ob der Frühling beginnen wolle. Wir haben die ersten Vögel gesehen, zunächst eine Schar von etwa einem Dutzend Krabbentaucher und dann einen weitern Zug von vier; sie kamen aus dem Süden dem Lande entlang, augenscheinlich durch die Straße im Südosten, und verschwanden hinter dem Bergrücken im Nordwesten von uns. Wieder einmal hörten wir ihr fröhliches Zwitschern, das ein Echo in uns wachrief. Etwas später hörten wir es nochmals, und dann schien es uns, als ob die Vögel sich auf dem Berge über uns niedergelassen hätten. Der erste Gruß vom Leben. Gesegnete Vögel, wie seid ihr willkommen!

Es war gerade wie an einem Frühlingsabend zu Hause. Der rothe Sonnenglanz verschwand allmählich mit den goldigen Wolken, und der Mond ging auf. Ich ging draußen auf und nieder und träumte, ich sei an einem Frühlingsabend in Norwegen.

Mittwoch, 26. Februar. Heute hätten wir die Sonne wieder sehen müssen, doch war der Himmel bewölkt.

Freitag, 28. Februar. Ich habe entdeckt, daß wir aus einem Stück Segelgarn zwölf Fäden herstellen können, und fühle mich so glücklich wie ein König. Wir haben jetzt Zwirn genug, und unsere Windkleider sollen wieder geflickt werden. Wir können auch das Segeltuch der Säcke auftrennen und als Zwirn verwenden.

Sonnabend, 29. Februar. Die Sonne steht heute hoch über dem Gletscher. Wir müssen im Ernste anfangen, mit dem Thran sparsam umzugehen, wenn wir von hier fortkommen wollen, sonst bleibt zu wenig Speck für die Reise übrig.

Mittwoch, 4. März. Als Johansen heute Morgen hinausging, war der ganze Berg über uns mit Krabbentauchern bedeckt, die zwitschernd von Vorsprung zu Vorsprung flogen und überall auf dem Gletscher saßen. Als wir später hinauskamen, waren sie verschwunden.

Freitag, 6. März. Es geht uns jetzt schlecht. Wir müssen, um Thran zu sparen, im Dunkeln schlafen und können nur einmal am Tage kochen.

Sonntag, 8. März. Schoß einen Bären. Johansen sah zehn Scharen Krabbentaucher, die heute Morgen den Sund hinaufflogen.

Dienstag, 10. März. Der Bär von vorgestern war gerade im richtigen Augenblick gekommen; ein recht angenehmer Bursche!

Es ging uns recht schlecht, sowol was Speck, als was Fleisch anbetrifft, am meisten aber des Speckes wegen; wir sehnten uns nach einem Bären und meinten, es müsse jetzt etwa die Zeit sein, daß sie wiederkommen könnten. Ich hatte gerade den Sonntag Morgen damit verbracht, meine Windhosen zu nähen und meine Komager zu flicken, um vollständig bereit zu sein, wenn ein Bär erscheinen sollte. Johansen, dessen Kochwoche es war, hatte ebenfalls ein wenig genäht; er reinigte gerade die Hütte zum Sonntag und trug Knochen und Fleischabfälle hinaus, womit er bis an den Eingang gelangt war. Kaum hatte er aber das draußen über der Oeffnung liegende Fell aufgehoben, als ich ihn Hals über Kopf wieder hereineilen und über einen

Haufen Knochen stolpern und rufen hörte: „Da steht ein Bär gerade vor der Thür.“ Er riß seine Büchse von der Stelle herab, wo sie unter dem Dache hing, und steckte den Kopf in den Durchgang, zog ihn aber rasch zurück und sagte: „Er steht dicht davor und will offenbar hereinkommen.“

Es gelang Johansen, eine Ecke des Felles vor der Thür zur Seite zu ziehen, um Raum für seinen Ellenbogen zum Schießen zu bekommen, was aber nicht ganz leicht war. Der Durchgang war ohnehin schmal genug, und jetzt war er auch noch voller Knochen und Fleischabfälle. Während Johansen geduckt lag, sah ich, daß er einmal das Gewehr an die Schulter hob, dann es aber wieder sinken ließ; er hatte vergessen, es zu spannen, und der Bär hatte sich ein wenig bewegt, sodaß nur Maul und Tatzen von ihm zu sehen waren. Nun aber begann er mit einer der Tatzen in dem Durchgang herumzukratzen, als ob er hereinkommen wollte, worauf Johansen meinte, er müsse Feuer geben, wenn er ihn auch nicht sähe. Er schob die Büchse hinaus, richtete den Lauf auf den obern Rand der Oeffnung, weil er glaubte, daß der Schuß dem Bären gerade durch die Brust gehen müsse, und gab Feuer. Ich hörte ein dumpfes Brummen und das Knirschen schwerer Tritte, die sich aufwärts dem Geröll zuwandten. Johansen hatte wieder geladen und den Kopf zur Oeffnung hinausgesteckt; er sagte, er sähe ihn dort hinaufgehen, es schiene nicht viel geworden zu sein, und stürzte hinter ihm her. Mittlerweile hatte ich mit dem Kopfe voran in dem Schlafsack gelegen und auf eine Socke Jagd gemacht, die ich nicht finden konnte. Nach langem Suchen fand ich sie endlich — auf dem Erdboden natürlich. Dann war auch ich fertig, und wohlausgerüstet mit Büchse Patronen, Messer und Feile (zum Schärfen des Seehundsmessers) folgte ich. Ich hatte auch meine Windhosen an, die während des ganzen Winters wegen Mangel an Zwirn zum Nähen derselben unbenutzt gehangen hatten, jetzt aber, als die Temperatur nur — 2° C. war, natürlich angezogen werden mußten. Ich folgte den Spuren, die

westwärts und nordwärts längs der Küste führten. Nach einer Weile begegnete mir endlich Johansen, der sagte, der Bär läge weiter hin; er habe ihn schließlich eingeholt und mit einem Schuß in den Rücken abgethan. Während er umkehrte, um die Schlitten zu holen, ging ich hin, um mit dem Abhäuten anzufangen, was jedoch nicht so ganz rasch geschehen sollte. Als ich mich der Stelle näherte, wo der Bär, wie ich meinte, liegen müsse, erblickte ich den „todten" Bären, der



Johansen feuert auf den Bären.

weit voraus in ziemlich lebhaftem Tempo die Küste entlang trabte. Hin und wieder blieb er stehen, um sich nach mir umzusehen. Ich rannte auf das Eis hinauf, um, wenn möglich, auf seine andere Seite zu kommen und ihn zurückzutreiben, damit wir ihn nicht zu weit zu schleppen hätten. Nachdem ich dies einige Zeit fortgesetzt hatte und ungefähr auf gleiche Höhe mit ihm gekommen war, begann er an dem Gletscher hinauf und unter einige zerrissene Felsstücke zu

klettern. Ich hatte nicht darauf gerechnet, daß ein „todter" Bär dazu im Stande sein würde. Das einzige war, ihn so bald wie möglich daran zu hindern; allein gerade als ich in Schußweite war, verschwand er hinter einem Vorsprung. Bald darauf sah ich ihn wieder, ein gutes Stück höher hinauf und ganz außer Schußweite. Er reckte den Hals, um zu sehen, ob ich ihm nachkäme. Ich stieg ihm eine Strecke nach, aber da er längs des Berges rascher lief, als ich ihm in dem tiefen Schnee folgen konnte, unter welchem außerdem Spalten verborgen waren, in die ich wiederholt bis zur Brust hineinfiel, so zog ich es vor, wieder nach dem Fjordeis hinabzuklettern. Nach einer kleinen Weile kam er unter einer senkrechten Klippe mit etwas steilem Geröll hervor, wo er vorsichtig auf dem letztern weiterzukriechen begann. Ich befürchtete, daß er sich an einer Stelle wie diese, wo wir ihn nicht erreichen konnten, hinlegen werde, und meinte, ich müsse, obwol die Entfernung groß war, doch schießen, um zu versuchen, ihn dadurch zum Herabsteigen zu bringen. Es sah nicht danach aus, als ob er dort oben festen Halt für die Füße hätte. Unter der Klippe wehte es ordentlich, und ich sah, daß der Bär, wenn die schlimmsten Windstöße kamen, sich platt niederlegen und mit den Klauen festhalten mußte; doch hatte er dazu nur drei Füße, da das rechte Vorderbein zerschossen war. Ich stellte mich nun an einen großen Stein am untern Rande des Gerölls, zielte gut und gab Feuer. Ich sah die Kugel gerade unter ihm in den Schnee einschlagen; getroffen oder nicht, sprang er auf und versuchte über eine Schneewehe zu setzen, glitt aber aus und überschlug sich. Ein paar mal versuchte er, sich festzuhalten, fiel aber weiter, bis er schließlich auf den Füßen stand und nun langsam wieder hinaufzukriechen begann. Mittlerweile hatte ich wieder geladen; die Schußweite war jetzt geringer, und ich schoß nochmals. Er stand einen Augenblick still und glitt dann immer weiter am Abhange hinab, erst langsam, dann schneller und immer schneller, wobei er sich mehrfach überschlug. Ich glaubte, er

käme gerade auf mich zu, tröstete mich jedoch mit dem Gedanken, daß der Stein, hinter welchem ich stand, recht fest war. Mich niederkauernd schob ich rasch eine neue Patrone in den Lauf. Der Bär war jetzt bei dem Geröll unten am Abhange angekommen; er war mit Steinen und Schneeklumpen zusammen in einer Reihe von Sätzen, von denen einer immer größer als der andere war, heruntergestürzt. Es war ein seltsamer Anblick, diesen großen weißen Körper durch die Luft fliegen und einen Luftsprung nach dem andern thun zu sehen, als ob er ein Stück Holz gewesen wäre. Endlich machte er noch einen gewaltigen Satz und stieß darauf an einen großen Stein. Ein starker Krach, und er lag dicht neben mir; dann gingen noch einige Zuckungen durch den Körper, und alles war vorüber.

Es war ein ungewöhnlich großes Männchen mit wunderschönem dickem Pelz, den man gern zu Hause haben möchte; das Beste aber war, daß er auch sehr fett war.

Es war so windig, daß die Windstöße einen wol umwerfen konnten, wenn man nicht darauf vorbereitet war. Bei so milder Luft aber, wie wir hatten, hatte der Wind nicht viel auf sich, und es würde keine so schwere Arbeit gewesen sein, den Bären abzuhäuten, hätte er nicht in einer Vertiefung gelegen und wäre er nicht so schwer gewesen, daß ein Mann ihn nicht bewegen konnte. Nach einer Weile kam Johansen herbei, und schließlich hatten wir ihn zerlegt und nach dem Eise hinabgeschleppt, wo wir ihn auf den Schlitten packten. Wir waren noch nicht weit gekommen, als wir fanden, es würde für uns zu viel sein, ihn auf einmal gegen den Wind weit zu ziehen. Wir legten daher die Hälfte in einem Haufen auf dem Eise nieder und breiteten das Fell darüber aus, mit der Absicht, sie in einem oder zwei Tagen zu holen; aber selbst auf diese Weise hatten wir Mühe genug, in der Dunkelheit gegen den Wind anzukämpfen, sodaß es schon spät am Abend war, ehe wir heimkamen. Es war lange her, seitdem wir uns so über unser Nachhausekommen sowie darüber gefreut hatten, daß wir uns

in den Sack legen und frisches Fleisch und heiße Suppe zum Abendbrot verzehren konnten.

Wir lebten sechs Wochen von diesem Bären.

Als Johansen heute Morgen um sechs draußen war, glaubte er Millionen Krabbentaucher die Straße hinauffliegen zu sehen, und als wir nachmittags um zwei Uhr wieder hinauskamen, flog unaufhörlich eine Schar nach der andern nach der See zu; es dauerte bis zum späten Nachmittage. Ich sah auch zwei Grilllummen (Uria grylle) über unseren Köpfen hinfliegen; es waren die ersten, die wir gesehen haben.*

Mittwoch, 25. März. Hinter dem Kap im Südwesten ist unverändert der dunkle Wasserhimmel zu sehen, der sich von dort fast bis zum äußersten Westen ausdehnt. Er ist während des ganzen milden Wetters bei südwestlichem Winde schon seit Anfang des Monats da gewesen. Dort scheint immer offenes Wasser zu sein, denn sobald der Himmel überzogen ist, zeigt sich in jenem Viertel auch der Widerschein des Wassers.

Donnerstag, 2. April. Als ich heute Abend um 8 Uhr (unser Morgen fiel an diesem Tage mit dem Abend zusammen) aufstand, hörten wir draußen ein Thier umherrascheln und an irgendetwas nagen. Wir beachteten es nicht sehr, weil wir glaubten, daß es ein Fuchs sei, der sich auf dem Dache in der gewöhnlichen Weise mit einem Stück Fleisch beschäftige. Wenn er auch etwas mehr Lärm zu machen schien, als wir in letzter Zeit von den Füchsen zu hören gewohnt gewesen waren, so war das Geräusch doch kaum stark genug, um von einem Bären zu kommen. Wir dachten nicht daran, daß der Schnee nicht mehr so kalt und knirschend war wie während des

---

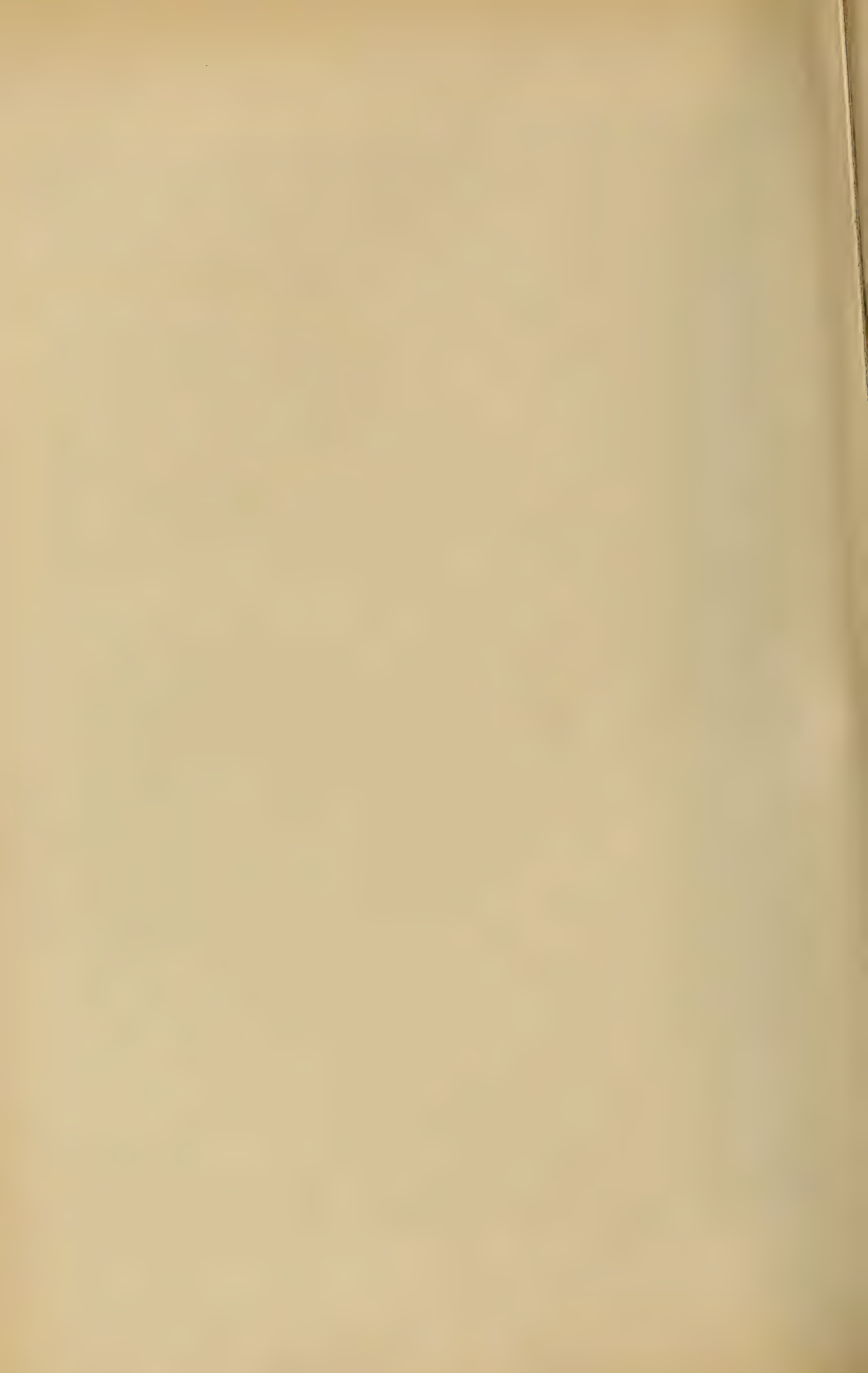
* Nun da das Frühjahr fortschritt, hatten wir gute Gelegenheit, zu beobachten, wie die Krabbentaucher in großen Scharen, und in geringerer Anzahl die Grilllummen, zu gewissen unabänderlich feststehenden Tageszeiten vom Lande aus der offenen See zuflogen und zu anderen Zeiten in ununterbrochenen Zügen in die von Eis geschlossenen Fjorde zu ihren Brütfelsen zurückkehrten.



Pastellskizze von Fridtjof Nansen. *F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.*

BANDFÖRMIGES NORDLICHT.

(28. Nov. 1893.)



Winters. Als Johansen hinausging, um das Thermometer abzulesen, sah er, daß ein Bär um die Hütte herumgegangen war. Demselben hatten jedoch die Bärenkadaver offenbar nicht gefallen, und er hatte sich nicht an ihnen vorbei bis zum Walroßspeck auf dem Dache gewagt. An der Oeffnung des Einganges und dem Schornstein hatte er stark geschnüffelt und wahrscheinlich den köstlichen Geruch von gebratenem Speck und lebendem Menschenfleisch genossen. Dann hatte er eine draußen liegende Walroßhaut eine kleine Strecke fortgeschleppt und den Speck heruntergekratzt. Er war der Fährte folgend vom Eise in schräger Richtung den Hügel heraufgekommen, dann unseren Fußtritten von der Hütte bis zu der Stelle, wo wir Salzwasser holten, nachgegangen und darauf weiter über das Eis gewandert, bis er die dort liegenden Walroßkadaver gewittert und sich ihnen genähert hatte, als Johansen ihn in Sicht bekam. Dort hatte er sich ans Schmausen gemacht. Da meine Büchse augenblicklich nicht gebrauchsfähig war, nahm ich Johansen's Gewehr und stieg allein zum Bären hin. Er war so eifrig beschäftigt, die Kadaver zu benagen und Stücke Fleisch herunterzureißen, daß ich von hinten ganz nahe an ihn herankommen konnte, ohne daß ich mich um eine Deckung zu kümmern brauchte. Da ich wissen wollte, wie nahe ich ihm kommen könnte, ging ich weiter, und erst als ich so dicht bei ihm war, daß ich ihn mit der Mündung meiner Büchse fast berühren konnte, hörte er meine Schritte; so eifrig war er beschäftigt gewesen. Er wendete sich um, blickte mich trotzig und erstaunt an, worauf ich ihn mit einer Ladung gerade ins Gesicht begrüßte. Er warf den Kopf in die Höhe, pustete und warf Blut aus auf den Schnee, worauf er sich wieder umdrehte und davongalopirte. Ich wollte wieder laden, allein die Patrone klemmte sich fest, sodaß ich sie nur durch Anwendung meines Messers wieder herausbekommen konnte. Während ich hiermit beschäftigt war, hatte sich der Bär besonnen, war stehengeblieben, hatte sich mir zugewandt und schnaubte wüthend, da er sich entschlossen hatte, mich anzugreifen. Dann begab er sich auf ein

in der Nähe befindliches Stück Eis, stellte sich in Vertheidigungsstellung auf und streckte mir den Hals entgegen, während das Blut ihm aus Maul und Nase floß. Die Kugel war ihm durch den Kopf gegangen, ohne jedoch das Gehirn zu berühren. Endlich hatte ich eine andere Patrone in den Lauf geschoben, mußte ihm aber fünf Schüsse geben, bis ich ihn schließlich tödtete. Nach jedem Schusse stürzte er nieder, doch kam er immer wieder auf. Ich war an das Visir auf Johansen's Büchse nicht gewöhnt und schoß daher damit zu hoch. Schließlich wurde ich ärgerlich, stürzte auf ihn zu und machte ihm ein Ende.

Wir waren allmählich für die Fahrt nach Süden gut mit Speck und Fleisch ausgerüstet und beschäftigten uns jetzt eifrig mit unseren Vorbereitungen dazu. Es war noch sehr viel zu thun. Wir mußten damit anfangen, uns aus unseren wollenen Decken neue Kleider zu machen; unsere Windkleider mußten geflickt und genäht, unsere Komager gesohlt, aus Bärenfell mußten Socken und Handschuhe hergestellt werden. Dann machten wir uns aus Bärenfell auch einen leichten guten Schlafsack. Dies alles nahm Zeit in Anspruch, und wir arbeiteten daher von diesem Augenblicke an vom frühen Morgen bis spät in die Nacht fleißig mit der Nadel. Unsere Hütte war plötzlich in eine geschäftige Schneider- und Schusterwerkstätte verwandelt. Seite an Seite saßen wir auf dem Steinlager im Schlafsacke und nähten und nähten und dachten an die Heimkehr. Zwirn erhielten wir durch Auffasern des baumwollenen Segeltuches einiger Proviantsäcke.

Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß wir stets über die Aussichten unserer Reise sprachen. Großen Trost fanden wir in dem Feststehen des dunkeln Himmels im Südwesten, der viel offenes Wasser in dieser Richtung andeutete. Infolgedessen meinte ich, daß wir auf der Reise nach Spitzbergen gute Verwendung für unsere Kajaks haben würden. Ich erwähne dies offene Wasser mehrmals in meinem Tagebuche. Zum Beispiel am 12. April: „Offenes Wasser vom Kap im



Johansen im Schlafsack.

Südwesten bis nach Norden, soweit wir sehen können." Hiermit meine ich natürlich, daß über dem ganzen Horizont in dieser Richtung dunkle Luft war, die deutlich anzeigte, daß das Wasser dort offen war. Dies konnte uns nicht überraschen; wir mußten in der That darauf vorbereitet sein, seitdem Payer um Mitte April auf einem noch nördlichern Punkte an der Westküste vom Kronprinz-Rudolf-Land offenes Wasser gefunden hatte; gerade dies hatte mir den ganzen Winter hindurch im Sinne gelegen.

Ein Zweites, das uns an die nahe Nachbarschaft der See glauben ließ, war, daß wir täglich von Elfenbeinmöven und Eissturmvögeln, zuweilen auch von Stummelmöven besucht wurden. Die ersten Elfenbeinmöven sahen wir am 12. März; während des April wurden sowol diese immer zahlreicher, als auch die Tauchermöven (Larus glaucus), die auf dem Dache unserer Hütte und rundumher saßen und an den Knochen und Abfällen der Bären, die sie dort fanden, hackten und pickten.

Während des Winters hatte uns das beständige Nagen der Füchse an dem Fleische da oben unterhalten und daran erinnert, daß wir noch nicht von allen lebenden Wesen verlassen seien. Wenn wir im Halbschlummer lagen, konnten wir uns oft einbilden, zu Hause zu sein und die Ratten und Mäuse bei ihren Lustbarkeiten in der Bodenkammer über uns zu hören.

Mit dem Eintritt des Tageslichtes verschwanden die Füchse. Sie fanden jetzt reichlich Nahrung an den Krabbentauchern oben in den Spalten der Berge und brauchten sich nicht mehr von unserm steinhart gefrorenen Bärenfleisch zu nähren. Statt dessen hatten wir jetzt das Picken der Möven; doch riefen diese nicht dieselben Täuschungen hervor, sondern waren oft, wenn sie auf dem Dache der Hütte über unseren Köpfen saßen, recht lästig und störten uns sogar im Schlafe. Wir mußten daher an das Dach klopfen oder hinausgehen, um sie zu verscheuchen, was jedoch immer nur für wenige Minuten die gewünschte Wirkung hatte.

Am 18. April, als ich mit Sonnenbeobachtungen beschäftigt war, blickte ich zufällig auf und sah zu meinem Erstaunen einen Bären mir gerade gegenüber auf dem Eise am Lande stehen. Er mußte schon längere Zeit dort gestanden und zugeschaut haben, was ich machte. Ich rannte nach der Hütte, um eine Büchse zu holen; als ich aber zurückkehrte, gab er Fersengeld, und ich hatte keine Lust, ihn zu verfolgen.

Sonntag, 19. April. Heute Morgen um 7 Uhr wurde ich durch den schweren Tritt eines Bären draußen geweckt. Ich rief Johansen, der Licht machte, während ich Beinkleider und Komager anzog und mich mit dem geladenen Gewehr hinausschlich. Während der Nacht war wie gewöhnlich eine große Menge Schnee über die Haut geweht, die die Hüttenöffnung bedeckte, sodaß es mir schwer wurde durchzubrechen. Indem ich mit aller Gewalt von unten mit dem Fuß dagegen stieß, gelang es mir endlich, den Schnee fortzuschlagen, sodaß ich den Kopf ins Freie stecken konnte, wo das Tageslicht nach der in der Hütte herrschenden Dunkelheit ganz blendend wirkte. Ich sah nichts, wußte aber, daß ein Bär dicht hinter der Hütte stehen mußte. Dann hörte ich ein Schnaufen und Pusten, — und fort lief das Vieh im plumpen Bärengalop, den Abhang hinauf! Ich wußte nicht, sollte ich schießen oder nicht, da ich, die Wahrheit zu sagen, bei diesem unangenehmen Wetter nur wenig Lust zum Bärenabhäuten verspürte. Ich schickte ihm aber doch, halb aufs Gerathewohl, eine Kugel nach, die natürlich fehlging, worüber ich indeß nicht bös war. Ich schoß nicht wieder; der eine Schuß genügte, ihn zu erschrecken und für den Augenblick von der Rückkehr abzuhalten. Wir brauchten ihn nicht, wenn nur er unsere Sachen in Ruhe lassen wollte! Bei der Spalte im Norden blickte er sich um und setzte dann den Weg fort. Wie gewöhnlich war er gegen den Wind gekommen und mußte uns mithin nach Westen auf dem Eise gewittert haben. Er hatte mehrere Zickzackgänge seewärts gegen uns gemacht, war beim Eingange der Hütte gewesen, wo er

seine Visitenkarte zurückgelassen hatte, und dann direct auf einen Hügel hinter uns zugegangen, wo Walroßspeck lag, auf allen Seiten von den Bärenkadavern umgeben. Die letzteren hatten keine Schrecken für ihn. Er hatte das den Speck bedeckende Bärenfell eine weite Strecke fortgeschleppt, doch war es ihm glücklicherweise nicht gelungen, etwas zu fressen, ehe ich kam.

Sonntag, 3. Mai. Als Johansen heute Morgen hereinkam, sagte er, er habe draußen auf dem Eise einen Bären gesehen; er nähere sich. Etwas später ging er wieder hinaus, um nach ihm zu sehen, konnte ihn aber nicht entdecken; wahrscheinlich hatte sich dieser nach der Bai im Norden gewendet. Wir erwarteten jedoch einen Besuch von ihm, da der Wind dorthin wehte. Und richtig, als wir im Laufe des Tages beim Nähen saßen und so eifrig arbeiteten, wie wir nur konnten, hörten wir schwere Tritte draußen auf dem Schnee. Dann hörten sie auf, gingen ein wenig rückwärts und vorwärts, darauf wurde etwas geschleppt, und alles war wieder ruhig. Johansen schlich vorsichtig mit seiner Büchse hinaus. Als er zur Oeffnung hinausschaute und seine Augen sich von der ersten blendenden Wirkung des Tageslichts erholt hatten, sah er einen Bären, der an einem Bärenfell nagte. Eine Kugel durch den Kopf tödtete ihn auf der Stelle. Es war ein mageres kleines Thier, aber des Mitnehmens werth, weil es uns die Mühe ersparte, die Kadaver aufzuthauen, um davon Proviant für unsere Reise abzuschneiden. Steifgefroren, wie sie jetzt sind, können wir sie draußen in der Kälte nicht entzweischneiden, sondern müssen sie in die Hütte bringen und in der Wärme erst weich werden lassen, und das kostet Zeit. In letzter Nacht waren zwei Bären hier zum Besuch gewesen, jedoch bei dem Schlitten wieder umgekehrt, der in der Moräne westlich von uns aufrecht steht, um als Gestell für unsere Thermometer zu dienen.

Als wir am Sonnabend, 9. Mai, beim Frühstücken waren, hörten wir draußen wieder Bärentritte, und da wir befürchteten, daß das Thier unsern Speck fressen würde, hatten wir kein anderes Mittel,

als es zu erschießen. Nun hatten wir weit mehr Fleisch, als wir gebrauchten, und wollten daher für den Augenblick ungern weitere Patronen verwenden. Was uns aber am meisten leidthat, war der Gedanke an all die schönen Bärenfelle, die wir würden zurücklassen müssen.

Die Zeit nahte jetzt heran, in der wir unser Lager würden abbrechen müssen, und mit fieberhaftem Eifer arbeiteten wir an den Vorbereitungen. Unsere Kleidungsstücke waren fertig.

Die Eintragung für Dienstag, 12. Mai, lautet:

„Nahm heute Abschied von meinen alten Beinkleidern. Ich war ganz traurig bei dem Gedanken an die guten Dienste, die sie mir geleistet hatten; aber sie sind jetzt so schwer von Oel und Schmutz, daß sie mehr als doppelt so schwer als ursprünglich sein müssen, und wenn man sie drückte, würde Thran heraussickern."

Es war unleugbar angenehm, die aus den Wolldecken hergestellten neuen leichten, weichen Beinkleider anzuziehen, die einigermaßen fettfrei waren. Da dieses Material aber loses Gewebe war, so befürchtete ich, daß es sich nicht halten würde, bis wir Spitzbergen erreichten, und wir hatten es daher an der Innen- wie an der Außenseite mit Stücken von alten Unterbeinkleidern und einem Hemde verstärkt, um es gegen Abnutzung zu schützen.

Während ich am Sonnabend, 16. Mai, außerhalb der Hütte einige Beobachtungen vornahm, sah ich draußen auf dem Eise einen Bären mit einem ganz kleinen Jungen. Ich hatte eben vorher einen Gang dorthinaus gemacht, und sie untersuchten meine Fußspuren. Die Mutter war vorn und ging auf alle Hügel hinauf, auf denen ich gewesen war, wandte sich dann um, schnüffelte, blickte nach den Spuren, stieg darauf wieder hinab und ging weiter. Das kleine Junge trabte hinterher und wiederholte genau die Bewegungen der Mutter. Endlich wurden sie dessen müde, richteten die Schritte dem Lande zu und verschwanden hinter dem Vorgebirge nördlich von uns. Als bald darauf Johansen herauskam, erzählte ich es ihm und sagte:

„Ich glaube, wir werden sie bald in der Spalte dort oben sehen, da der Wind nach dieser Richtung weht.“

Kaum hatte ich ausgesprochen, als wir, hinüberblickend, sie dort beide stehen sahen, die Hälse vorstreckend, schnüffelnd und uns und die Hütte betrachtend. Wir wollten sie nicht schießen, weil wir Ueberfluß an Nahrung hatten, meinten aber, es würde amusant sein, sie aus der Nähe zu beobachten und dann, wenn möglich, ordentlich zu erschrecken, um sie von einem Besuche bei uns während der Nacht abzuhalten, sodaß wir in Ruhe schlafen könnten. Als wir uns näherten, schnaubte die Mutter ärgerlich. Sie wandte sich mehrere male um, als ob sie gehen wollte, wobei sie das Junge voran stieß, drehte sich aber immer wieder um, um uns genauer zu betrachten. Schließlich trotteten sie langsam davon, wobei sie aber beständig zögerten und zurückblickten. Als sie an den Strand hinuntergekommen waren, marschirten sie ganz langsam zwischen den Hügeln weiter. Ich rannte ihnen nach. Die Mutter ging voran, das Junge trabte genau in ihren Fußstapfen hinterher. Bald war ich ihnen nahe; die Mutter sah mich, ging schneller und suchte das Junge zu veranlassen, mitzukommen, jedoch fand ich jetzt, daß es nicht rascher laufen, als ich folgen konnte. Als die Mutter dies sah, wandte sie sich um und kam schnaubend direct gegen mich herangestürmt. Ich blieb stehen und bereitete mich zum Schusse vor, für den Fall, daß sie mir zunahekommen sollte; inzwischen trottete das Junge so rasch wie möglich weiter. Die Mutter machte, wieder schnaubend und zischend, wenige Schritte vor mir halt, blickte sich dann nach dem Jungen um und trabte ihm nach, als sie sah, daß es sich eine tüchtige Strecke entfernt hatte. Ich folgte ihnen und holte das Junge wieder ein, worauf die Mutter dasselbe Manöver wiederholte. Sie schien die allergrößte Luft zu haben, mich zu Boden zu schlagen; allein dann war das Junge wieder ein wenig weitergekommen, weshalb sie sich nicht erst mit mir aufhielt, sondern ihm nachtrottete. Das wiederholte sich mehrere male; dann begannen sie den Gletscher zu erklettern, die Mutter

voran, das Junge hinterdrein. Das letztere kam aber nicht sehr rasch vorwärts, obwol es, so gut es konnte, in den Fußstapfen der Mutter durch den tiefen Schnee weiter trottete; es erinnerte mich, als es hinaufkletterte und sich halb erschreckt, halb neugierig, fortwährend umblickte, an ein Kind in Hosen. Es war rührend anzusehen, wie die Mutter sich unaufhörlich umwandte, um es zur Eile anzutreiben, wobei sie es hin und wieder mit dem Kopfe anstieß und während der ganzen Zeit mich anschnaubte und anzischte, während ich ruhig unten stand und zusah. Als sie den Rücken erreicht hatten, blieb die Mutter stehen und zischte ärger als je. Nachdem sie das Junge hatte an sich vorübergehen lassen, verschwanden beide über den Gletscher, während ich mich zurückbegab, um meine Arbeit fortzusetzen.

Während der letzten Wochen hatte in der Hütte eine fieberhafte Thätigkeit geherrscht. Wir waren immer ungeduldiger geworden und wollten aufbrechen, doch war noch immer viel zu thun. Jetzt empfanden wir es bitter, daß wir nicht mehr auf die Vorräthe der „Fram" zurückgreifen konnten. An Bord der „Fram" konnte das eine oder andere fehlen, hier fehlte uns in der That alles. Was würden wir nicht selbst für eine einzige Kiste Hundekuchen — für uns selbst — aus dem Ueberfluß der „Fram" gegeben haben? Wo sollten wir all das finden, was wir brauchten? Für eine Schlittenreise muß man einen Vorrath von leichtem, nahrhaftem Proviant mitnehmen, der gleichzeitig eine möglichst große Mannigfaltigkeit bietet; man muß leichte und warme Kleidung, starke und praktische Schlitten haben u. s. w. — Ja, wir kennen sie, diese Vorschriften des arktischen Reise-Abc. Die uns bevorstehende Reise war gewiß keine sonderlich weite; es handelte sich nur darum, Spitzbergen zu erreichen und an Bord der Jacht zu gelangen; sie war aber trotzdem lang genug, um diese Vorsichtsmaßregeln auch für uns von Bedeutung erscheinen zu lassen.

Als wir die Vorräthe, die wir zu Beginn des Winters vergraben hatten, hervorholten und die Säcke öffneten, fanden wir, daß nur noch wenige traurige Reste eines Proviants vorhanden waren, der früher

einmal gut gewesen, jetzt aber größtentheils infolge der Feuchtigkeit des letzten Herbstes verschimmelt und verdorben war. Unser Mehl, unser kostbares Mehl, war schimmelig geworden und mußte fortgeworfen werden; die Chocolade hatte sich in der Feuchtigkeit aufgelöst und war nicht mehr vorhanden, und der Pemmikan — nun, er hatte ein seltsames Aussehen, und als wir ihn kosteten — pfui! Er mußte ebenfalls fortgeworfen werden. Es war noch ein Quantum Fischmehl, etwas Aleuronatmehl und etwas feuchtes, halb verschimmeltes Brot übrig, das wir sorgfältig in Thran kochten, theils um es zu trocknen, weil die Feuchtigkeit durch das kochende Oel vertrieben wurde, theils um es durch die Imprägnirung mit Fett nahrhafter zu machen. Nach unserer Meinung schmeckte es köstlich, und wir bewahrten es sorgfältig für festliche Gelegenheiten und für die Zeit auf, wenn uns alle Nahrungsmittel ausgegangen sein würden. Hätten wir Bärenfleisch trocknen können, so würden wir damit sehr guten Proviant gewonnen haben, doch war das Wetter zu rauh und zu kalt, sodaß die aufgehängten Fleischstreifen nur halb trocken wurden. Es war weiter nichts zu thun, als so viel zerschnittenes rohes Fleisch und Speck mitzunehmen, als wir befördern konnten. Dann füllten wir die drei Blechkannen, die Petroleum enthalten hatten, mit Thran, den wir als Brennmaterial benutzten. Zum Kochen wollten wir auf der Reise den Topf, der zum Kochapparate gehörte, benutzen, während wir unsere Lampe als Becken zum Brennen von Speck und Thran verwendeten. Dieser Proviant und das Brennmaterial bildeten keine besonders leichte Ausrüstung, aber sie hatten wenigstens den Vorzug, daß wir wahrscheinlich im Stande sein würden, das Verzehrte unterwegs wieder zu ersetzen. Hoffentlich finden wir reichlich Wild.

Eine größere Schwierigkeit für uns waren die kurzen Schlitten, da wir sie hier natürlich nicht verlängern konnten. Wenn es uns nicht gelang, auf dem ganzen Wege nach Spitzbergen offenes Wasser zu finden, und wir gezwungen waren, sie über das unebene Treibeis zu schleppen, konnten wir uns kaum vorstellen, wie wir mit den auf

den kurzen Schlitten liegenden Kajaks weiterkommen sollten, ohne daß sie auf den Hügeln und Eisrücken in Stücke geschlagen würden. Denn die Kajaks wurden nur in der Mitte getragen, beide Enden aber ragten weit über die Schlitten hinaus und sie berührten bei der geringsten Unebenheit das Eis, sodaß Löcher in das Segeltuch gestoßen wurden. Wir mußten die Kajaks daher in der Weise schützen, daß wir Bärenfelle darunter befestigten; dann mußten wir aus dem spärlichen Holzvorrath, den wir noch besaßen, so gut es ging Lager herstellen, um sie auf den Schlitten zu befestigen. Das war keine leichte Sache, weil es hauptsächlich darauf ankam, die Lager hoch zu machen, um die Kajaks soviel wie möglich in die Höhe zu bringen und dadurch vom Eise freizuhalten. Dann mußten die Kajaks gut festgebunden werden, damit sie an ihrem Platze blieben. Wir besaßen jedoch keine Stricke zum Befestigen und mußten sie uns erst aus roher Bären- und Walroßhaut herstellen, die beide nicht gerade das allerbeste Material zu solchen Befestigungen sind. Jedoch bewältigten wir die Schwierigkeiten und erreichten, daß die Kajaks ruhig und gut lagen. Den schwersten Theil ihrer Ladung verstauten wir natürlich soviel wie möglich in der Mitte, damit die Enden durch das Gewicht nicht abbrächen.

Unsere persönliche Ausrüstung in Ordnung zu bringen, war ebenso schwierig. Das Anfertigen der neuen Kleidungsstücke nahm bei zwei so ungeschickten Schneidern lange Zeit in Anspruch; allein die Praxis machte uns allmählich flinker, und ich glaube, wir hatten allen Grund, auf die schließlich von uns erzielten Erfolge stolz zu sein. Als wir die Kleidungsstücke endlich anlegten, sahen sie ganz stattlich aus, wenigstens dachten wir es. Wir sparten sie auf und ließen sie solange wie möglich hängen, damit sie bei unserm Aufbruch noch neu wären. Johansen hat, glaube ich, seine neue Jacke nicht eher getragen, als bis wir andere Leute trafen. Er behauptete, er müsse sie neu behalten, bis wir in Norwegen angekommen seien; er könne nicht wie ein Räuber umhergehen, wenn er wieder unter Landsleute käme. Die armseligen Ueberreste der Unterkleider, die wir besaßen, mußten

selbstverständlich, bevor wir aufbrachen, gründlich gewaschen werden, damit wir uns in denselben bewegen könnten, ohne uns zu viele Löcher in die Haut zu raspeln. Das Waschen führten wir in der früher beschriebenen Weise aus.

Unsere Fußbekleidung befand sich in nichts weniger als befriedigendem Zustand. Socken konnten wir allerdings aus Bärenfell herstellen, aber das Schlimmste war, daß die Sohlen unserer Komager fast abgetragen waren. Es gelang uns jedoch, eine Art Sohlen aus Walroßhaut anzufertigen, indem wir sie bis auf die halbe Dicke abschabten und den Rest dann über der Lampe trockneten. Mit diesen Sohlen flickten wir die Komager nach Finnenart; wir besaßen eine Masse Zwirn aus Sehnen, und es gelang uns damit, unsere Komager wieder einigermaßen wasserdicht zu machen. So waren wir trotz allem, was die Kleidung betraf, ziemlich gut ausgerüstet, obwol man nicht sagen konnte, daß sie sich durch Sauberkeit auszeichnete. Um uns gegen Wind und Regen zu schützen, hatten wir noch unsere Windkleider, die wir so gut es ging geflickt und zusammengenäht hatten; aber dies dauerte fürchterlich lang, weil die ganzen Kleidungsstücke jetzt aus nichts weiter als Flicken auf Flicken bestanden und sie, sobald man an der einen Stelle ein Loch gestopft hatte, an einer andern wieder aufplatzten, wenn man sie anzog. Die Aermel waren besonders schlecht; schließlich riß ich beide Aermel meiner Jacke heraus, damit ich mich nicht mehr darüber zu ärgern brauchte, wenn ich sah, daß beständig Fetzen abrissen.

Es war auch sehr wünschenswerth für uns, einen leichtern Schlafsack zu haben. Der, den wir mitgebracht hatten, war nicht mehr vorhanden, weil wir aus den wollenen Decken Kleidungsstücke gefertigt hatten; das Einzige war also, zu versuchen, uns einen möglichst leichten Sack aus Bärenfell herzustellen. Indem wir die dünnsten Felle aussuchten, gelang uns ein Sack, der nicht viel schwerer war als der aus Renthierfellen, den wir beim Verlassen der „Fram" mitgenommen hatten.

Eine größere Schwierigkeit war es, uns ein brauchbares Zelt zu machen. Das, welches wir gehabt hatten, kam nicht mehr in Frage. Es war während der fünfmonatigen Reise im vorigen Jahr abgenutzt und in Stücke zerrissen, und was davon übrig geblieben, dem hatten die Füchse ein Ende gemacht, da wir es im Herbst über unsern Fleisch- und Speckhaufen gebreitet hatten, um ihn vor den Möven zu schützen. Die Füchse hatten es in allen Richtungen zernagt und zerrissen und große Stücke davon weggeschleppt, die wir umhergestreut wiederfanden. Wir dachten sehr viel darüber nach, wie wir uns ein neues Zelt machen könnten; das Einzige, was uns einfiel, war, die Schlitten mit den Kajaks darauf in der Entfernung einer Mannshöhe parallel zu einander aufzustellen, dann an den offenen Seiten Schnee aufzuhäufen, bis sie geschlossen waren, obenauf unsere Schneeschuhe und Stöcke zu legen und über das Ganze unsere zusammengeschnürten beiden Segel zu breiten, sodaß sie auf den Seiten bis auf den Boden reichten. Auf diese Weise gelang es uns, einen ganz wirksamen Schutz herzustellen, bei welchem die Kajaks die Dachfirste und die Segel die Seitenwände des Zeltes bildeten. Es war bei Schneetreiben allerdings nicht ganz dicht, und wir hatten gewöhnlich ziemliche Mühe, um die Spalten und Oeffnungen mit unseren Windkleidern und anderen Dingen zu verstopfen.

Den wichtigsten Theil unserer Ausrüstung bildeten jedoch unsere Feuerwaffen; diese hatten wir glücklicherweise in ziemlich gutem Zustand erhalten. Wir reinigten die Büchsen gründlich und rieben sie mit Thran ein. Auch hatten wir noch etwas Vaseline und Oel für die Schlösser. Als wir unsere Munition nachzählten, fanden wir zu unserer Freude, daß wir noch ungefähr 100 Kugel- und 110 Schrotpatronen besaßen. Wir hatten also nöthigenfalls noch für mehrere weitere Winter genug.

Siebentes Kapitel.

Heimwärts!

Am Dienstag, 19. Mai, waren wir endlich zum Aufbruch bereit. Unsere Schlitten standen beladen und befestigt. Das Letzte, was wir thaten, war, die Hütte von außen und innen zu photographiren und in derselben einen kurzen Bericht über unsere Reise zurückzulassen. Er lautete:

„Dienstag, 19. Mai 1896. Hatten uns am 22. September 1893 nördlich von Kotelnyj auf ungefähr 78° 43′ nördlicher Breite im Eise festgemacht. Trieben während des folgenden Jahres nordwestwärts, wie wir es erwartet hatten. Johansen und ich verließen die «Fram» am 14. März 1895 auf ungefähr 84° 4′ nördlicher Breite und 103° östlicher Länge*, um nordwärts vorzudringen. Der Befehl über den Rest der Expedition wurde Sverdrup übertragen. Fanden nordwärts kein Land. Am 6. April 1895 mußten wir auf ungefähr 86° 14′ nördlicher Breite und ungefähr 95° östlicher Länge umkehren, da das Eis unpassirbar geworden war. Richteten unsern Kurs auf Kap Fligely; kannten aber, da unsere Uhren stehen geblieben waren, unsere Länge nicht mit Bestimmtheit und trafen am 6. August 1895 bei vier mit Gletschern bedeckten Inseln im Norden dieser Inselkette auf ungefähr 81° 30′ nördlicher Breite** und ungefähr 7° östlich von diesem Platze ein. Erreichten diesen Ort am

---

* Das war ein Schreibfehler, es sollte 102° östlicher Länge heißen.

** Die Inseln liegen in Wirklichkeit nördlicher.

26. August 1895 und hielten es für am sichersten, hier zu überwintern. Lebten von Bärenfleisch. Brachen heute südwärts auf, längs des Landes, mit der Absicht, auf dem nächsten Wege nach Spitzbergen hinüberzugelangen. Wir vermuthen, daß wir auf Gillis-Land sind.

Fridtjof Nansen."



Blick auf unsere Winterhütte.

Dieser erste Bericht über unsere Reise wurde in eine Messingröhre gesteckt, die den Cylinder der Luftpumpe unseres „Primus" gebildet hatte. Die Röhre wurde mit einem Holzpflock verschlossen und an einem Draht an dem Dachbalken der Hütte befestigt.

Um 7 Uhr nachmittags verließen wir unser Winterlager und begannen unsere Reise nach Süden. Nachdem wir den ganzen Winter

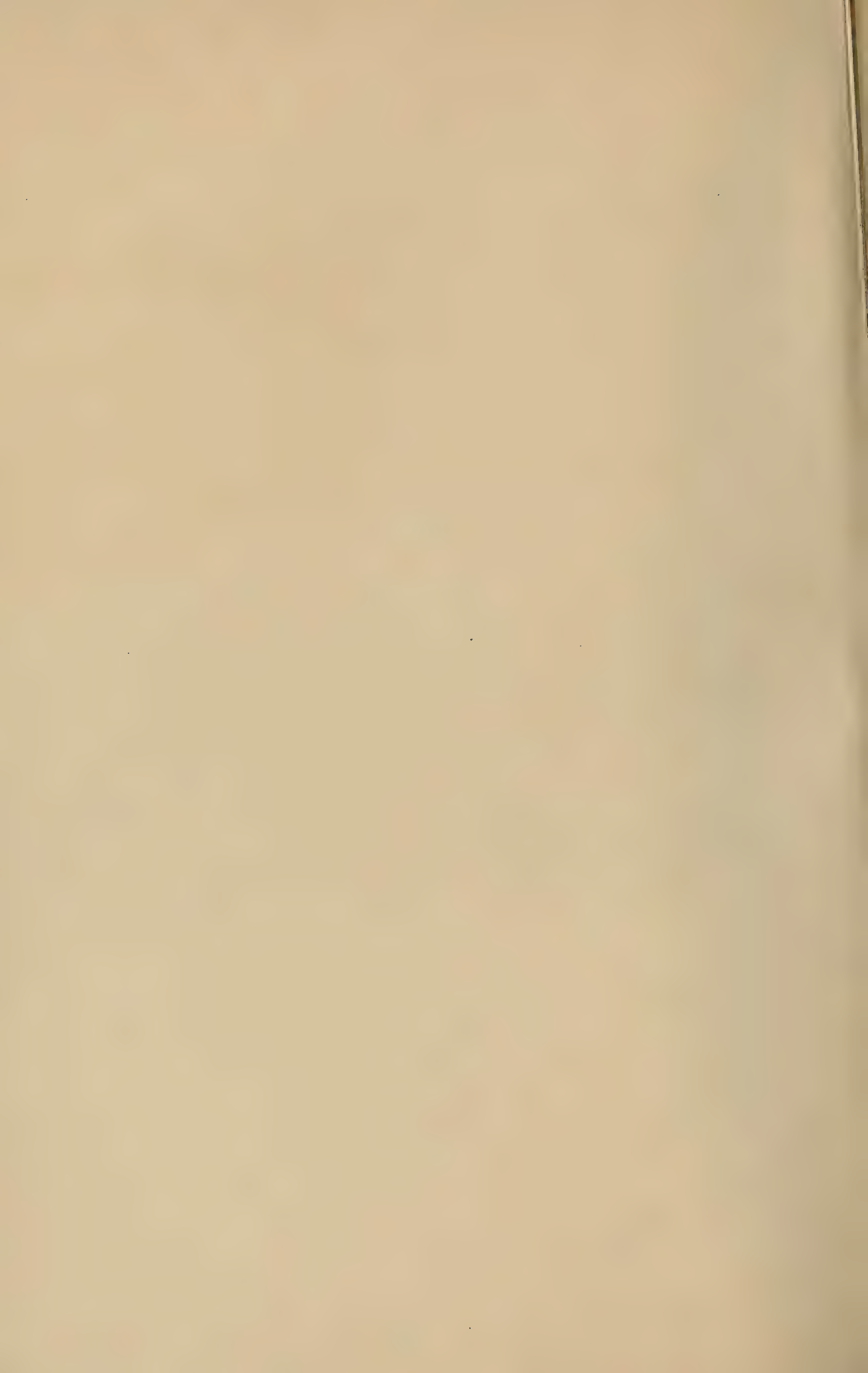
über so wenig Bewegung gehabt hatten, hatten wir nicht viel Neigung zum Gehen und fanden das Weiterziehen der Schlitten mit den beladenen Kajaks schwer. Um zu Beginn nicht zuviel zu thun, aber unsere Glieder geschmeidig zu machen, bevor wir uns ernstlich anzustrengen anfingen, gingen wir am ersten Tage nur ein paar Stunden und schlugen dann, sehr befriedigt, das Lager auf. Es war ein wunderbar glückliches Gefühl, zu wissen, daß wir endlich unterwegs waren und daß es nun thatsächlich heimwärts ging.

Auch am nächsten Tage (Mittwoch, 20. Mai) machten wir nur einen kurzen Tagemarsch. Wir steuerten auf das Vorgebirge im Südwesten von uns los, auf das wir den ganzen Winter geblickt hatten. Nach dem Himmel zu urtheilen, mußten wir auf der andern Seite dieses Kaps offenes Wasser finden. Sehr eifrig spähten wir danach aus, wie weit sich das Land jenseits dieses Punktes ausdehne. Befanden wir uns nördlich von Kap Lofley, so mußte sich das Land nach Südosten zu wenden beginnen; wenn andererseits das Land nach Südwesten gerichtet war, dann mußte es ein neues Land weiter westlich in der Nähe von Gillis-Land sein.

Am nächsten Tage (Donnerstag, 21. Mai) erreichten wir das Kap und schlugen dort unser Lager auf. Den ganzen Winter hatten wir es „Kap der Guten Hoffnung" genannt, weil wir dort andere Verhältnisse zu finden erwarteten, die unser Weiterkommen erleichtern würden. Unsere Hoffnungen sollten nicht getäuscht werden. Von dem Rücken des Berges sah ich im Süden nicht weit entfernt offenes Wasser, sowie zwei neue schneebedeckte Länder, ein großes vor uns in Süd 40° West und ein nicht viel kleineres im Westen (Süd 85° West). Es war vollständig mit Gletschereis bedeckt und sah aus wie ein glattgewölbter Schild. Wie die Küste lief, konnte ich eines Vorgebirges im Süden wegen nicht deutlich sehen. Sie schien sich aber nicht nach Südosten zu wenden, sodaß wir nicht in der Nähe von Kap Lofley sein konnten.



Nach Süden!
Nansen und Johansen auf dem Heimwege im Mai 1896.



Wir hofften, nunmehr im Stande zu sein, unsere Kajaks schon am nächsten Tage zu Wasser zu lassen und dann rasch in südwestlicher Richtung vorwärtszukommen; allein in dieser Beziehung wurden wir enttäuscht. Am nächsten Tage herrschte ein Schneesturm, und wir mußten bleiben, wo wir waren.

Als ich morgens im Sacke lag und das Frühstück bereitete, erblickte ich plötzlich einen Bären, der in der Entfernung von ungefähr zwanzig Schritt ruhig an uns vorüberzog. Er blickte ein- oder zweimal nach uns und den Schlitten hin, konnte sich aber nicht recht erklären, was wir waren, da der Wind aus einer andern Richtung kam; da er uns nicht witterte, setzte er seinen Weg fort. Ich ließ ihn ungestört weitergehen, wir hatten noch Lebensmittel genug.

Sonnabend, 23. Mai, war das Wetter noch immer schlecht, doch gingen wir eine kleine Strecke weiter, um den Weg zu untersuchen. Was wir entscheiden mußten, war, ob wir sofort auf das offene Wasser, das auf der andern Seite einer Insel im Westen lag, zugehen oder ob wir auf dem Küsteneis am Lande entlang nach Süden wandern wollten. Wir kamen zu einem Kap, das aus ungewöhnlich ausgeprägtem Säulen-Basalt bestand. Wir nannten es wegen seiner seltsamen Form die „Burg".* Hier sahen wir, daß das Land sich in südlicher Richtung weiter erstreckte und daß das offene Wasser in derselben Richtung lag und vom Lande nur durch einen schmalen Streifen Küsteneis getrennt war. Da letzteres voll Spalten zu sein schien, beschlossen wir, über die Insel im Westen zu gehen und uns so rasch wie möglich einzuschiffen. Wir kehrten daher wieder um und machten alles bereit.

Unsere Vorbereitungen bestanden zunächst und vor allen Dingen darin, daß wir die Nähte unserer Kajaks kalfaterten, indem wir geschmolzenes Stearin darübergossen und dann die Ladung so um-

---

* Jackson hatte es Kap M'Clintock genannt.

stauten, daß wir Platz zum Sitzen bekamen. Am nächsten Tage (Sonntag, 24. Mai) zogen wir westwärts nach der Insel weiter, und da der Wind östlich war und wir Segel auf die Schlitten setzen konnten, kamen wir ziemlich schnell über das flache Eis weiter. Als wir uns aber der Insel näherten, wehte ein Sturm aus Südwesten, sodaß wir, nachdem die Schlitten mehrere male umgeschlagen waren, die Segel herunternehmen mußten. Der Himmel überzog sich, die Luft wurde neblig; doch arbeiteten wir uns gegen den starken Wind zum Lande hinan. Es kam darauf an, es so rasch wie möglich zu erreichen, da wir offenbar schlechtes Wetter erwarten mußten.

Jetzt wurde das Eis trügerisch. Als wir dem Lande näherkamen, trafen wir in allen Richtungen zahlreiche Spalten, die mit einer Schneeschicht bedeckt waren, sodaß wir sie nur schwer sehen konnten. Während Johansen eifrig beschäftigt war, Segel und Mast auf dem Deck seines Kajaks festzubinden, damit der Wind sie ihm nicht entführen könnte, lief ich, so rasch ich vermochte, voran, um einen Lagerplatz zu suchen. Plötzlich sank das Eis mir unter den Füßen fort, und ich lag in einer breiten Spalte, die der Schnee mir verborgen hatte, im Wasser. Ich suchte wieder herauszukommen; allein da die Schneeschuhe an den Füßen festgeschnallt waren, war es mir nicht möglich, sie durch das Gemisch von Schnee- und Eisklumpen, die auf dieselben ins Wasser gefallen waren, hindurchzubringen. Außerdem war ich auch durch das Zuggeschirr an dem Schlitten festgemacht, sodaß ich mich nicht umdrehen konnte. Glücklicherweise hatte ich während des Falles meinen Eisstock in das Eis auf der andern Seite des Spalts gestoßen, sodaß ich mich mit seiner Hülfe und mit dem einen Arme über dem Rande des Eises halten konnte und so geduldig liegen blieb, bis Johansen nachkommen und mich herausziehen würde.

Ich war überzeugt, er mußte meinen Fall gesehen haben, konnte mich aber nicht weit genug umdrehen, um zurückzublicken. Als ich



Mit Segelschlitten über das Eis.
Links Kap M'Clintock, rechts Kap Fisher.

lange Zeit vergangen glaubte und fühlte, daß der Stock nachgab und das Wasser an meinem Körper immer höher heraufkroch, begann ich zu rufen, erhielt aber keine Antwort. Ich rief noch lauter um Hülfe und hörte endlich weit zurück „Halloh" schreien. Nach einer kleinen Weile, als das Wasser mir schon bis zur Brust reichte und es nicht mehr lange dauern konnte, bis ich ganz darunter gewesen wäre, kam Johansen herbei und zog mich heraus. Er war so sehr mit seinem Schlitten beschäftigt gewesen, daß er nicht eher bemerkt hatte, daß ich im Wasser lag, als bis ich zum letzten male gerufen hatte. Diese Erfahrung hatte zur Folge, daß ich vorsichtiger wurde und in Zukunft nicht mit festangelegten Schneeschuhen auf solch gefährliches Eis ging. Unter Beobachtung von etwas mehr Vorsicht erreichten wir endlich das Land und fanden einen Lagerplatz, wo etwas Schutz vor dem Winde vorhanden war. Zu unserer Ueberraschung entdeckten wir eine Anzahl Walrosse, die, eine Schar hinter der andern, am Ufer entlang an den Spalten lagen. Wir schenkten ihnen jedoch für den Augenblick keine Beachtung; wir glaubten noch genügenden Vorrath an Lebensmitteln und Speck zu haben, von denen wir zehren konnten.

Während der folgenden Tage wüthete ein Sturm, sodaß wir nicht weiter konnten. Die Eintragung für Dienstag, 26. Mai, lautet:

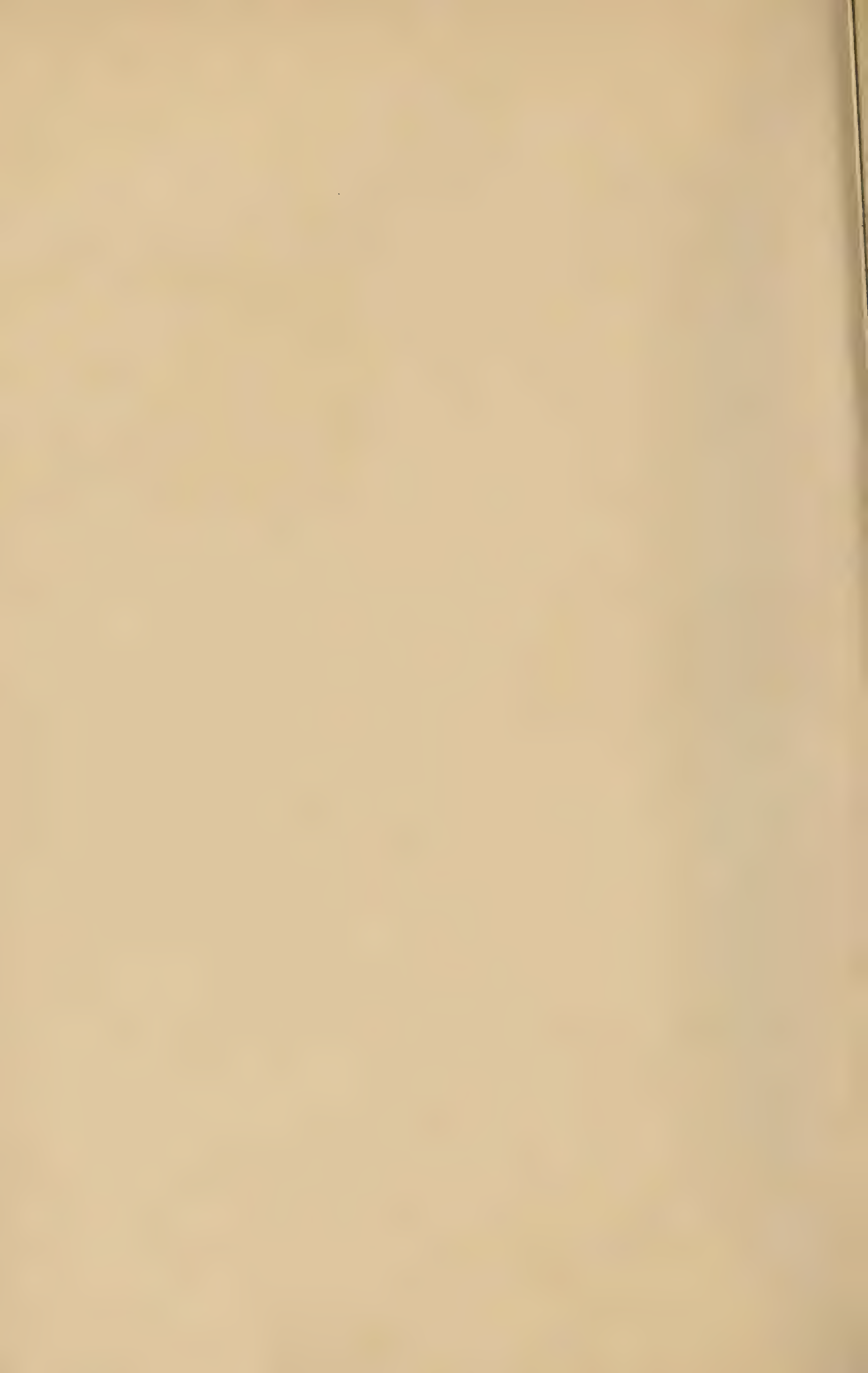
„Gestern und heute haben wir wegen schlechten Wetters unter der Gletscherwand an der Nordseite dieser Insel gelegen. Der Schnee ist so naß, daß es schwierig sein würde, irgendwohin zu gelangen; es steht jedoch zu hoffen, daß die offene Straße draußen nicht weit entfernt ist und wir rasch weiterkommen, wenn der Sturm erst einmal nachläßt. Wir werden dann diese lange Verzögerung nachholen."

Allein unser Aufenthalt sollte länger dauern, als wir gedacht hatten. Am Donnerstag, 28. Mai, sagt das Tagebuch:

„Wir waren gestern auf der Insel und sahen offenes Meer im Süden, liegen aber, wie vorher, des schlechten Wetters wegen still. Ich verlegte nur unsern Zeltplatz ein wenig, der Spalten wegen; das



Gletſcher auf Franz-Joſeph-Land.



Eis drohte, sich gerade unter uns zu öffnen. Es sind hier sehr viele Walrosse; gehen wir über das Eis, so folgen uns die Burschen und kommen in den Spalten neben uns in die Höhe. Wir hören sie oft sich weiterbewegen, grunzen oder unter unseren Füßen ans Eis schlagen."

An jenem Tage nahm der Sturm jedoch so weit ab, daß wir südwärts längs der Küste der Insel weiterziehen konnten. Unterwegs passirten wir einen großen offenen Teich im Ufereise zwischen der Insel und dem Lande. Es mußte hier flach sein, da eine starke Strömung ging, die wahrscheinlich die Ursache war, daß der Teich sich offen hielt. In der Nähe trafen wir zwei oder drei Heerden Walrosse auf dem Eise liegend. Ueber die Walrosse schreibe ich abends:

„Ich ging zu einer etwa neun Stück zählenden Heerde, um sie zu photographiren, und kam hinter einem kleinen Hügel ungesehen dicht an sie heran; in dem Augenblicke aber, als ich mich erhob, nicht mehr als sechs Meter von ihnen entfernt, stürzte sich ein Weibchen mit ihrem Jungen durch ein in der Nähe befindliches Loch ins Wasser. Die Uebrigen konnte ich, soviel ich auch schrie, nicht veranlassen, sich zu rühren. Nunmehr kam Johansen zu mir, aber obwol er mit Schnee- und Eisstücken nach ihnen warf, wollten sie sich doch nicht bewegen; sie stießen nur ihre Hauer in die Eisstücke und schnüffelten daran, während ich sie weiter photographirte. Als ich dicht an sie heranging, erhoben sich endlich die meisten und watschelten dem Loche zu, in welches eins sich hineinstürzte, während die anderen halt machten und beruhigt weiter schliefen. Bald darauf kam auch das zuerst verschwundene wieder zurück und kroch auf das Eis. Die beiden, die mir am nächsten lagen, hatten sich überhaupt nicht gerührt. Sie hoben ein- oder zweimal den Kopf, blickten mich verächtlich an, während ich drei Schritte von ihnen entfernt stand, senkten dann die Köpfe und schliefen wieder ein. Sie rührten sich kaum, als ich sie mit meinem Eisstock in die Schnauze stach, sodaß ich eine ziemlich gute Photographie von ihnen erhalten konnte. Ich glaubte

nun genug Aufnahmen zu haben, gab aber, bevor ich mich entfernte, dem mir am nächsten liegenden zum Abschied mit dem Stock noch einen Stoß an die Schnauze. Das Thier richtete sich gerade auf, grunzte unzufrieden, blickte mich mit den großen, runden Augen verwundert an und begann dann, sich rasch am Hinterkopf zu kratzen — ich bekam eine weitere Aufnahme —, worauf es sich wieder beruhigt niederlegte. Als wir weitergingen, ließen sie sich sofort alle wieder nieder und lagen wie unbewegliche Fleischklumpen. Als wir endlich um das Vorgebirge herum waren, verloren wir sie aus Sicht."

Nochmals hatten wir Schneesturm und lagen jetzt des schlechten Wetters wegen an der Südseite der Insel.

Freitag, 29. Mai. Liegen des schlechten Wetters wegen still.

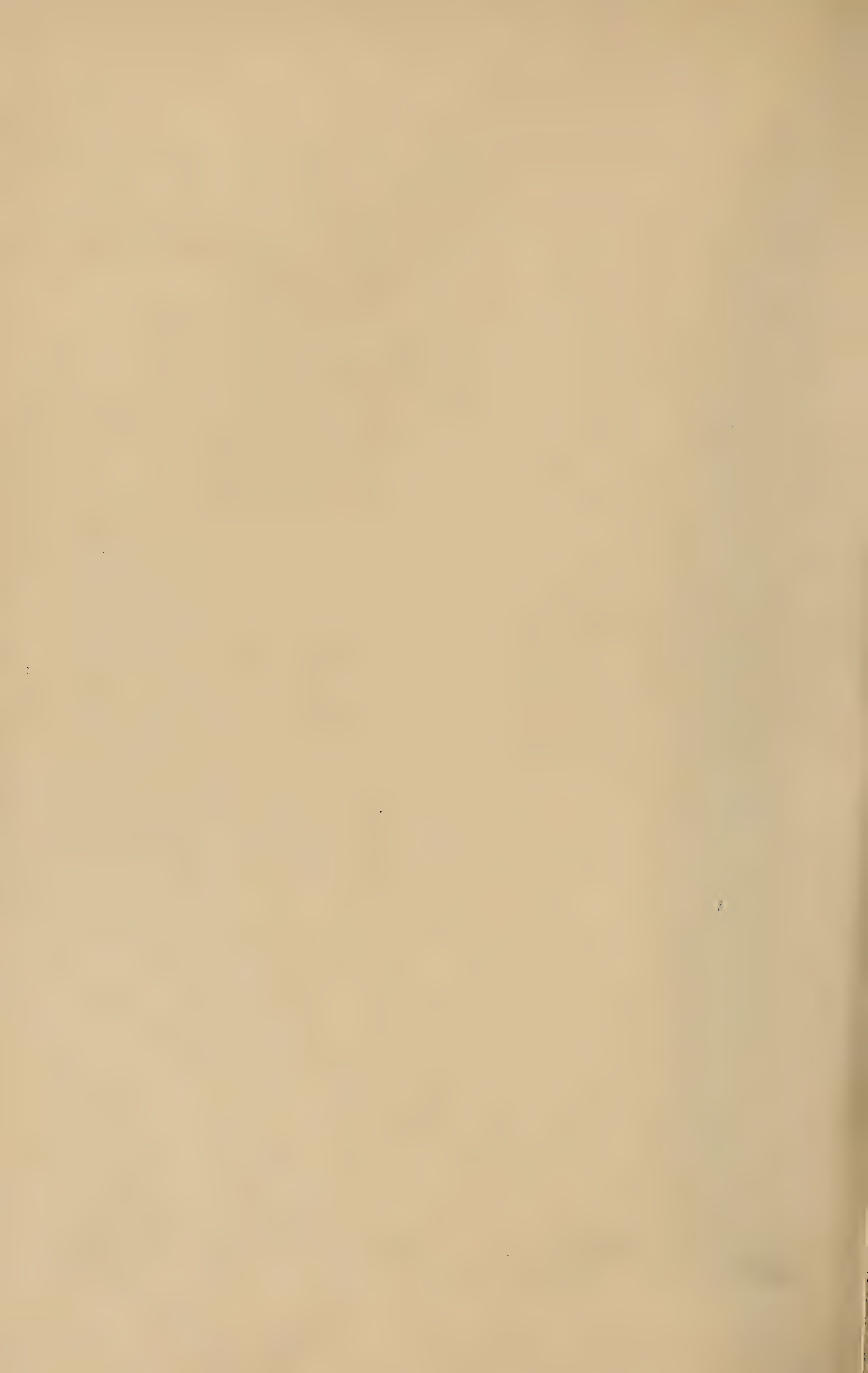
Sonnabend, 30. Mai. Liegen des schlechten Wetters wegen still; verstopfen das Zelt gegen das Schneetreiben, während der Wind um uns herum saust und erst eine und dann die andere Seite erfaßt. Nur mit genauer Noth konnten wir uns während dieser Zeit einigermaßen trocken halten, da der Schnee auf allen Seiten durch die Ritzen auf uns und unsern Sack getrieben wurde und im Schmelzen alles durchnäßte.

Montag, 1. Juni. Gestern wurde es endlich etwas ruhiger und klärte sich auf, sodaß wir abends hellen Sonnenschein hatten. Wir freuten uns bei dem Gedanken, weiterzukommen, machten die Kajaks und alles Uebrige zum Aufbruch fertig und krochen in den Sack, um heute in der Frühe, wie wir hofften, zu einem schönen Tage aufzustehen. Das Einzige, was die Sache etwas zweifelhaft machte, war, daß das Barometer zu steigen aufgehört hatte und thatsächlich schon wieder um 1 Millimeter gefallen war. Nachts begann der Sturm aufs neue; dasselbe Schneetreiben, nur mit dem Unterschiede, daß der Wind jetzt mit der Sonne herumgeht, sodaß es damit bald ein Ende nehmen muß. Es beginnt jetzt des Guten zuviel zu werden. Ich fürchte jetzt ernstlich, daß die „Fram" vor uns nach Hause zurückkehren wird. Gestern machte ich einen Gang ins Land



Walrosse.

„Das Thier richtete sich gerade auf, grunzte unzufrieden“ ......



hinein. Dort waren überall flache Strecken Lehm und Kies. Ich sah zahlreiche Spuren von Gänsen und an einer Stelle einige weiße Schalen, die unzweifelhaft von einem Gänseei waren. Wir nannten die Insel daher „Gänse-Insel“.*

Dienstag, 2. Juni. Lagen gestern Abend noch immer still, des schlechten Wetters wegen, und heute war es windiger denn je. Aber jetzt, gegen Abend, hat es ein wenig nachzulassen begonnen, bei aufklarendem Himmel und hin und wieder Sonnenschein, sodaß hoffentlich eine thatsächliche Wendung zum Bessern eintreten wird. Wir liegen hier in einer Vertiefung im Schnee und werden immer nässer und denken daran, daß es schon Juni ist und zu Hause alles herrlich aussieht, während wir noch nicht weiter als bis hierher gekommen sind. Aber nun kann es nicht mehr lange dauern, bis wir dort sind. O, es ist zu schlimm, daran zu denken! Wenn ich nur über die „Fram“ Gewißheit hätte! Wenn sie vor uns eintrifft, was werden die Armen thun, die auf uns warten!

Am Mittwoch, 3. Juni, zogen wir endlich weiter; doch hatte der Westwind jetzt das Eis landeinwärts getrieben, sodaß zur Fahrt nach Süden keine offene See mehr vorhanden war und uns nichts anderes übrig blieb, als auf dem Lande über das Eis zu marschiren. Der Wind kam jedoch aus Norden, sodaß wir ein Segel auf den Schlitten aufziehen konnten und auf diese Weise ziemlich schnell weiterkamen.

Wir sahen noch mehrere Walrosse auf dem Eise, auch befanden sich einige im Wasser, die beständig den Kopf aus den Spalten hervorsteckten und uns nachgrunzten. Das Eis, welches wir hier überschritten, war merkwürdig dünn und schlecht und wurde, als wir weiter südlich kamen, noch schlechter. Es war von dem daraufliegenden schweren Schnee so niedergedrückt, daß überall, wohin wir uns auch wandten, Wasser unter dem Schnee war. Da es weiter nach Süden

---

* Jackson, der sie im Frühjahr 1895 sah, hatte sie Mary-Elizabeth-Insel genannt.

noch schlimmer aussah, mußten wir uns so rasch wie möglich dem Lande zuwenden. Mit unseren Schneeschuhen hielten wir uns aber ziemlich gut auf dem Schnee, obgleich oft Schlitten und Schneeschuhe bis in das Wasser sanken und stecken blieben, worauf es keine geringe Mühe kostete, alles wieder wohlbehalten auf festeres Eis zu bringen. Endlich gelangten wir jedoch unter eine hohe Basaltklippe*, die von Alken schwärmte. Es war das erste mal, daß wir diese Vögel in größerer Zahl sahen; bisjetzt hatten wir sie nur vereinzelt zu einem oder zweien bemerkt. Wir hielten dies für ein Zeichen, daß wir uns bekannteren Gegenden näherten. Längs der Klippe nach Südosten war ein kleiner felsiger Hügel, wo Scharen von Eissturmvögeln zu brüten schienen.

Unser Vorrath an Lebensmitteln wurde jetzt sehr knapp; wir hatten auf den Besuch des einen oder andern Bären gehofft, aber nun, da wir sie brauchten, blieben sie natürlich weg. Wir nahmen uns daher vor, Vögel zu schießen. Allein die Alke flogen zu hoch, und alles, was wir bekamen, waren ein paar Eissturmvögel. Als wir damals gerade eine Heerde Walrosse passirten, beschlossen wir deshalb, etwas von dieser sonst verschmähten Kost mitzunehmen, und schossen eins, das auf der Stelle todt liegen blieb. Bei dem Knall erhoben die anderen die Köpfe ein wenig, um sie gleich wieder fallen zu lassen und weiter zu schlafen. Daran, unsere Beute abzuhäuten, während alle die anderen Thiere rund herum lagen, war nicht zu denken; wir mußten letztere auf die eine oder andere Weise ins Wasser treiben. Allein dies war keine leichte Sache. Wir gingen an sie hinan, schrien und brüllten, aber sie blickten uns nur träge an und rührten sich nicht. Dann stießen wir sie mit den Schneeschuhstöcken; sie wurden ärgerlich und stießen die Hauer ins Eis, daß die Spähne flogen, aber noch immer wollten sie sich nicht bewegen. Endlich trieben wir durch fortwährendes Stoßen und Schlagen die ganze

* Jackson's Kap Fisher.



Rast an der Küste von Franz-Joseph-Land.

Heerde ins Wasser. Dies ging aber nicht rasch: in stattlicher Procession zogen sie sich zurück und schleppten sich langsam, eins hinter dem andern, zum Rande des Wassers. Hier blickten sie sich wieder nach uns um, grunzten unzufrieden und stürzten sich dann einzeln ins Wasser. Während wir ihren Gefährten zerschnitten, kamen sie in der Spalte neben uns beständig wieder herauf und krochen halb auf das Eis, als wenn sie von uns Aufklärung über unser Thun verlangten.

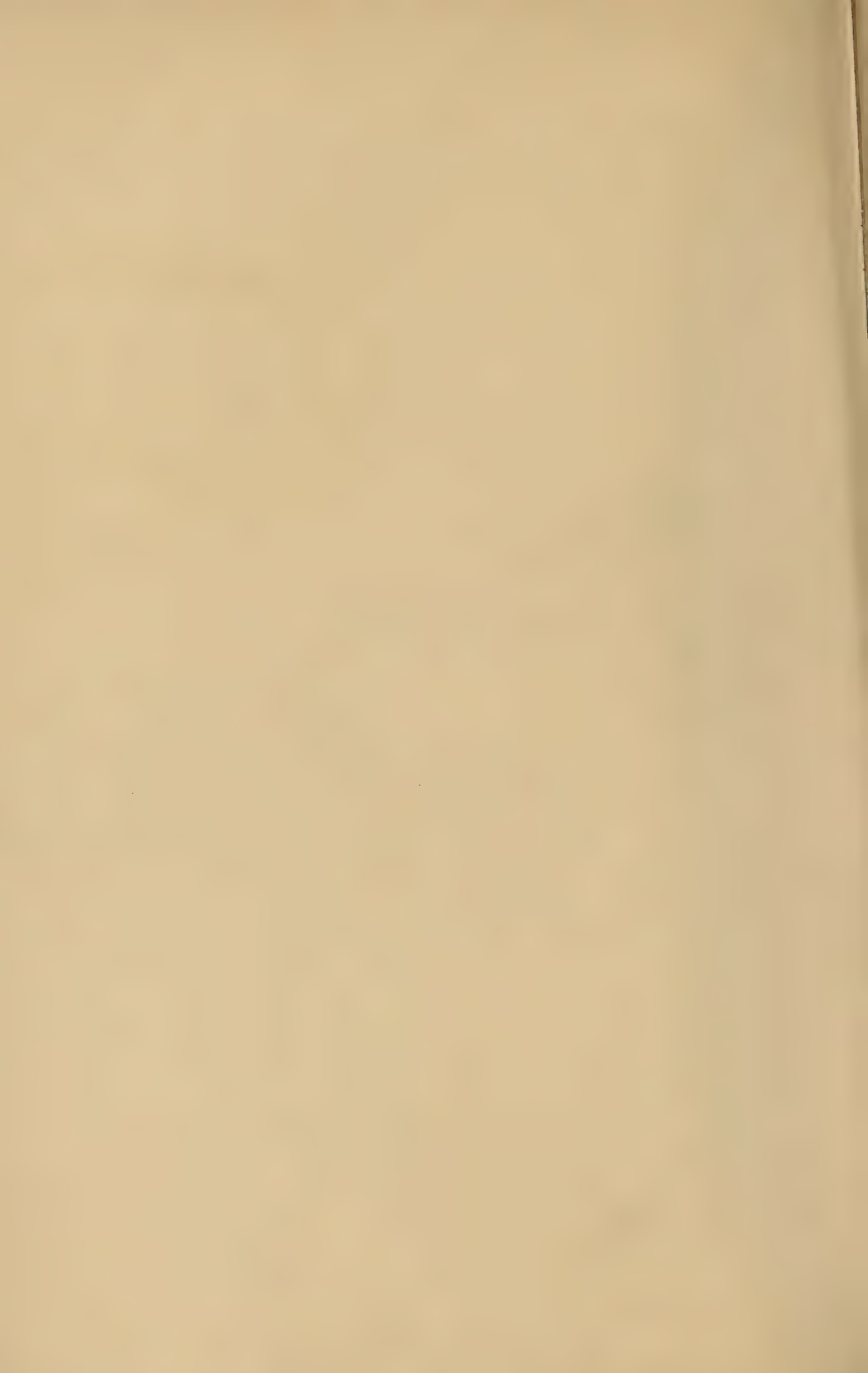
Nachdem wir uns mit so viel Fleisch und Speck, als wir für den Augenblick nöthig zu haben glaubten, sowie mit einem Quantum Blut versehen hatten, schlugen wir ganz in der Nähe das Zelt auf und kochten uns eine tüchtige Portion Blutbrei, der aus einer wunderlichen Mischung von Blut, Fischmehl, Maismehl und Speck bestand.

Wir hatten noch immer guten Wind und segelten daher fröhlich mit dem Schlitten die ganze Nacht durch. Als wir zu dem Vorgebirge südlich von uns gelangten, kamen wir an offenes Wasser, das hier direct bis an den Rand des mit Gletschereis bedeckten Landes reichte. Sofort hatten wir unsere Kajaks zu Wasser zu bringen und an der Gletscherwand entlang weiterzufahren, zum ersten mal in diesem Jahre auf offenem Meer. Es war ein eigenartiges Gefühl, wieder einmal die Paddeln zu gebrauchen und das Wasser überall von Vögeln, Alken, Krabbentauchern und Stummelmöven, schwärmen zu sehen. Das Land war mit Gletschereis bedeckt, aus welchem Basalt nur an einer oder zwei Stellen hervorragte.

Auch Moränen waren dort an mehreren Stellen auf den Gletschern. Nicht wenig überrascht waren wir, als wir nach einer kurzen Fahrt eine Schar Eiderenten auf dem Wasser sahen. Etwas später bemerkten wir zwei Gänse am Lande sitzen und glaubten uns wieder ganz in civilisirte Gegenden versetzt. Nach mehrstündigem Paddeln wurde unser Weiterkommen nach Süden durch Küsteneis



Fahrt mit Segelschlitten bei Kap Richthofen.



gehindert, während das offene Wasser sich in rechtweisend westlicher Richtung dem Lande zu ausdehnte, das wir vorher schon in dieser Richtung gesehen hatten, das jetzt aber vom Nebel verhüllt wurde.

Wir waren sehr im Zweifel, welchen Weg wir wählen sollten, ob wir die Fahrt westwärts auf dem offenen Wasser fortsetzen sollten, das uns in die Nähe von Spitzbergen bringen mußte — oder ob wir es verlassen und wieder zur Schlittenfahrt über das glatte Eis nach Süden greifen sollten. Obwol die Luft unsichtig war und wir nicht weit sehen konnten, fühlten wir uns doch überzeugt, daß wir auf dem Wege über das Eis endlich offenes Wasser an der Südseite der Inseln, zwischen denen wir uns befanden, treffen würden. Vielleicht konnten wir dort eine kürzere Route nach Spitzbergen finden. Inzwischen war der Morgen (5. Juni) ziemlich weit vorgeschritten, und hoch befriedigt, daß wir so weit nach Süden gekommen waren, errichteten wir das Lager.*

Da es am nächsten Tage (Sonnabend, 6. Juni) noch so dunstig war, daß wir von unserer Umgebung nicht mehr als vorher sehen konnten, und da starker Nordwind wehte, der uns beim Kreuzen der offenen See nach westwärts unbequem gewesen wäre, beschlossen wir, über das Küsteneis nach Süden zu gehen. Wieder waren wir im Stande, das Segel auf unseren Schlitten zu gebrauchen und wir kamen besser als je weiter. Oft ging es ohne jede Anstrengung; wir brauchten nur, jeder vor seinem Schlitten auf den Schneeschuhen stehend, den Steuerstock (ein Bambusrohr, das fest an dem Steven des Kajak befestigt war) festzuhalten und uns vom Winde weitertreiben zu lassen. Während der Windstöße flogen wir oft wie eine Feder dahin, zu anderen Zeiten mußten wir ein wenig ziehen. Wir machten gute Fortschritte und setzten die Fahrt bis tief in die Nacht hinein fort, da wir den Wind so viel wie möglich ausnutzen

---

* Es war an der Südseite von Jackson's Kap Richthofen, des nördlichsten Punktes, den Jackson vorher im selben Frühjahr erreicht hatte!

wollten. Wir liefen quer über die breite Straße, die wir vor uns gehabt hatten, und hielten nicht eher an, als bis wir das Lager neben einer Insel auf der Südseite aufschlagen konnten.

Am nächsten Abend (Sonntag, 7. Juni) setzten wir den Weg noch immer südwärts vor demselben nördlichen Winde fort und konnten tüchtig segeln. Wir hatten gehofft, bevor wir wieder das Zelt aufschlugen, das Land erreichen zu können, jedoch war dasselbe weiter entfernt, als wir geglaubt hatten, und endlich mußten wir, als der Morgen (Montag, 8. Juni) schon weit vorgeschritten war, bei dem wüthenden Sturme mitten auf dem Eise halt machen. Die zahlreichen Inseln, zwischen denen wir uns befanden, erschienen uns immer räthselhafter. Für diesen Tag finde ich folgende Eintragung in meinem Tagebuche: „Entdecken fortwährend neue Inseln oder Länder nach Süden zu. Jenseits, im Westen von uns, ist ein großes Schneeland, daß sich eine weite Strecke nach Süden auszudehnen scheint."

Dies Schneeland erschien uns äußerst geheimnißvoll; wir hatten noch nicht einen einzigen dunkeln Flecken darauf entdeckt, überall nur Schnee und Eis. Von seiner Ausdehnung konnten wir uns keinen klaren Begriff machen, da wir nur hin und wieder einen Schimmer davon gesehen hatten, wenn der Nebel sich etwas gehoben hatte. Es schien ganz niedrig zu sein; doch meinten wir, daß es von größerer Ausdehnung sein müsse, als alle Länder, an denen wir bisher entlanggekommen waren. Nach Osten hin fanden wir auf dem ganzen Wege Insel auf Insel, Sunde und Fjorde. Wir nahmen alles auf, so gut wir konnten. Doch half uns das nichts, um herauszufinden, wo wir waren; es schien nur eine Menge kleiner Inseln zu sein, während sich hin und wieder zwischen ihnen der Blick auf das öffnete, was wir für den Ocean im Osten hielten.

Das Eis, auf welchem wir jetzt fuhren, war merkwürdig verschieden von demjenigen, welches wir weiter nach Norden, in der Nähe unserer Winterhütte, gehabt hatten; es war beträchtlich dünner

und mit sehr dickem Schnee bedeckt, sodaß es in keinem guten Zustande zum Fahren war. Als daher am folgenden Tage (Dienstag, 9. Juni) der Schnee an unseren Schneeschuhen und den Schlittenkufen sich zu ballen begann, liefen beide sehr schwer. Allein der Wind war noch günstig, und wir segelten trotz alledem gut weiter. Während wir so mit voller Geschwindigkeit vor dem Winde fliegend das Land fast erreicht hatten, sank Johansen mit seinem Schlitten plötzlich ein, und nur mit Mühe gelang es ihm, sich und seine Sachen gegen den Wind wieder auf das feste Eis zu bringen. Während ich dahinstürmte, bemerkte ich, daß der Schnee vor mir ein verdächtig wässeriges Aussehen hatte und meine Schneeschuhe einzusinken begannen; doch hatte ich glücklicherweise noch Zeit genug, anzuluven, ehe ein weiterer Unfall passirte. Wir mußten die Segel herunternehmen und einen weiten Umweg nach Westen machen, ehe wir unsere Segelfahrt fortsetzen konnten. Auch am nächsten Tage ballte sich der Schnee, doch hatte der Wind aufgefrischt, und wir segelten besser als je. Da das Land im Osten* sich nach Südosten zu wenden schien, steuerten wir nach dem südlichsten Punkte eines Landes südwestlich von uns.** Es fing an, immer aufregender zu werden. Wir dachten, wir müßten an diesem Tage ungefähr 22 Kilometer gemacht haben, und rechneten aus, daß wir auf 80° 8′ nördlicher Breite sein müßten, aber noch immer hatten wir Land im Süden. Wenn dasselbe sich so weit in dieser Richtung ausdehnte, dann war es sicher, daß wir nicht auf Franz-Joseph-Land sein konnten (woran ich noch immer glaubte); bei dieser dunstigen Luft vermochten wir jedoch nicht weit zu sehen. Und dann war es merkwürdig, daß die Küste im Osten in östlicher Richtung zu verlaufen begann. Ich glaubte, es könnte vielleicht mit Leigh Smith's Karte vom Markham-Sund übereinstimmen.

---

* Es erwies sich später als die Hooker-Insel.

** Es war die Northbrook-Insel.

In diesem Falle mußten wir südwärts durch eine Straße gekommen sein, die weder er, noch Payer gesehen haben konnte, und waren also trotz allem nicht so weit aus unserer Länge. Aber nein! Auf unserer Reise nach Süden konnten wir unmöglich quer über Payer's Dove-Gletscher und seine verschiedenen Inseln und Länder gekommen sein, ohne sie gesehen zu haben. Es muß noch ein Land weiter westlich von hier zwischen Franz-Joseph-Land und Spitzbergen geben; Payer's Karte konnte nicht ganz falsch sein. Ich wollte das Land im Südwesten erreichen, mußte aber auf dem Eise Rast machen; es war zu weit entfernt.

Unser Proviant wird knapp; wir haben noch ein wenig Fleisch für einen weitern Tag, aber es ist kein lebendes Wesen zu sehen, kein Seehund auf dem Eise, nirgends offenes Wasser. Wielange soll das noch so weitergehen? Wenn wir nicht bald wieder die offene See erreichen, wo vielleicht Wild zu erlegen ist, dann wird die Sache nicht sehr angenehm.

Dienstag, 16. Juni. Die letzten Tage sind so ereignißvoll gewesen, daß keine Zeit zum Schreiben war. Ich muß es an diesem schönen Morgen, während die Sonne unter das Zelt guckt, thun, um die Zeit wieder einzuholen.

Draußen liegt die blaue, glänzende See, und man kann sich hier an einem Junimorgen nach Hause versetzt glauben.

Am Freitag, 12. Juni, brachen wir um 4 Uhr morgens mit den Segeln auf den Schlitten wieder auf. Es hatte gefroren, und der Schnee war daher wieder in besserm Zustand. Nachts war es sehr windig gewesen, sodaß wir auf ein gutes Tagewerk hofften. Am Tage vorher hatte es sich so aufgeklärt, daß wir endlich deutlich das Land rund herum sehen konnten. Wir entdeckten nun, daß wir einen mehr westlichen Kurs steuern mußten, als wir während der vorhergehenden Tage verfolgt hatten, um die Südspitze des Landes im Westen zu erreichen. Die Länder im Osten waren ostwärts verschwunden, und wir hatten ihnen am Tage vorher Lebewohl gesagt.

Wir sahen jetzt auch, daß sich in dem Lande im Westen* eine breite Straße befand und daß es ein einziges Land war, wie wir auch angenommen hatten. Das nördlich von der Straße liegende Land war jetzt so weit entfernt, daß ich es nur eben noch sehen konnte. Inzwischen hatte der Wind sehr nachgelassen; auch das Eis wurde immer unebener — wir waren offenbar an das Treibeis ge-



Aus Franz-Joseph-Land.

kommen, wo die Arbeit viel schwerer war, als wir erwartet hatten. An der Luft sahen wir, daß im Süden offenes Wasser sein müsse, und als wir weitergingen, hörten wir zu unserer Freude das

* Die Straße zwischen der Northbrook- und der Bruce-Insel auf der einen und Peter-Head auf Alexandra-Land auf der andern Seite.

Geräusch der Brandung. Um 6 Uhr morgens hielten wir an, um ein wenig zu rasten, und als ich dann auf einen Hügel stieg, um eine Beobachtung zur Längenbestimmung zu bekommen, sah ich das Wasser nicht weit entfernt. Von einem höhern Stück Gletschereis konnten wir es noch besser sehen. Es dehnte sich nach dem Vorgebirge im Südwesten aus. Obgleich der Wind jetzt etwas westlicher geworden war, hofften wir doch im Stande zu sein, am Rande des Eises entlangzusegeln, und beschlossen, uns auf dem kürzesten Wege dem Wasser zuzuwenden. Rasch waren wir am Rande des Eises, wo wir endlich das blaue Wasser vor uns ausgebreitet liegen sahen.

Bald hatten wir die Kajaks zusammengebunden und das Segel gesetzt, dann stachen wir in See. Unsere Hoffnungen wurden nicht getäuscht, wir segelten den ganzen Tag schön weiter. Zeitweilig war der Wind so stark, daß wir das Wasser durchschnitten und die Wellen unangenehm über die Kajaks spülten, aber wir kamen vorwärts und mußten es uns gefallen lassen, etwas naß zu werden. Bald passirten wir die Spitze, nach welcher wir gesteuert hatten*, und dort sahen wir, daß das Land westwärts verlief, daß der Rand des ununterbrochenen Ufereises sich in derselben Richtung erstreckte und daß wir offenes Wasser vor uns hatten. Frischen Muthes segelten wir westwärts, dem Rande des Eises entlang. Endlich also waren wir im Süden des Landes, in welchem wir so lange umhergewandert waren und wo wir einen langen Winter zugebracht hatten. Es überraschte mich mehr denn je, daß diese Südküste trotz allem sehr wohl mit Leigh Smith's Karte von Franz-Joseph-Land und dem sein Winterquartier umgebenden Lande übereinstimmte, aber dann erinnerte ich mich an Payer's Karte und verwarf den Gedanken wieder.

Abends liefen wir an den Rand des Eises, um die Beine ein wenig zu strecken; sie waren von dem Sitzen im Kajak während

---

* Kap Barents.

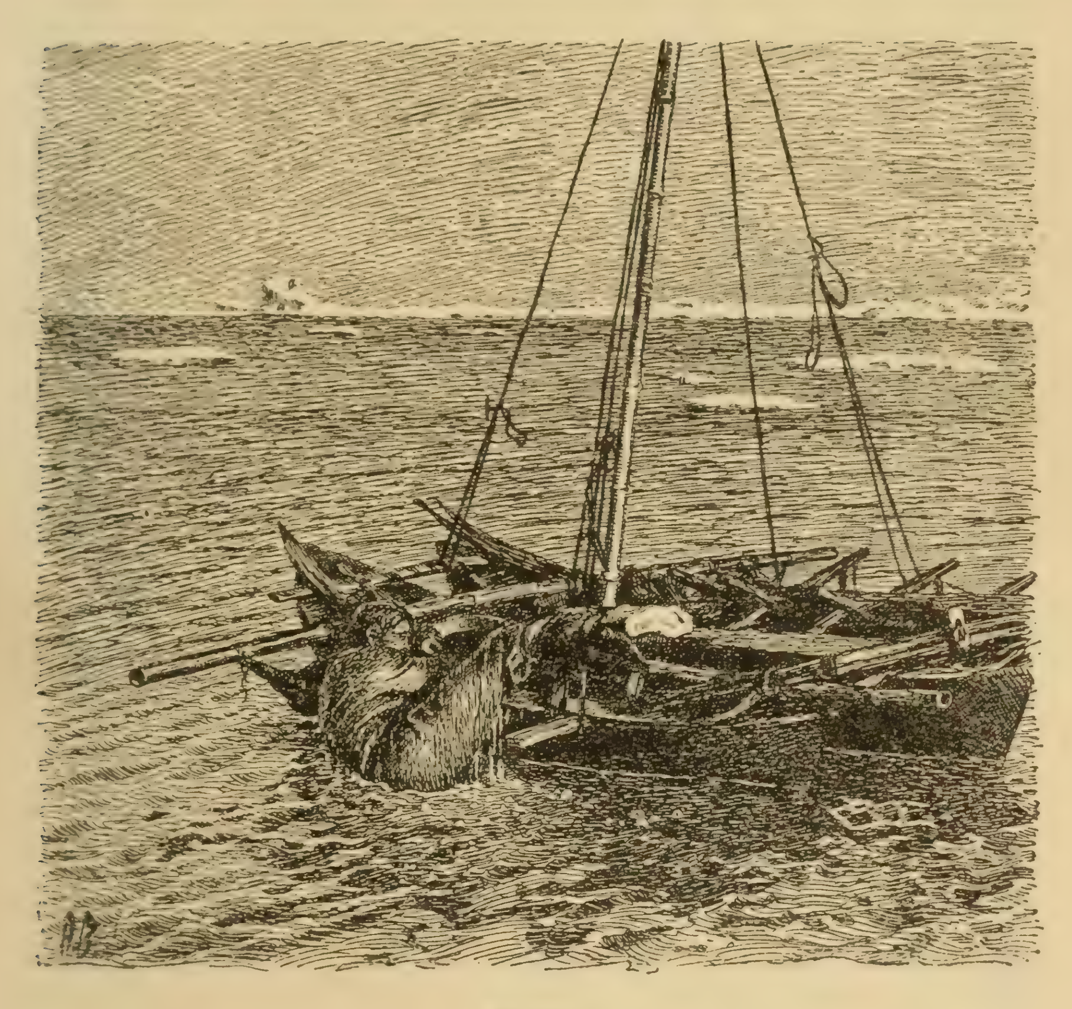
des ganzen Tages steif geworden, und wir wollten möglichst einen Blick über das Wasser im Westen haben, weshalb wir auf einen Hügel stiegen. Als wir gelandet waren, trat die Frage an uns heran, wie wir unsere kostbaren Fahrzeuge vertäuen sollten. „Nehmen wir eine der Brassen", sagte Johansen, der auf dem Eise stand. „Sollte sie auch stark genug sein?" „Ja", erwiderte er, „ich habe sie während der ganzen Zeit als Fall an meinem Schlittensegel benutzt." „Nun gut, es bedarf nicht viel, um diese leichten Kajaks zu halten", sagte ich, ein wenig beschämt darüber, daß ich so furchtsam gewesen war, und vertäute sie mit dem Fall, einem Streifen roher Walroßhaut.

Wir waren schon eine ganze Weile auf dem Eise gewesen und in der Nähe der Kajaks auf und ab spaziert; der Wind war beträchtlich flauer geworden und schien mehr nach Westen herumgegangen zu sein, sodaß es zweifelhaft geworden war, ob wir ihn noch länger würden brauchen können. Wir stiegen deshalb auf einen nahen Hügel, um dies genauer festzustellen. Als wir dort oben standen, schrie Johansen plötzlich: „Halt, dort treiben die Kajaks!" Wir rannten so schnell wir konnten hinab. Sie waren schon eine kleine Strecke fort und trieben rasch davon; die Fangleine hatte nachgegeben. „Hier, meine Uhr!" sagte ich zu Johansen und gab sie ihm; und so rasch wie möglich warf ich einige Kleidungsstücke ab, um besser schwimmen zu können. Alles abzulegen wagte ich nicht, weil ich sonst leicht einen Krampf hätte bekommen können. Ich sprang ins Wasser; aber der Wind wehte vom Eise ab, und die leichten Kajaks mit der hohen Takelung boten ihm guten Halt. Sie waren schon ziemlich weit draußen und trieben schnell. Das Wasser war eiskalt. Es war eine schwere Arbeit, in den Kleidern zu schwimmen, und die Kajaks trieben weiter und weiter, schneller, als ich schwimmen konnte. Es schien mir daher mehr als zweifelhaft, ob ich sie würde einholen können. Aber dort trieb unsere ganze Hoffnung! Alles, was wir besaßen, befand sich an Bord, wir hatten nicht einmal ein Messer

bei uns. Ob ich einen Krampf bekam und untersank, oder ob ich ohne die Kajaks umkehrte, würde ziemlich auf dasselbe hinausgekommen sein, und so strengte ich mich bis zum äußersten an. Als ich müde wurde, drehte ich mich um und schwamm auf dem Rücken; da sah ich, daß Johansen ruhelos auf dem Eise auf und ab wanderte. Armer Junge! Er hatte keine Ruhe, und es war ihm schrecklich, daß er nicht im Stande war, irgendetwas zu thun. Er hatte nicht viel Hoffnung, daß ich sie erreichen würde; aber es würde die Sachlage auch nicht im geringsten verbessern, wenn er sich ebenfalls ins Wasser würfe. Später sagte er mir, es seien die schlimmsten Augenblicke gewesen, die er je durchlebt habe. Als ich mich aber wieder umdrehte und sah, daß ich den Kajaks nähergekommen war, stieg mir der Muth wieder, und ich verdoppelte meine Anstrengungen. Allmählich fühlte ich aber, daß mir die Glieder steif wurden und sie alles Gefühl verloren. Ich wußte, daß ich in kurzer Zeit nicht mehr im Stande sein würde, sie zu bewegen. Aber jetzt war es nicht mehr weit; wenn ich es nur noch ein wenig länger aushalten könnte, würden wir gerettet sein — und ich schwamm weiter. Immer schwächer wurden die Schläge, aber die Entfernung wurde auch immer kürzer, und ich glaubte wieder, daß ich die Kajaks doch erreichen würde. Endlich konnte ich die Hand nach dem Schneeschuh ausstrecken, der quer über den Hecks lag; ich ergriff ihn, zog mich bis an den Rand des Kajak — und wir waren gerettet.

Ich suchte mich hinaufzuziehen, aber der ganze Körper war mir von der Kälte so steif, daß das eine Unmöglichkeit war. Einen Augenblick dachte ich, daß es trotz allem zu spät sei; ich sollte soweit kommen, aber nicht ins Boot gelangen. Nach einer Weile gelang es mir jedoch, ein Bein auf den Rand des Schlittens, der an Deck lag, zu schwingen und auf diese Weise mich hinaufzuarbeiten. Da saß ich nun, aber so steif vor Kälte, daß mir das Paddeln schwer wurde. Auch war es nicht leicht, mit dem doppelten Fahrzeug zu rudern, da ich erst ein oder zwei Schläge auf der einen

Seite machen und dann in das andere Kajak übersteigen mußte, um ein paar Schläge auf der andern Seite zu thun. Wenn ich die Kajaks hätte trennen und in einem derselben rudern können, während ich das andere schleppte, dann wäre es leicht gewesen; allein diese Arbeit durfte ich nicht unternehmen, weil ich steif gefroren wäre,



Gerettet!

ehe es geschehen war. Ich mußte mich warm zu halten suchen, indem ich so stark ruderte, wie ich nur konnte. Die Kälte hatte meinen ganzen Körper jeden Gefühls beraubt; aber wenn die Windstöße kamen, schienen sie, wie ich da in meinem dünnen nassen wollenen Hemde stand, direct durch mich hindurchzugehen. Ich zitterte, die Zähne

klapperten mir, und ich war fast überall erstarrt; ich konnte aber das Ruder noch immer gebrauchen und würde schon warm werden, wenn ich auf das Eis zurückkäme. Nahe vor dem Buge trieben zwei Alke; der Gedanke, Alke zum Abendessen zu haben, war zu verlockend und dazu hatten wir jetzt Mangel an Lebensmitteln. Ich ergriff mein Gewehr und erlegte sie mit einem Schusse. Johansen sagte mir nachher, er sei über den Schuß erschrocken gewesen und habe gedacht, es sei ein Unglück passirt; er habe nicht begreifen können, was ich da draußen mache; als er mich aber rudern und zwei Vögel aufgreifen gesehen, habe er gedacht, ich hätte den Verstand verloren. Endlich gelang es mir, den Rand des Eises zu erreichen; doch hatte mich die Strömung eine weite Strecke von unserm Landungsplatze abgetrieben. Johansen kam am Eisrande entlang und sprang in das Kajak an meine Seite, worauf wir bald an unsern alten Platz zurückgekehrt waren. Ich war ziemlich erschöpft und konnte kaum ans Land kriechen; ich vermochte mich fast nicht aufrechtzuhalten, und während ich zitternd und bebend dastand, mußte mir Johansen die nassen Kleider aus- und die wenigen trockenen Sachen, die ich noch in Reserve hatte, anziehen und den Schlafsack auf dem Eise ausbreiten. Ich wickelte mich ordentlich in ihn ein, und Johansen deckte mich mit dem Segel und was er sonst finden konnte, zu, um die Kälte abzuhalten. Da lag ich nun lange Zeit zitternd, bis die Wärme allmählich in den Körper zurückkehrte. In den Füßen hatte ich jedoch längere Zeit kein Gefühl mehr, als ob sie Eiszapfen gewesen wären, da sie ganz bloß im Wasser gewesen waren. Während Johansen das Zelt aufschlug und das aus meinen beiden Alken bestehende Abendessen bereitete, schlief ich ein; er ließ mich ruhig schlafen, und als ich aufwachte, war das Essen schon längere Zeit fertig und stand langsam kochend auf dem Feuer. Die Alke und eine heiße Suppe hatten bald die letzten Nachwehen meiner Schwimmtour verwischt. Meine Kleidungsstücke hingen während der Nacht draußen und waren am folgenden Tage sämmtlich beinahe wieder trocken.

Da die Gezeitenströmung hier stark und kein Wind zum Segeln war, mußten wir den Flutwechsel abwarten, um den Strom nicht gegen uns zu haben, sodaß es spät am nächsten Abend war, als wir die Reise fortsetzen konnten. Wir ruderten und kamen gut weiter, bis wir gegen Morgen (14. Juni) mehrere große Walroßheerden auf dem Eise trafen. Unser Fleischvorrath war bis auf einige Alke, die wir geschossen hatten, erschöpft, und wir hatten auch nicht viel Speckstücke mehr. Lieber hätten wir zwar einen Bären gehabt; aber da wir in letzter Zeit keinen gesehen hatten, so war es vielleicht am besten, uns hier zu versorgen. Wir landeten daher und gingen direct auf eine hinter einem Hügel liegende Heerde los. Wir zogen junge Thiere, von denen mehrere da waren, vor, weil mit ihnen viel leichter umzugehen ist. Ich schoß erst ein ganz kleines, dann ein zweites. Die ausgewachsenen Thiere schraken bei dem ersten Schuß auf und blickten sich um; beim zweiten Schuß begann die ganze Heerde ins Wasser zu gehen. Die Mütter wollten jedoch ihre todten Jungen nicht zurücklassen; die eine schnüffelte an ihrem Jungen herum und stieß es und wußte offenbar nicht, was ihm fehle; sie sah nur das Blut aus dem Kopfe spritzen. Es schrie und jammerte wie ein Mensch. Endlich, als die Heerde hineinzuspringen begann, schob die Mutter das Junge vor sich her dem Wasser zu. Ich fürchtete nunmehr, daß mir meine Beute verlorengehen würde, und rannte hin, um sie zu retten. Aber die Mutter war mir zu schnell; sie faßte das Junge mit einer der Vorderfinnen und verschwand wie der Blitz mit ihm in die Tiefe. Die andere Mutter machte es ebenso. Ich wußte kaum, wie es so rasch geschehen konnte, und blieb am Rande stehen und blickte ihnen nach. Ich glaubte, die Jungen müßten wieder an die Oberfläche kommen, doch war nichts zu sehen; sie waren für immer verschwunden, die Mütter mußten sie weit mit fortgenommen haben. Dann begab ich mich zu einer andern Heerde, bei welcher ebenfalls Junge waren, und schoß eins; aber durch die Erfahrung klug gemacht, erschoß ich auch die Mutter. Es war ein rührender Anblick,

als sie sich, ehe sie getroffen war, über ihr todtes Junges warf, und selbst im Tode hielt sie es noch mit der Vorderfinne fest. Nunmehr hatten wir Speck und Fleisch genug für lange Zeit, und zwar köstliches Fleisch, da junges Walroßfleisch wie Hammelkeule schmeckt. Hierzu kam noch ein Dutzend Alke, sodaß unsere Vorrathskammer jetzt mit Lebensmitteln tüchtig ausgerüstet war. Und wenn wir mehr brauchten, war das Wasser voll von Alken und sonstiger Nahrung, sodaß wir keinen Mangel zu befürchten hatten.

Es gab hier unzählige Walrosse. Die Heerden, die auf dem Eise gelegen hatten und jetzt verschwunden waren, waren groß, jedoch lagen noch viel mehr im Wasser draußen. Es schien auf jeder Seite von großen und kleinen Thieren zu kochen, und wenn ich ihre Zahl auf wenigstens 300 schätze, so ist das gewiß nicht zu hoch gegriffen.

Um 1 $^1/_2$ Uhr am nächsten Morgen (Montag, 15. Juni) setzten wir bei schönem, windstillem Wetter die Reise fort. Da es auf allen Seiten von Walrossen wimmelte, hatten wir keine große Lust, allein zu rudern, und banden eine Strecke weit die Kajaks zusammen, weil wir wußten, wie aufdringlich diese Herren sein konnten. Am Tage vorher waren sie ziemlich nahegekommen, neben meinem Kajak emporgetaucht und waren uns mehrere male weite Strecken dicht gefolgt, ohne uns jedoch irgendwie Schaden zuzufügen. Ich neigte zu der Ansicht, daß es Neugier sei und daß sie nicht wirklich gefährlich seien, aber Johansen war nicht so fest davon überzeugt. Er meinte, wir hätten Beweise vom Gegentheil, und erklärte, daß Vorsicht jedenfalls nichts schaden könnte. Den ganzen Tag sahen wir Heerden, die uns oft weit folgten und sich um die Kajaks drängten. Wir hielten uns nahe am Rande des Eises und liefen, wenn uns eins zu nahe kam, wenn möglich, auf einen Eisfuß.* Auch blieben wir nahe

* Der Eisfuß ist der Theil der Scholle, der oft unter der Wasseroberfläche ins Wasser hinausragt; er entsteht dadurch, daß das im Sommer wärmere Oberflächenwasser des Meeres das Eis an der Oberfläche wegschmilzt..

beisammen oder nebeneinander. Wir ruderten an einer großen, auf dem Eise liegenden Heerde vorbei und hörten sie noch in weiter Entfernung wie Kühe brüllen.

Wir glitten rasch an der Küste entlang, doch hing leider Nebel darüber, sodaß es oft unmöglich war, zu bestimmen, ob zwischen den dunkeln Flecken, die wir noch eben erkennen konnten, Durchfahrten oder Gletscher waren. Ich hätte sehr gern ein wenig mehr von dem Lande gesehen. Mein Argwohn, daß wir uns in der Nachbarschaft des Winterquartiers von Leigh Smith befänden, war stärker als je geworden. Unsere Breite, sowie die Richtung der Küstenlinie und die Lage der Inseln und Straßen schienen viel zu gut übereinzustimmen, als daß sie die Möglichkeit des Gedankens zuließen, es könnte noch eine weitere Gruppe solcher Inseln auf der kurzen Strecke zwischen Franz-Joseph-Land und Spitzbergen liegen. Ein solcher Fall würde doch zu merkwürdig sein. Außerdem hatten wir fern im Westen einen Schimmer von Land gesehen, welches jedenfalls nicht weit von Nordostland liegen konnte. Allein Payer's Karte von dem Lande nördlich davon? Johansen behauptete mit gutem Grund, daß Payer unmöglich solche Fehler gemacht haben könne, wie wir in diesem Falle anzunehmen gezwungen wären.

Gegen Morgen ruderten wir eine Zeit lang, ohne weiter Walrosse zu sehen, und fühlten uns daher sicherer. In demselben Augenblicke bemerkten wir aber einen vereinsamten Bullen umherschwimmen und etwas vor uns auftauchen. Johansen, der zur Zeit vor mir war, lief auf einen Eisfuß, und obwol ich das wirklich für allzuweit getriebene Vorsicht hielt, war ich doch auf dem Punkte, seinem Beispiel zu folgen. Ich war jedoch noch nicht soweit gekommen, als das Walroß plötzlich neben mir in die Höhe schoß, sich auf den Rand des Kajaks warf, mit der einen Vorderfinne noch weiter über das Deck faßte und, während es mich zu kentern suchte, mit den Hauern einen Stoß nach dem Kajak zu führen drohte. Ich hielt mich so fest wie möglich, um nicht ins Wasser geworfen zu werden,

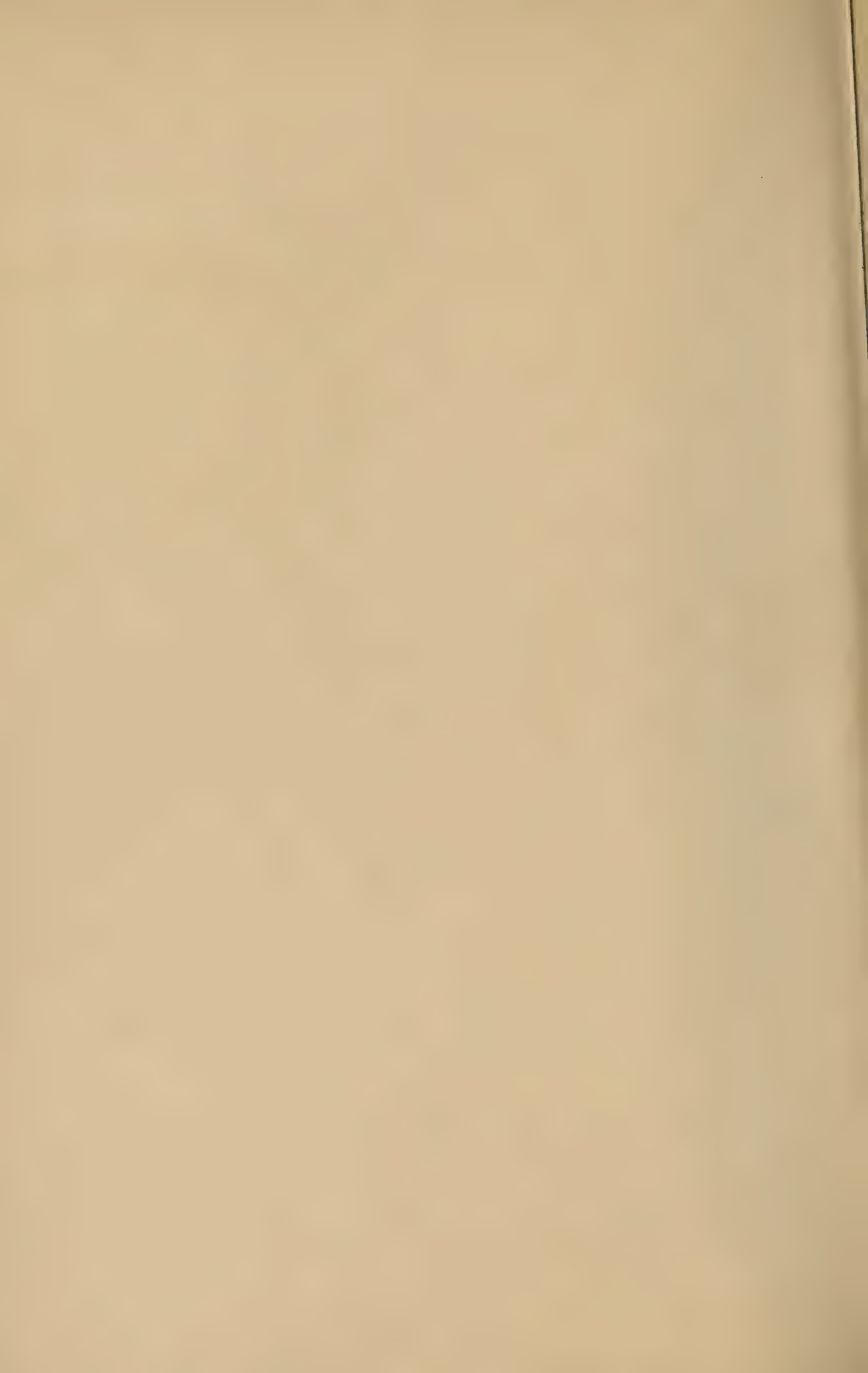
und schlug mit dem Ruder so stark ich konnte nach dem Kopfe des Thieres, das das Kajak nochmals erfaßte und mich soweit überkippte, daß das Deck beinahe unter Wasser war. Dann ließ es los und richtete sich gerade in die Höhe. Ich griff nach meiner Büchse. Allein in demselben Augenblicke drehte es sich um und verschwand so rasch, wie es gekommen war. Die ganze Geschichte spielte sich in einem Augenblicke ab, und ich wollte gerade zu Johansen sagen, wir könnten uns glücklich schätzen, aus diesem Abenteuer so glücklich davon=



In Lebensgefahr.

gekommen zu sein, als ich bemerkte, daß mir die Beine naß wurden. Ich horchte, und hörte nunmehr das Wasser unter mir ins Kajak sickern. Umdrehen und es auf den Eisfuß setzen, war das Werk eines Augenblicks; allein dort sank ich auch schon. Es handelte sich nun darum, heraus und auf das Eis zu gelangen, da das Kajak sich inzwischen immer mehr füllte. Der obere Rand des Eises war hoch und locker; doch gelang es mir hinaufzukommen, worauf Johansen das sinkende Kajak so weit nach Steuerbord überkippte, daß das Leck aus dem Wasser kam und wir es nach einer

Letztes Lager.



Stelle bringen konnten, wo das Eis niedrig genug war, um das Boot aufschleppen zu können. Alles was ich besaß, schwamm gründlich durchgeweicht im Innern umher. Was ich am meisten bedauerte, war, daß das Wasser in den photographischen Apparat gedrungen war und vielleicht meine kostbaren photographischen Aufnahmen ruinirt hatte.

So liegen wir hier nun, mit allen unsern irdischen Gütern zum Trocknen ausgebreitet und mit einem Kajak, das geflickt werden muß, ehe wir wieder einem Walroß entgegentreten können. Es ist ein tüchtiger Riß, den das Thier gemacht hat, wenigstens 15 Centimeter lang; ein Glück, daß es nicht schlimmer geworden ist. Wie leicht hätte es mich mit seinen Hauern am Oberschenkel verwunden können! Und es würde mir schlecht ergangen sein, wenn wir weiter draußen und nicht gerade an einem so günstigen Platze am Eisrande gelegen hätten, wo ein Eisfuß war. Der Schlafsack war triefend naß; wir rangen ihn so gut wie möglich aus, kehrten das Haar nach außen und verbrachten eine vorzügliche Nacht darin.

Am Abend desselben Tages schrieb ich: „Heute habe ich mein Kajak geflickt; wir haben alle Nähte in beiden Kajaks mit Stearin überholt, sodaß wir nunmehr hoffen, in unbeschädigten Booten die Reise fortsetzen zu können. Inzwischen lagen die Walrosse draußen, starrten uns mit den großen, runden Augen an, grunzten und schnaubten und klommen hin und wieder am Eisrande hinauf, als ob sie uns forttreiben wollten."

Dienstag, 23. Juni.

Do I sleep? do I dream?
Do I wonder and doubt?
Are things what they seem?
Or is visions about?

Was ist geschehen? Ich kann es noch immer kaum fassen. Wie unerschöpflich sind die Wechselfälle dieses Wanderlebens! Vor einigen Tagen im Wasser um das liebe

Leben kämpfend, von Walrossen angegriffen; das Leben eines Wilden führend, das ich nun schon seit länger als einem Jahre ertragen habe mit der Gewißheit, eine weite Reise vor uns zu haben über Eis und Meer, durch unbekannte Regionen, ehe wir anderen menschlichen Wesen begegnen, eine Reise voll Wechselfälle, voll Enttäuschungen, an die wir so gewöhnt sind — und jetzt ein Leben des civilisirten Europäers, umgeben von allem, was die Civilisation an Luxus und Wohlleben bietet; im Ueberfluß Wasser, Seife, Handtücher, saubere, weiche Wollkleider, Bücher und alles, nach dem wir während all der langen Monate geseufzt haben! —

Es war kurz nach Mittag, als ich am 17. Juni aufstand, um das Frühstück zu bereiten. Ich war nach dem Rande der See hinabgegangen, um Wasser zu holen, hatte Feuer angemacht, das Fleisch zerschnitten und in den Topf gelegt und bereits einen Stiefel ausgezogen, um wieder in den Sack zu kriechen, als ich bemerkte, daß der Nebel über dem Lande seit dem vorhergehenden Tage sich etwas gehoben hatte. Ich dachte, es sei ebenso gut, die Gelegenheit zu benutzen und Umschau zu halten, als zu schlafen, zog daher den Stiefel wieder an und begab mich auf einen nahen Hügel, um nach dem weiter drinnen liegenden Lande zu blicken.

Vom Lande her kam eine sanfte Brise, die von den Bergen dort einen verwirrenden Lärm von Tausenden von Vogelstimmen herübertrug. Während ich auf diese Laute des Lebens horchte und die Scharen der über mir hin- und herfliegenden Alke beobachtete, während mein Auge der Küstenlinie folgte, auf den dunkeln, nackten Bergwänden ruhte und über die Eisebenen und Gletscher eines Landes glitt, das, wie ich glaubte, noch von keines Menschen Blick geschaut, noch von keines Menschen Fuß betreten war, das in arktischer Majestät hinter seinem Nebelmantel ruhte: da schlug plötzlich ein Laut an mein Ohr, der dem Bellen eines Hundes so ähnlich war, daß ich auffuhr. Es waren nur ein paar Belllaute, aber es konnte nichts anderes sein. Ich strengte

das Gehör an, vernahm aber nichts mehr, als nur den alten brodelnden Lärm der Tausende von Vögeln. Ich mußte mich doch geirrt haben; es waren nur Vögel, die ich gehört hatte, und wieder glitt mein Blick zu den Straßen und Inseln im Westen. Dann kam das Bellen nochmals: erst einzelne Laute, dann ein richtiges Gebell; es war ein rauheres und ein dünneres Bellen, ein tiefer und ein hellerer Ton; daran war nicht länger zu zweifeln. In diesem Augenblicke fiel mir ein, daß ich am Tage vorher zwei Knalle gehört hatte, die wie Schüsse klangen, die ich mir aber als Geräusch im Eise erklärt hatte. Ich rief Johansen zu, daß ich im Lande Hunde bellen hörte. Johansen sprang aus dem Sacke, in welchem er geschlafen hatte, und eilte aus dem Zelt. „Hunde?" Er wollte es nicht sofort glauben, sondern mußte selbst heraufkommen und mit eigenen Ohren hören, während ich das Frühstück bereitete.

Er bezweifelte die Möglichkeit sehr stark, glaubte aber doch ein- oder zweimal etwas zu hören, was als Hundegebell gelten konnte. Dann ging es aber in dem Geräusch der Vögel unter, und unter Berücksichtigung aller Umstände meinte er, das, was er gehört habe, seien doch nichts anderes als Vogelstimmen gewesen. Ich sagte ihm, er möge glauben, was er wolle, jedenfalls würde ich mich so rasch wie möglich aufmachen. Ungeduldig stürzte ich das Frühstück hinunter. Ich hatte den letzten Rest Maismehl in die Suppe geschüttet, in dem sichern Gefühl, abends Mehlspeisen genug zu haben. Während wir aßen, erörterten wir die Frage, wer es sein könne, unsere Landsleute oder Engländer. Wenn es die englische Expedition war, die man bei unserer Abreise nach Franz-Joseph-Land geplant hatte, was sollten wir dann machen?

„O, wir brauchen nur einen oder zwei Tage bei ihnen zu bleiben", sagte Johansen, „und müssen dann nach Spitzbergen weitergehen, sonst wird es zu lange dauern, bis wir nach Hause kommen."

Ueber diesen Punkt waren wir einig; wir wollten aber dafür

sorgen, daß wir von ihnen gute Lebensmittel für die Reise bekämen. Während ich voranging, sollte Johansen zurückbleiben, um nach den Kajaks zu sehen, damit wir nicht Gefahr liefen, daß sie mit dem Eise fortrieben.

Ich holte meine Schneeschuhe, Fernrohr und Büchse hervor und war fertig. Ehe ich mich aufmachte, begab ich mich nochmals auf den Hügel, um zu lauschen und nach einem Wege über das unebene Eis landeinwärts auszuschauen. Es war kein Geräusch wie Hundegebell zu hören, nur das schrille Geschrei von Alken und Krabbentauchern und das Gekreisch der Stummelmöven. Ob es doch diese waren, die ich gehört hatte? Zweifelnd machte ich mich auf den Weg. Dann sah ich vor mir frische Fährten eines Thieres. Es konnten kaum Fährten eines Fuchses sein, denn dann müßten die Füchse hier größer sein, als ich sie je gesehen hatte. Aber Hunde? Konnte ein Hund in der Nacht nur wenige hundert Schritt von uns entfernt gewesen sein, ohne zu bellen oder ohne daß wir es gehört hätten? Das schien kaum wahrscheinlich zu sein. Was es aber auch war, nie konnte es ein Fuchs gewesen sein. Ein Wolf also? Ich ging weiter, voll wunderlicher Gedanken, zwischen Gewißheit und Zweifel schwankend. Sollten hier all unsere Mühen, all unsere Schwierigkeiten, Entbehrungen und Leiden enden? Es schien unglaublich, und doch — aus dem Nebellande des Zweifels begann endlich Gewißheit aufzudämmern.

Wieder traf der Laut eines bellenden Hundes mein Ohr, deutlicher als je vorher; ich sah immer mehr Fährten, die nur von Hunden herrühren konnten. Dazwischen befanden sich auch Fuchsfährten, aber wie klein sahen sie aus! Dann verging lange Zeit und es war nichts weiter zu hören als der Lärm der Vögel. Wieder kam mir der Zweifel, ob nicht doch alles Täuschung sei. Vielleicht war es nur ein Traum. Dann aber fielen mir die Hundefährten ein; sie waren jedenfalls keine Täuschung. Wenn hier aber Menschen waren, dann konnten wir uns kaum auf Gillis-Land oder auf einem andern

neuen Lande befinden, wie wir den ganzen Winter geglaubt hatten. Wir mußten doch an der Südseite von Franz-Joseph-Land sein, und der Verdacht, der mir einige Tage vorher gekommen war, mußte berechtigt sein, daß wir nämlich durch einen unbekannten Sund zwischen der Hooker- und der Northbrook-Insel hinausgerathen sein müßten und uns jetzt auf der Höhe der letztern befänden, trotz der Unmöglichkeit, unsere Position mit der Karte Payer's in Einklang zu bringen.

Mit seltsam gemischten Gefühlen setzte ich den Weg durch die zahlreichen Hügel und Unebenheiten landeinwärts fort. Plötzlich glaubte ich den Ruf einer menschlichen Stimme zu hören, einer fremden Stimme, der ersten in drei Jahren. Wie mir das Herz klopfte, wie mir das Blut zum Kopfe schoß, als ich auf einen Hügel hinaufrannte und mit der ganzen Kraft meiner Lungen schrie! Hinter dieser einen menschlichen Stimme inmitten der Eiswüste, dieser einzigen Botschaft vom Leben, standen Heimat und *sie*, die zu Hause auf mich wartete; weiter sah ich nichts, als ich mir einen Weg zwischen den Schollen und Eisrücken bahnte, so rasch mich meine Schneeschuhe tragen konnten. Bald hörte ich wieder rufen und sah von einem Rücken herab eine dunkle Gestalt, die landeinwärts zwischen den Hügeln sich bewegte. *Es war ein Hund; aber weiter entfernt* kam noch *eine Gestalt, und das war ein Mensch.* Wer war es? War es Jackson oder einer seiner Gefährten, oder war es vielleicht ein Landsmann? Rasch näherten wir uns einander; ich schwenkte den Hut, er that dasselbe. Ich hörte ihn zu dem Hunde sprechen und horchte. Es war englisch, und als ich näherkam, glaubte ich Jackson zu erkennen, den ich meiner Erinnerung nach einmal gesehen hatte.

Ich zog den Hut, wir reichten uns die Hände mit einem herzlichen „Wie geht es Ihnen?“ Ueber uns ein Nebeldach, das die Welt rundherum ausschloß, zu unseren Füßen das holperige, treibende Packeis und im Hintergrunde ein Schimmer von Land, alles

Eis, Gletscher und Nebel. Auf der einen Seite der civilisirte Europäer in einem carrirten englischen Anzuge und hohen Gummistiefeln, ordentlich rasirt, frisirt und den Duft parfümirter Seife verbreitend, den die geschärften Sinne des Wilden gleich bemerkten, auf der andern Seite der Wilde, bekleidet mit schmierigen Lumpen, schmutzig von Oel und Ruß, mit langem, ungekämmtem Haar und zottigem Bart, schwarz von Rauch, mit einem Gesicht, in welchem die natürliche blonde Farbe unmöglich zu erkennen war durch die dicke Schicht von Fett und Ruß, die die Bemühungen eines ganzen Winters mit warmem Wasser, Moos, Lumpen und schließlich mit einem Messer vergeblich zu entfernen versucht hatten. Kein Mensch konnte vermuthen, wer der Wilde war, oder woher er kam.

Jackson: „Freue mich riesig, Sie zu sehen."

„Danke, ich gleichfalls."

„Haben Sie ein Schiff hier?"

„Nein, mein Schiff ist nicht hier."

„Wieviele sind Sie?"

„Ich habe nur einen Gefährten draußen am Eisrand."

Während wir sprachen, hatten wir begonnen, dem Lande weiter zuzuschreiten. Ich nahm als feststehend an, daß er mich erkannt hatte oder sich wenigstens denken könne, wer unter diesem wilden Aeußern verborgen sei, da ich nicht glaubte, daß ein vollkommen Fremder so herzlich aufgenommen werden würde. Plötzlich blieb er stehen, blickte mir voll ins Gesicht und sagte rasch:

„Sind Sie nicht Nansen?"

„Ja, das bin ich."

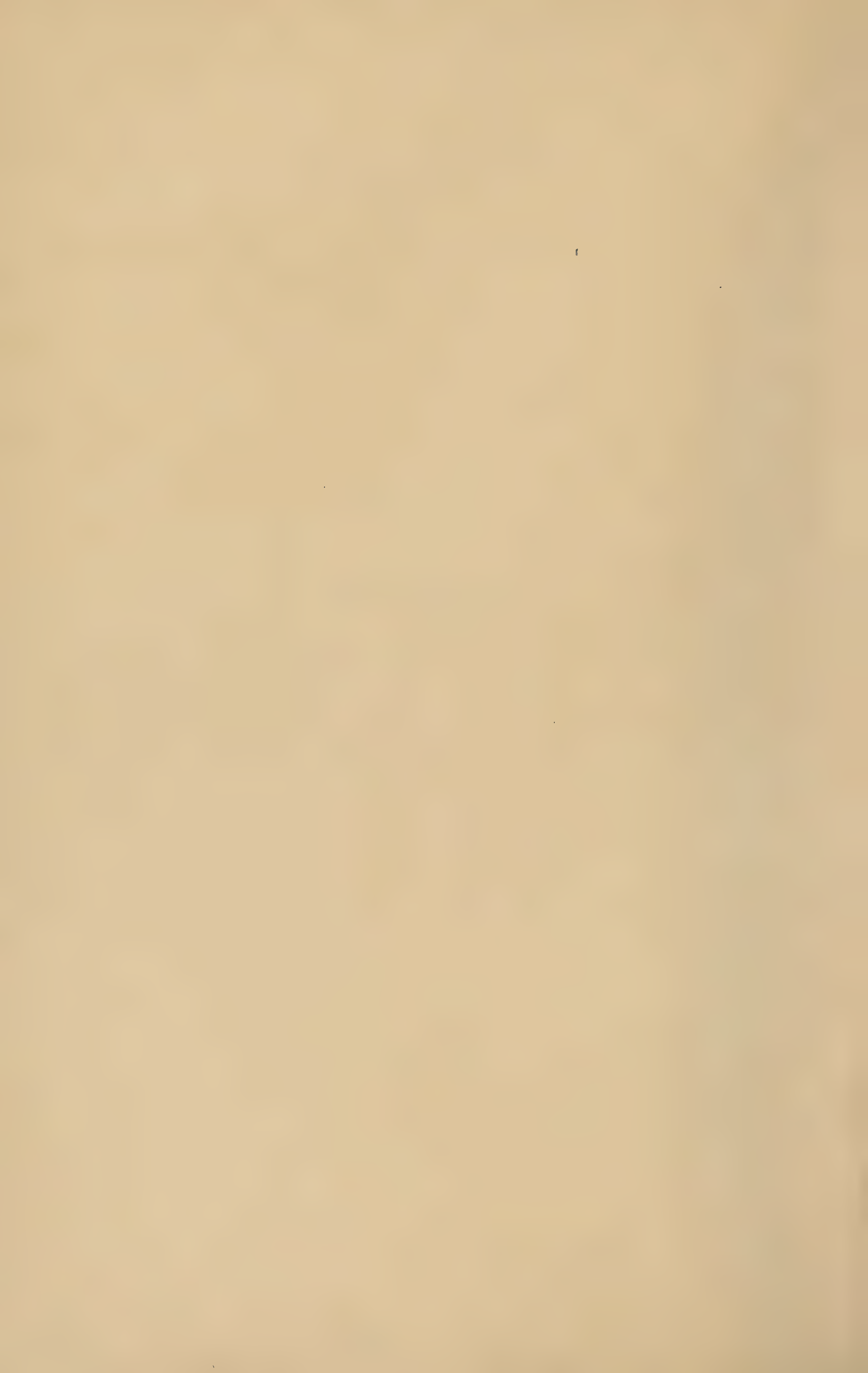
„By Jove, es freut mich närrisch, Sie zu sehen!"

Darauf ergriff er meine Hand und schüttelte sie nochmals, während sein ganzes Gesicht ein einziges lächelndes Willkommen bildete und die Freude über dies unerwartete Zusammentreffen ihm aus den dunkeln Augen strahlte.

„Woher sind Sie jetzt gekommen?" fragte er.



Begegnung mit Jackson.



„Ich verließ die «Fram» auf 84° nördlicher Breite, nachdem wir zwei Jahre getrieben waren, und habe den Breitengrad von 86° 15′ erreicht, wo wir umkehren und uns nach Franz-Joseph-Land wenden mußten. Wir waren jedoch gezwungen, den Winter über irgendwo im Norden von hier zuzubringen und sind jetzt auf dem Wege nach Spitzbergen."

„Ich gratulire Ihnen von ganzem Herzen. Sie haben eine tüchtige Reise gemacht, und es freut mich ungemein, daß ich der Erste bin, der Ihnen zu Ihrer Rückkehr gratuliren kann."

Noch einmal ergriff er meine Hand und schüttelte sie herzlich. Wärmer hätte ich nicht bewillkommnet werden können; dies Händeschütteln war mehr als bloße Förmlichkeit. In seiner gastfreien englischen Weise sagte er sofort, er habe „eine Menge Platz" für uns und erwarte jeden Tag sein Schiff. Wie ich später fand, meinte er mit dieser „Menge Platz", daß auf dem Boden seiner Hütte noch ein paar Quadratfuß übrig waren, die nachts von ihm und seinen Schlafgefährten nicht benutzt wurden. Aber Raum im Herzen macht Raum im Hause, und an dem erstern fehlte es nicht. Sobald ich zu Worte kommen konnte, fragte ich, wie es zu Hause ginge, und er konnte mir die willkommene Mittheilung machen, daß meine Frau und mein Kind, als er vor zwei Jahren abgefahren sei, sich in allerbester Gesundheit befunden hätten. Dann kamen Norwegen und die norwegische Politik an die Reihe, doch war ihm davon nichts bekannt, was ich als ein Zeichen auffaßte, daß auch darin alles in Ordnung sein müsse. Er fragte dann, ob wir nicht sofort hinausgehen und Johansen und unsere Habe holen sollten. Ich meinte jedoch, unsere Kajaks würden zu schwer sein, um sie allein über das zusammengeschobene Eis zu schleppen; wenn er Leute genug habe, sei es sicherlich besser, sie hinzuschicken. Wenn wir Johansen nur durch eine Salve unserer Büchsen in Kenntniß setzten, würde er geduldig warten. Wir feuerten daher jeder zwei Schüsse ab. Bald darauf begegneten uns mehrere Leute: der Zweite im Commando

Herr Armitage, der Photograph Herr Child und der Arzt Dr. Koetlitz. Als sie näherkamen, machte ihnen Jackson ein Zeichen und sagte ihnen, wer ich sei, worauf ich nochmals herzlich willkommen geheißen wurde. Dann begegneten wir noch anderen: dem Botaniker Herrn Fisher, Herrn Burgeß und dem Finländer Blomqvist (dessen richtiger Name Melenius war). Fisher hat mir später erzählt, er habe sofort gedacht, daß ich es sein müsse, als er einen Mann draußen auf dem Eise gesehen habe; dann aber, als er mir begegnet sei, habe er diesen Gedanken wieder aufgegeben, da ich ihm als blond geschildert worden sei, während hier ein dunkler Mann mit schwarzem Bart und Haar erschien. Als alle versammelt waren, theilte Jackson ihnen mit, daß ich 86° 15′ nördlicher Breite erreicht hätte, worauf mir von sieben kräftigen Kehlen ein dreifaches englisches Hurrah gebracht wurde, das zwischen den Hügeln widerhallte. Jackson schickte sofort seine Leute ab, um Schlitten zu holen und zu Johansen hinauszugehen, während wir dem Hause zuwanderten, das ich jetzt am Lande sehen zu können glaubte. Jackson erzählte mir nun, daß er für mich Briefe von zu Hause habe, die er im vorigen und in diesem Frühjahr, als er nordwärts gegangen sei, mitgenommen habe, für den Fall, daß wir uns begegnen sollten. Wir fanden jetzt, daß er im März in ziemlich geringer Entfernung südlich von unserer Winterhütte* gewesen sein mußte, dort aber zum Umkehren gezwungen worden war, weil er durch offenes Wasser aufgehalten wurde, dasselbe, über welchem wir den ganzen Winter hindurch die dunkle Luft gesehen hatten. Erst als wir den Gebäuden schon ganz nahe gekommen waren, erkundigte er sich eingehender nach der „Fram“ und unserer Drift, worauf ich ihm unsere Geschichte kurz erzählte.

Später sagte er mir, daß er von dem Augenblicke unserer Begegnung an geglaubt habe, daß das Schiff zertrümmert worden sei und wir beiden die einzigen Ueberlebenden von der Expedition seien.

---

* Er hatte Kap Richthofen, etwa 65 Kilometer südlich von uns, erreicht.



Nansen bei Eintreffen auf Kap Flora.



Er hatte in meinen Zügen einen traurigen Ausdruck wahrzunehmen geglaubt, als er zum ersten male nach dem Schiffe fragte, und hatte den Gegenstand deshalb nicht wieder berühren mögen. In der That hatte er sogar seine Leute insgeheim gewarnt, zu fragen. Erst infolge einer zufälligen Bemerkung von mir hatte er seinen Irrthum erkannt; dann erst hatte er sich genauer nach der „Fram“ und nach den Uebrigen erkundigt.



Jackson's Station auf Kap Flora.

Wir trafen bei dem Gebäude ein, einer niedrigen russischen Holzhütte auf einer flachen Terrasse, einer alten Strandlinie unter einem Berge, 16 Meter über dem Meere. Es war von einem Stalle und vier runden, zeltartigen Gebäuden umgeben, in welchen Vorräthe aufbewahrt wurden. Wir betraten inmitten dieser öden, winterlichen Umgebung ein behagliches, warmes Nest, dessen Dach und Wände mit grünem Tuch bekleidet waren. An den Wänden

befanden sich überall Photographien, Radirungen, Lichtdrucke und Regale mit Büchern und Instrumenten; unter dem Dache waren Kleidungsstücke und Schuhe zum Trocknen aufgehängt, und aus dem Ofen in der Mitte des behaglichen Raumes sandten uns die Flammen eines Kohlenfeuers ein warmes, gastfreies Willkommen entgegen.

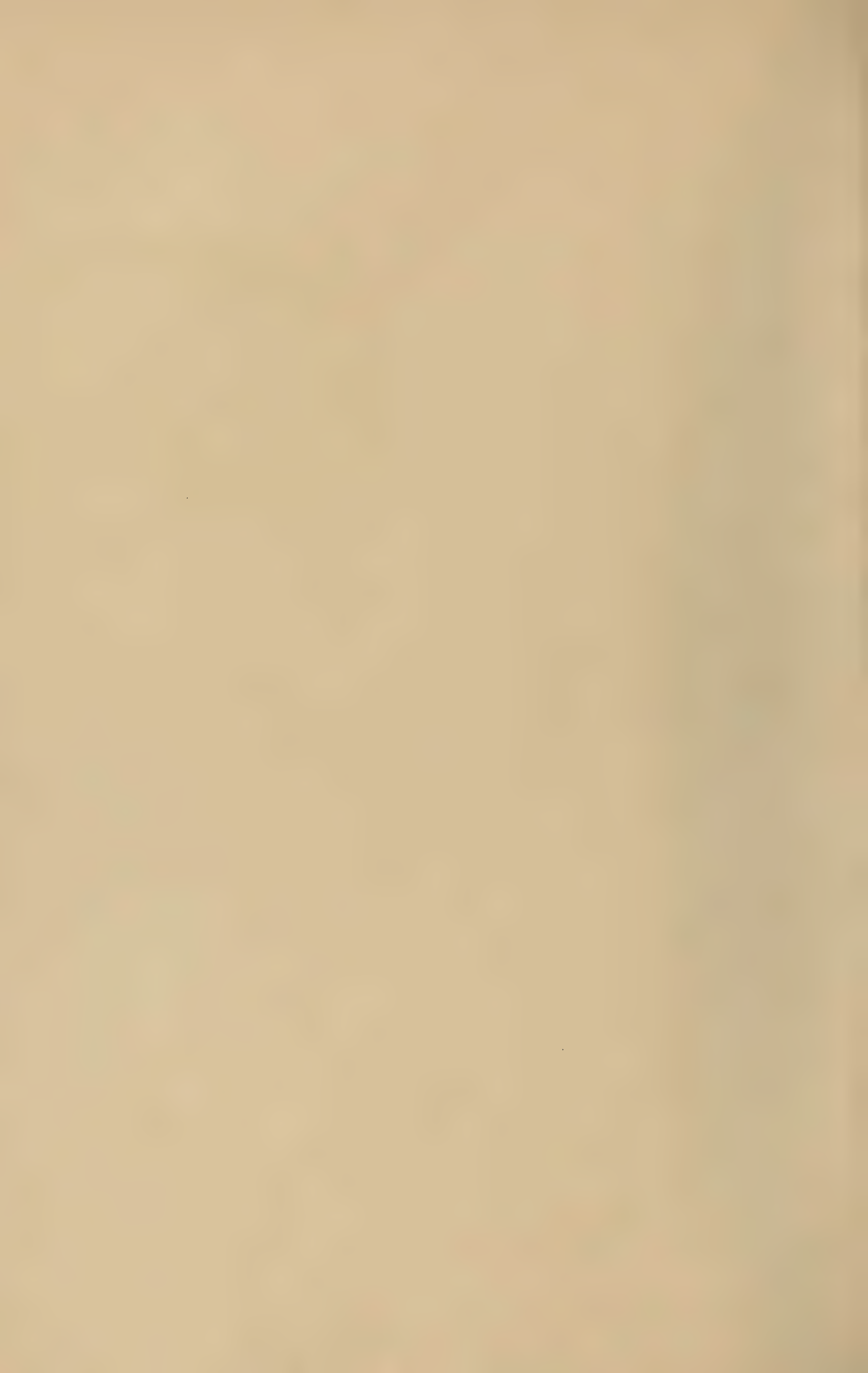
Ein seltsames Gefühl überkam mich, als ich mich in dieser ungewohnten Umgebung auf einen bequemen Stuhl setzte. Mit einem Schlage hatte das wechselvolle Schicksal jede Verantwortlichkeit, alle Schwierigkeiten aus meinen Gedanken, die während dreier langer Jahre damit bedrückt gewesen waren, fortgefegt. Hier war ich inmitten des Eises in einem sichern Hafen, und die sehnsüchtigen Wünsche dreier Jahre wurden von dem goldenen Sonnenscheine des dämmernden Tages eingeschläfert. Meine Pflicht war erfüllt, meine Aufgabe beendet; jetzt konnte ich ruhen, ruhen und warten. —

Eine sorgfältig zugelöthete Blechbüchse wurde mir übergeben: sie enthielt Briefe aus Norwegen. Meine Hände zitterten, mein Herz klopfte, als ich sie öffnete; es waren Nachrichten aus der Heimat, nur gute Nachrichten. Ein angenehmes Gefühl der Beruhigung senkte sich auf meinen Geist herab.

Dann wurde das Mittagessen servirt. Wie nett war es doch, wieder Brot, Butter, Milch, Zucker, Kaffee und alles andere zu haben, ohne das wir uns ein Jahr lang beholfen und nach dem wir uns doch so gesehnt hatten. Der Höhepunkt der Behaglichkeit wurde aber erreicht, als wir unsere schmutzigen Lumpen abwarfen, ein warmes Bad nehmen und uns von so viel Schmutz befreien konnten, als auf einmal möglich war; einigermaßen rein zu werden gelang uns jedoch erst nach mehreren Tagen und nach vielen Versuchen. Dann, als wir rein waren, vom Kopf bis zu den Füßen in weichen Kleidern, nachdem das Haar geschnitten und der zottige Bart rasirt war, war die Umwandlung von einem Wilden in einen Europäer vollkommen und sogar plötzlicher, als das Umgekehrte eingetreten war. Wie angenehm und behaglich, die Kleider anlegen zu können, ohne



Johansen bei Eintreffen auf Kap Flora.



sich schmierig zu machen, besonders aber, umhergehen zu können, ohne fühlen zu müssen, wie sie bei jeder Bewegung am Körper festklebten!



Johansen in Jackson's Hütte.

Es dauerte nicht lange, bis Johansen und die anderen mit den Kajaks und unseren Sachen folgten. Johansen erzählte mir, wie die warmherzigen Engländer ihn und die norwegische Flagge mit einem

von Herzen kommenden Hurrah begrüßt hätten, als sie herangekommen seien und die Flagge neben einem schmutzigen wollenen Hemde an einem Bambusstock hätten wehen sehen, den er auf meine Anweisung aufgerichtet hatte, damit ich den Weg zu ihm zurückfinden könnte. Auf dem Wege hierher hatten sie ihm nicht gestattet, die Schlitten zu berühren; er mußte als Passagier daneben schreiten. Wie er sagte, sei das von all den Arten, wie wir über das Treibeis gewandert seien, die bequemste gewesen!

Sein Empfang in der Hütte war kaum weniger herzlich als der meine, und bald machte er dieselbe Umwandlung durch, der ich mich unterzogen hatte.

Ich erkenne meinen Gefährten der langen Winternacht jetzt gar nicht wieder und suche vergeblich nach Spuren von dem Strolche, der an jener öden Küste am Fuße des steilen Gerölls und der dunkeln Basaltklippe vor der niedrigen unterirdischen Hütte auf und ab gewandert ist. Der schwarze, rußige Höhlenmensch ist verschwunden; an seiner Stelle sitzt ein wohlgebildeter, gesund aussehender europäischer Bürger auf einem bequemen Stuhl, raucht eine kurze Pfeife oder eine Cigarre und hat ein Buch vor sich, aus dem er nach Kräften Englisch zu lernen sich bemüht. Mir scheint, daß er mit fast Besorgniß erregender Geschwindigkeit von Tag zu Tag fetter wird.

In der That überrascht es, daß wir, seitdem wir die „Fram" verlassen haben, beide beträchtlich an Gewicht zugenommen haben. Als ich hier ankam, wog ich ungefähr 92 Kilogramm oder fast 10 Kilogramm mehr als beim Verlassen der „Fram", während Johansen 75 Kilogramm wiegt und 6 Kilogramm zugenommen hat. Das ist die Folge davon, daß man sich einen Winter hindurch im arktischen Klima von nichts als Bärenfleisch und Fett genährt hat. Es stimmt aber nicht ganz mit den Erfahrungen, die andere unter ähnlichen Verhältnissen gemacht haben; unsere Trägheit muß das also zu Stande gebracht haben.

Hier leben wir nun in Frieden und Ruhe und warten auf

das Schiff aus der Heimat und auf das, was die Zukunft uns bringen wird, während alles geschieht, um uns die Entbehrungen des Winters vergessen zu machen. Wir hätten in keine besseren Hände fallen können, und es ist unmöglich, die unvergleichliche Gastfreundschaft und Freundlichkeit, die wir hier von allen Seiten erfahren, und die Behaglichkeit zu beschreiben, die wir fühlen.



Plauderei nach Tische.

Sind es die Entbehrungen eines Jahres und der Mangel an menschlicher Gesellschaft, sind es die gemeinsamen Interessen, die uns in diesen öden Regionen so zu diesen Leuten hinziehen? Ich weiß es nicht; aber wir werden des Plauderns nie müde, und es kommt mir vor, als hätten wir einander Jahre gekannt, anstatt daß wir vor einigen Tagen uns zum ersten male begegnet sind.

Mittwoch, 24. Juni. Es sind jetzt drei Jahre, seitdem wir

die Heimat verlassen haben. Als wir heute beim Mittagstische saßen, stürzte Hayward, der Koch, mit der Nachricht herein, es sei ein Bär draußen. Wir begaben uns hinaus, Jackson mit seiner Camera, ich mit meiner Büchse. Wir bemerkten den Kopf des Bären über dem Rande des Ufers; er schnüffelte in der Richtung nach der



Der verwundete Bär.

Hütte in die Luft, während ein paar Hunde sich in respectvoller Entfernung hielten und bellten. Als wir uns näherten, kam er über den Rand gerade auf uns zu, blieb dort stehen, zeigte die Zähne und zischte, drehte sich dann herum und schritt langsam wieder hinunter nach dem Strande. Um ihn etwas aufzuhalten, damit Jackson noch hinzukommen und ihn photographiren könne, schickte ich ihm

eine Kugel durch den Hinterkörper, gerade als er über dem Uferrand verschwand. Das half, und eine Kugel in die linke Schulter noch mehr. Von einigen wenigen Hunden umgeben, hielt der Bär jetzt Stand. Die Hunde wurden nun kühner, während ein paar Kugeln aus Jackson's Revolver in die Schnauze das Thier ganz wüthend machten. Er sprang zuerst auf den Hund „Misère" los, ergriff ihn im Genick und schleuderte ihn eine tüchtige Strecke über das Eis fort; dann sprang er gegen den andern Hund, ergriff ihn bei einer Pfote und zerriß ihm eine Zehe. Darauf fand er eine alte Blechbüchse, biß sie platt zusammen und schleuderte sie fort. Der Bär war rasend vor Wuth; eine Kugel hinter das Ohr beendete seine Leiden; es war ein Weibchen.

Sonntag, 5. Juli. Als Jackson und der Doctor heute Abend zur Alkenjagd auf dem Berge waren, begannen die Hunde (namentlich der draußen vor der Thür angekettete Bärenhund „Nimrod") fürchterlichen Lärm zu machen und verdächtig zu heulen und zu winseln. Armitage ging hinaus, kam aber nach einer kleinen Weile wieder zurück und fragte mich, ob ich Lust hätte, einen Bären zu schießen. Ich begleitete ihn mit Büchse und Camera. Der Bär war nach einem kleinen Hügel auf dem Eise südlich von dem Hause geflüchtet und hatte sich der Länge lang auf demselben hingestreckt, während „Misère" und ein paar junge Hunde in geringer Entfernung von ihm herumstanden und unaufhörlich bellten. Als wir erschienen, floh der Bär über das Eis davon; die Schußweite war groß, allein trotzdem sandten wir einige Schüsse hinterher, in der Meinung, daß sie ihn in seinem Laufe vielleicht aufhalten könnten. Mit einer meiner Kugeln hatte ich das Glück, ihn am Hinterkörper zu treffen, worauf er wieder nach einem Eishügel floh. Hier konnte ich ihm näherkommen. Er war offenbar in großer Wuth und zeigte mir, als ich zu dem Hügel kam, auf dem er stand, die Zähne, zischte mich an und machte wiederholt Anstalt, sich von oben auf mich herabzustürzen. Infolgedessen machte ich schnell anstatt des photographischen

Apparats meine Büchse bereit. Er kratzte den losen Schnee unter den Füßen fort, um einen bessern Stand für den Sprung zu erhalten, den er jedoch nicht unternahm; ich vertauschte daher die Büchse gegen meine Camera. Inzwischen war Jackson mit seinem Apparat auf der andern Seite herangekommen; als wir dann so viele Aufnahmen gemacht hatten, als wir haben wollten, schossen wir den Bären todt. Es war ein ungewöhnlich großes Weibchen.



Ein Besucher. (Momentphotographie.)

Eins der ersten Dinge, nachdem wir zur Station Jackson's gekommen waren, war natürlich eine genaue Vergleichung unserer Uhren mit Jackson's Chronometer; auch war Herr Armitage so freundlich, sorgfältige Zeitbeobachtungen für mich vorzunehmen. Es zeigte sich nunmehr, daß wir doch nicht sehr weit von der Richtigkeit gewesen sind. Wir hatten unsere Uhren um ungefähr 26 Minuten falsch gestellt, was in der Länge

einen Unterschied von etwa $6\frac{1}{2}°$ ausmacht. Eine längere Vergleichung, die Armitage vornahm, zeigte auch, daß der Gangverlust unserer Uhren fast genau so war, wie wir ihn angenommen hatten. Mit Hülfe dieser Auskunft war ich jetzt im Stande, unsere Längenbeobachtungen ziemlich genau auszurechnen; und eine der ersten Aufgaben, an welche ich mich hier machte, nun uns wieder Papier, Schreib- und Zeichenmaterialien, sowie alles das zugänglich war, nach dem wir uns während des Winters so oft gesehnt hatten, bestand darin, eine Kartenskizze von Franz-Joseph-Land zu entwerfen, wie es nach unseren Beobachtungen meiner Ansicht nach sein mußte. Herr Jackson gestattete mir freundlichst, seine Karte des von ihm erforschten Theiles des Landes zu benutzen. Dadurch wurde mir die Arbeit erspart, meine astronomischen Beobachtungen und Peilungen für diesen Theil auszurechnen. Ferner habe ich Herrn Jackson meinen Dank auch für die Hülfe abzustatten, die er mir in jeder möglichen Weise mit Navigationstabellen, nautischem Jahrbuch* und aller Art Zeichenmaterial geleistet hat.

Unter Vergleichung der Karten von Payer und von Jackson mit meinen Beobachtungen habe ich die diesem Bande beigefügte „Vorläufige Kartenskizze der als Franz-Joseph-Land bekannten Inselgruppe" entworfen. Ich habe Payer's und Jackson's Karten an denjenigen Stellen abgeändert, wo meine Beobachtungen wesentlich von den ihrigen abweichen. Ich erhebe keinen Anspruch darauf, mehr als eine vorläufige Skizze zu geben, da ich nicht einmal Zeit gehabt habe, meine eigenen Beobachtungen ordentlich auszurechnen. Wenn dies geschehen ist und mir alles Material Payer's zugänglich ist, dann läßt sich ohne Zweifel eine erheblich vertrauenswürdigere Karte herstellen. Die einzige Bedeutung, die ich für meine Skizze in Anspruch nehme, ist, daß sie in roher Weise zeigt, daß das, was

---

* Wir hatten kein nautisches Jahrbuch für 1896 und hatten bis dahin dasjenige für das vorhergehende Jahr benutzt.

bisher Franz-Joseph-Land genannt worden ist, in unzählige kleine Inseln ohne eine zusammenhängende, ausgedehnte Landmasse zertheilt ist. Vieles von Payer's Karte stimmt, wie ich fand, gut mit unseren Beobachtungen überein; allein das Räthsel, über welches wir den ganzen Winter nachgegrübelt hatten, blieb noch immer ungelöst. Wo war der Dove-Gletscher, wo war der ganze nördliche Theil von Wilczek-Land? Wo waren die Inseln, die Payer Braun-Insel, Hoffmann-Insel und Freeden-Insel genannt hatte? Die letztere könnte ohne Zweifel mit der südlichsten Insel von Hvidtenland identificirt werden, allein die anderen waren vollständig verschwunden. Ich habe anfänglich viel darüber nachgedacht, wie ein solcher Irrthum in die Karte eines Mannes wie Payer hatte kommen können, eines Mannes, der als Topograph so große Erfahrungen hat und dessen Karten sonst den Stempel großer Genauigkeit und Sorgfalt an sich tragen, eines Mannes, dessen Tüchtigkeit als Polarreisender ich stets bewundert habe. Ich habe seinen Reisebericht geprüft und gefunden, daß er ausdrücklich erwähnt, er habe in der Zeit, als er an der Küste und dem Dove-Gletscher entlangfuhr, sehr viel Nebel gehabt, der das Land voraus vollständig verborgen habe. Aber eines Tages (es war am 7. April 1874) sagt er*:

„Es hatte in dieser Breite den Anschein, als höre das Wilczek-Land plötzlich auf; doch als die Sonne die treibenden Nebel verzehrte, sahen wir die glänzende Hochfläche seiner ungeheuern Gletscher (Dove-Gletscher) in einem fast ununterbrochenen Weiß zu uns herüberstarren. Nach Nordost hin ließ sich das Land nur bis Kap Budapest in nebelgrauer Ferne verfolgen. Dieser Anblick allein war es, welcher dem Totaleindruck des Landes, das heißt, dem topographischen Charakter Spitzbergens widersprach; denn Gletscher ungewöhnlicher Größe setzen ein ausgedehntes Hinterland voraus.“

---

* Payer, Die österreichisch-ungarische Nordpolexpedition in den Jahren 1872—1874, S. 306.

Ich habe über diese Schilderung oft nachgedacht, kann aber in Payer's Werk keine andere Lösung finden, die Licht in dieses Geheimniß brächte. Obwol es danach scheinen würde, daß sie an jenem Tage klares Wetter gehabt haben, müssen nichtsdestoweniger über Hvidtenland Nebelbänke gelegen haben, die es nach Süden mit Wilczek-Land verbanden und sich auch nordwärts in der Richtung nach Kronprinz-Rudolf-Land ausdehnten. Die von der Sonne beschienenen Nebelbänke müssen dermaßen geglitzert haben, daß man sie für Gletscher an einer fortlaufenden Küste gehalten hat. Ich kann diesen Irrthum um so leichter begreifen, als ich selbst auf dem Punkte gestanden habe, in ihn zu verfallen. Wie früher erwähnt, würden wir, wenn das Wetter am Abend des 11. Juni 1896 sich nicht aufgeklärt und uns in den Stand gesetzt hätte, die Straße zwischen der Insel Northbrook und Peter-Head (Alexandra-Land) zu unterscheiden, unter dem Eindruck geblieben sein, hier zusammenhängendes Land zu haben, und würden es bei der Zeichnung der Karte dieser Gegend auch als solches dargestellt haben.

Jackson und ich haben oft über die Benennung der Länder, die wir erforscht hatten, gesprochen. Ich fragte ihn, ob er etwas dagegen habe, wenn ich das Land, auf dem ich überwintert hatte, als ein kleines Zeichen unserer Dankbarkeit für die uns von ihm bewiesene Gastfreundschaft „Frederick-Jackson-Insel" benennen würde. Wir hatten die Entdeckung gemacht, daß diese Insel durch Straßen von dem Lande weiter nördlich getrennt war, welches Payer Karl-Alexander-Land genannt hatte. Im übrigen habe ich mich enthalten, einer von den Oertlichkeiten, die Jackson vor mir gesehen hatte, Namen zu geben.

Das Land um Kap Flora erwies sich in geologischer Beziehung als höchst interessant, und so oft die Zeit es mir erlaubte, untersuchte ich es entweder allein oder häufiger noch in Gesellschaft von Dr. Koetlitz des Arztes und Geologen der englischen Expedition. Wir haben miteinander manchen interessanten Ausflug an den steilen Geröllhalden

hinauf und hinunter gemacht, um Versteinerungen zu suchen, die wir an einzelnen Plätzen in großer Zahl fanden. Vom Strande bis zur Höhe von etwa 160 oder 200 Meter schien der Boden aus weichem Thon, vermischt mit Knollen von rothbraunem thonigem Sandstein, zu bestehen; in den Knollen fanden sich die Versteinerungen reichlich. Jedoch war der Boden dermaßen mit losen Steinen übersät, die von den Basaltmauern darüber herabgerollt waren, daß es schwierig war, bis zu ihm zu kommen. Lange Zeit behauptete ich, daß all dieser Thon eine verhältnißmäßig wenig alte Strandbildung sei; indeß war der Doctor unermüdlich bemüht, mich davon zu überzeugen, daß es in Wirklichkeit eine mächtige, alte Bildung sei, die sich bis unter den Basalt erstrecke und von diesem überlagert werde. Schließlich mußte ich nachgeben, als wir an der obersten Thonschicht anlangten und ich wahrnahm, daß sie thatsächlich vom Basalt überlagert wurde, und als ich auch weiter unten einige dünnere Basaltlagen im Thone fand. Eine Untersuchung der Versteinerungen, die zum größten Theile aus Ammoniten und Belemniten bestanden, überzeugte mich, daß der Thon hier zum Jura gehören müsse. Dr. Koetlitz hatte an mehreren Stellen dünne Kohlenschichten im Thone gefunden, auch war versteinertes Holz vielfach zu beobachten. Allein über dem Thone lag der Basalt 200—230 Meter mächtig, was gewiß nicht das am wenigsten Interessante ist. Er unterscheidet sich von der Mehrzahl der typischen Basalte durch seine grobkörnige Structur und scheint mit denjenigen, die man auf Spitzbergen und Nordostland findet, in engem Zusammenhang zu stehen.* Der Basalt scheint aber auf Franz-Joseph-Land im Aussehen ziemlich mannichfaltig zu sein. Derjenige, den wir weiter nördlich — z. B. bei Kap M'Clintock und auf der Gänse-Insel — gefunden, war beträchtlich grobkörniger als der hier angetroffene. Auch das Auftreten des Basalts hier auf der Northbrook-Insel und den umliegenden Inseln unterschied sich stark

* Diese Gesteine werden gewöhnlich zu den Diabasen gerechnet.

von dem, was wir weiter nördlich beobachtet hatten. Man trifft ihn hier in der Regel nur in einer Höhe von 160—200 Meter über dem Meere an, während er auf den nördlicheren Inseln — von 81° nördlicher Breite nordwärts — bis zum Strande hinabreichte. So fiel er bei Jackson's Kap Fisher auf 81° nördlicher Breite in einer fast senkrechten Mauer in die See ab. Dasselbe war bei Kap M'Clintock, bei



Basaltfels.

unserer Winterhütte, bei dem aus säulenförmigem Basalt bestehenden Kap, wo wir die Nacht des 25. August 1895 verbracht hatten, bei Kap Clements-Markham und an der messerscharfen Felsspitze der Fall, wo wir in der Nacht vom 16. auf den 17. August 1895 gelandet waren. Soweit wir gesehen hatten, schien an der Südseite von Kronprinz-Rudolf-Land die Structur ähnlich zu sein. Wo wir im Norden auch gewesen waren, hatte ich scharf nach Schichten ausgespäht, deren

Versteinerungen uns Kunde von dem geologischen Alter dieses Landes hätten geben können. Nach dem, was ich hier bei Kap Flora gefunden hatte, schien wenigstens ein großer Theil des Basalts aus der Juraperiode herzurühren, da er Juraschichten unmittelbar auflag und zum Theil zwischenlagerte. Ferner wurden oben auf dem Basalt, wie sich gleich zeigen wird, Pflanzenversteinerungen gefunden, die aus der jüngern jurassischen Periode stammen. Es scheint also, als ob Franz-Joseph-Land eine verhältnißmäßig alte Bildung sei. Alle diese flachen Basaltdecken, die sich in ungefähr gleicher Höhe über sämmtliche Inseln ausdehnen, scheinen anzudeuten, daß hier einmal eine zusammenhängende Landmasse vorhanden gewesen ist, die den verschiedenen erodirenden Kräften, wie Frost, Regen, Schnee, Gletscher und Meer, ausgesetzt, im Laufe der Zeit zerspalten und zerstört worden und theilweise unter dem Meere verschwunden ist, sodaß nur noch zerstreute Inseln und Klippen übrig sind, die durch Fjorde und Straßen voneinander getrennt sind. Da diese Bildungen eine gewisse Aehnlichkeit mit jenen aufweisen, die man in Spitzbergen und Nordostland an mehreren Stellen findet, so kann man als wahrscheinlich annehmen, daß diese beiden Inselgruppen ursprünglich zu derselben Landmasse gehört haben.

Es würde daher von Interesse sein, das bisjetzt noch unbekannte Gebiet, das sich zwischen beiden erstreckt, zu erforschen, die Gegend, die wir hätten kreuzen müssen, wenn wir Jackson und seine Expedition nicht getroffen hätten. Ohne Zweifel gibt es dort vieles Neue, und sind dort namentlich viele neue Inseln zu finden, möglicherweise auch eine fortlaufende Reihe von Inseln, sodaß es vielleicht einige Schwierigkeiten machen wird, zu bestimmen, wo die eine Inselgruppe endet und die andere anfängt. Die Erforschung dieses Gebietes ist eine Aufgabe von nicht geringer wissenschaftlicher Bedeutung, deren Lösung, wie man hoffen darf, der Jackson-Harmsworth'schen Expedition gelingen wird.

Wieweit die Inselgruppe von Franz-Joseph-Land sich nach

Norden erstreckt, kann noch nicht mit Gewißheit bestimmt werden. Nach unserer Erfahrung würde es in der That unwahrscheinlich erscheinen, daß in jener Richtung Land von irgendwelcher größern Ausdehnung ist. Allerdings hat Payer, als er auf Kronprinz-Rudolf-Land war, Petermann-Land und König-Oskar-Land gesehen, das eine nach Norden, das andere nach Westen; allein daß Petermann-Land jedenfalls nicht von bedeutender Größe sein kann, scheint durch unsere Beobachtungen bewiesen zu sein, da wir kein Land gesehen haben, als wir auf dem Wege nach Süden östlich davon in geringer Entfernung vorbeikamen; auch schien das Eis thatsächlich ungehindert nach Westen zu treiben, als wir auf der Breite von Petermann-Land waren. Daß auch König-Oskar-Land nicht von großer Ausdehnung sein kann, scheint mir klar daraus hervorzugehen, daß der Wind, wie wir im Laufe des Winters oder Frühjahrs gesehen haben, das Eis ungehindert vom Lande forttrieb, sodaß nach Norden oder Nordwesten kaum eine größere, zusammenhängende Landmasse sein kann, die es zurückzuhalten im Stande gewesen wäre.

Wieweit der Archipel von Franz-Joseph-Land sich nach Osten erstreckt, ist vielleicht noch schwerer zu bestimmen. Nach allem, was wir gesehen haben, scheint es, daß Wilczek-Land nicht von großer Ausdehnung sein kann; jedoch könnten nichtsdestoweniger neue Inseln weiter nach Osten liegen. Das scheint sogar wahrscheinlich zu sein, weil wir im Juni und Juli 1895 auf 82° 5′ nördlicher Breite fast bewegungslos gelegen haben, trotz der langanhaltenden nördlichen Winde. Es scheint daraus hervorzugehen, daß südlich von uns Land sich ausdehnte, das wie eine lange Mauer die weitere Drift des Eises nach Süden verhinderte. Es ist jedoch nutzlos, diese Frage hier eingehend zu erörtern, da sie ohne Zweifel von der englischen Expedition ebenfalls beantwortet werden wird.

Etwas, was mich auf der Insel Northbrook sehr interessirte und zur Untersuchung anregte, war die Entdeckung, daß verschiedene Anzeichen auf Veränderungen der Höhe des Meeresspiegels hinwiesen.

Ich habe bereits erwähnt, daß Jackson's Hütte auf einer alten Strandlinie oder Terrasse von ungefähr 13—16 Meter Höhe lag; es waren aber noch mehrere andere tiefer und höher gelegene Strandlinien vorhanden. So fand ich, daß Leigh Smith, der auf diesem Vorgebirge ebenfalls überwintert hat, seine Hütte auf einer alten Strandlinie 5½ Meter über dem Meeresspiegel gebaut hatte, während ich an anderen Stellen Strandlinien in der Höhe von ungefähr 26 Meter gefunden habe. Als ich im vorigen Herbst in den nördlichern Theil dieses Landes gekommen war, hatte ich solche Strandlinien in verschiedenen Höhen bemerkt (z. B. auf der Torup-Insel); wir hatten thatsächlich den ganzen Winter auf einer solchen Terrasse gelebt.

Jackson hatte an verschiedenen Stellen bei Kap Flora Walfischskelette gefunden. Beispielsweise lag in der Nähe seiner Hütte in der Höhe von 16 Meter der Schädel eines Bartenwales, einer Balaena, möglicherweise eines Grönland-Wales (Balaena mysticetus). An einer Stelle weiter nördlich fanden sich Theile eines Skeletts, wahrscheinlich von derselben Art. Der Unterkiefer war 6 Meter lang, jedoch lagen die Knochen in einer Höhe von mehr als 3 Meter über dem gegenwärtigen Meeresspiegel. Ich fand auch andere Anzeichen davon, daß das Meer in verhältnißmäßig neuerer Zeit über diesen niedrigen Strandterrassen gestanden haben muß. Letztere waren z. B. an vielen Stellen mit Muschelschalen (der Mya truncata und saxicava ähnlich) besäet. Dieses Land ist also denselben Niveauveränderungen unterworfen gewesen, wie sie in anderen nördlichen Ländern stattgefunden haben, und von denen ich, wie bereits erwähnt, Anzeichen auch an der Nordküste von Asien beobachtet habe.

Als Jackson und Dr. Koetlitz eines Tages einen Ausflug machten, fanden sie einen „Nunatak", eine Felsspitze, die aus einem Gletscher an der Nordseite von Kap Flora emporragte und an zwei Stellen mit Pflanzenversteinerungen erfüllt war. Diese Entdeckung rief natürlich das regste Interesse bei mir wach, und ich machte mich



Pastellskizze von Fridtjof Nansen.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

MONDRING.

(22. Nov. 1893.)

Durch den Mond geht die vertikale Lichtachse mit einem abgeflachten, stark hervortretenden Lichtfeld, wo sie den Horizont trifft. Eine Andeutung der horizontalen Lichtachse ist beim Monde vorhanden. Auf beiden Seiten



daher am 17. Juli mit Dr. Koetlitz dorthin auf den Weg. Die Felsspitze bestand aus Basalt, der an einigen Stellen eine deutliche säulenförmige Absonderung zeigte; sie ragte in einer Höhe von ungefähr 200—230 Meter mitten aus dem Gletscher.

Leider hatten wir keine Zeit, die Höhe genau zu messen. An zwei Punkten war die Oberfläche des Basalts mit unzähligen Sandsteinfragmenten bedeckt. Beinahe in jedem dieser Bruchstücke fand



Merkwürdige Basaltsäulen.

man Abdrücke, meist von Fichtennadeln, aber auch von kleinen Farnblättern. Wir sammelten von diesen Schätzen soviel, als wir tragen konnten, und kehrten abends schwer beladen und höchst befriedigt heim. Einige Tage später gelangte Johansen auf einem Schneeschuhausfluge zufällig, ohne es zu wissen, an denselben Ort und sammelte dort ebenfalls Versteinerungen, die er mitbrachte. Nach meiner Rückkehr in die Heimat hat Professor Nathorst diese Sammlung von Pflanzen-

versteinerungen untersucht, und es scheint, daß Jackson und Dr. Koettlitz hier einen äußerst interessanten Fund gemacht haben.

Professor Nathorst schreibt mir darüber:

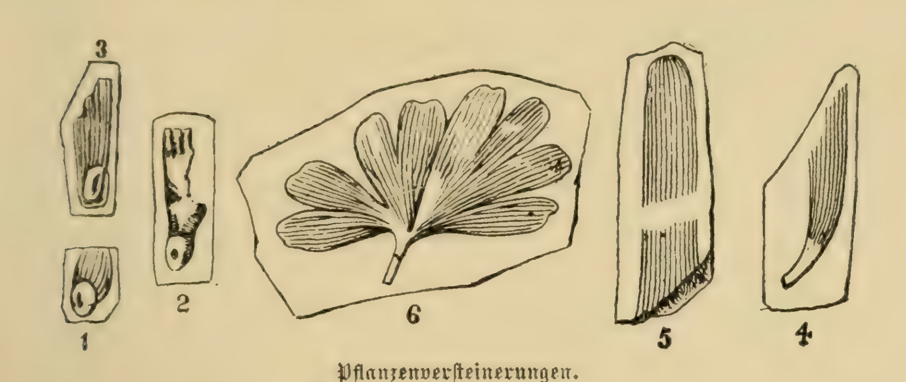
„Trotz ihres sehr fragmentarischen Zustandes sind die Pflanzenversteinerungen, die Sie mitgebracht haben, von großem Interesse, da sie uns den ersten Einblick in die Pflanzenwelt in Regionen nördlich vom 80. Breitengrade während des letzten Theils der jurassischen Periode gewähren. Am gewöhnlichsten sind die Blätter einer Fichte (Pinus), die der in den jurassischen Schichten von Spitzbergen, Ostsibirien und Japan gefundenen Pinus Nordenskioeldi *Heer* ähnlich ist, die aber wahrscheinlich einer andern Art angehört. Es kommen auch schmälere Blätter von einer andern Art vor, sowie männliche Blüten und Bruchstücke eines Fichtenzapfens* mit mehreren Samen (Fig. 1—3), von denen einer (Fig. 1) auf Pinus Maakiana *Heer* aus dem sibirischen Jura schließen läßt. Unter den Resten anderer Coniferen sind diejenigen einer breitblättrigen Taxites zu erwähnen, die Taxites gramineus *Heer* ähnelt, die besonders in Spitzbergen und Sibirien gefunden wurde und Blätter von ungefähr derselben Größe wie der gegenwärtig in China und Japan vorkommende Cephalotaxus Fortunei besitzt. Interessant ist es, auch Ueberreste von der Gattung Feildenia (Fig. 4 und 5) zu finden, die bisjetzt nur in den Polarregionen gefunden worden ist. Sie wurde zuerst 1868 von Nordenskiöld in den Tertiärschichten bei Kap Staratschin auf Spitzbergen entdeckt und von Heer unter dem Namen Torellia beschrieben; später hat Feilden sie während der englischen Polarexpedition von 1875—76 in den Tertiärschichten der Discovery-Bai auf Grinnell-Land gefunden, und Heer hat dann den Gattungsnamen in Feildenia umgewandelt, weil Torellia bereits als Name einer

---

* Leigh Smith hat bereits von Spitzbergen einen versteinerten Zapfen mitgebracht, den Carruthers als Pinus klassifizirt hat; er hält ihn aber für zum obern Theile des Kreidesystems gehörend.

Muschel in Gebrauch ist. Seitdem habe ich 1882 diese Art in den oberen Juraschichten von Spitzbergen gefunden. Die Blätter erinnern an die der Unterart Nageia der recenten Gattung Podocarpus.

„Die schönsten Exemplare der ganzen Sammlung sind die Blätter eines kleinen Gingko, von denen eins vollständig ist (Fig. 6). Diese Gattung, mit pflaumenartigen Früchten und mit Blättern, die, ungleich anderen Coniferen, ein wirkliches Blatt besitzen, wird gegenwärtig nur in einer einzigen Art in Japan gefunden, kam aber in früheren Zeiten in zahlreichen Formen und in vielen Gegenden vor. Während der Jurazeit gedieh sie namentlich in Ostsibirien; sie ist auch auf Spitzbergen, in Ostgrönland (am Scoresby-Sund) und an



Pflanzenversteinerungen.

vielen Orten in Europa u. s. w. gefunden worden. Während der Kreide- und der Tertiärzeit kam sie noch immer auf 70° nördlicher Breite an der Westküste von Grönland vor. Das hier dargestellte Blatt gehört einer neuen Art an, die Gingko polaris genannt werden könnte und sehr nahe mit Gingko flabellata *Heer* aus dem Jura von Sibirien verwandt sein muß. Es hat eine gewisse Habitusähnlichkeit mit Gingko digitata *Lindl. et Hutton*, besonders wie es in den braunen Juraschichten von England und Spitzbergen gefunden wird; jedoch sind seine Blätter beträchtlich kleiner. Neben dieser Art mögen auch noch eine oder zwei andere in dieser Sammlung vorkommen, sowie Theile der Blätter der zur Gingko-Familie gehören-

den Gattung Czekanowskia, deren Blätter schmal und Fichtennadeln ähnlich sind.

„Farne sind sehr spärlich vertreten. Die vorhandenen Fragmente gehören vier verschiedenen Typen an, doch kann die Art kaum bestimmt werden. Ein Bruchstück gehört zu Cladophlebis, das in Juraschichten vorkommt, ein anderes läßt auf Thyrsopteris schließen, der im Jura von Ostsibirien und England gefunden wird, ein drittes auf Onychiopsis, das für die oberen Juraschichten charakteristisch ist. Der vierte scheint wieder Asplenium (petruschinense) nahe verwandt, welches von Heer beschrieben ist und in den Juraschichten von Sibirien gefunden wurde. Das Exemplar ist dadurch merkwürdig, daß die Epidermiszellen des Blattes in dem Gestein einen deutlichen Abdruck zurückgelassen haben.

„Mit seinem Reichthum an Coniferennadeln, seiner Armuth an Farnen und dem Fehlen von Cycadeen hat die Flora von Franz-Joseph-Land ungefähr denselben Charakter wie die Flora des obern Jura von Spitzbergen, obwol die Arten etwas verschieden sind. Wie die Flora von Spitzbergen deutet sie kein besonders günstiges Klima an, wenn es auch ohne Zweifel sehr viel günstiger als das der heutigen Zeit war. Die Ablagerungen müssen zweifelsohne in der Nachbarschaft eines Coniferenwaldes erfolgt sein. Soweit die Proben ein Urtheil gestatten, scheint die Flora eher dem obern (weißen) Jura als dem mittlern (braunen) Jura anzugehören."

Es war unleugbar ein schroffer Uebergang, als wir direct von unserm langen unthätigen Leben im Winterlager, wo das wissenschaftliche Interesse gerade nicht viel Anregung fand, mitten in diese wissenschaftliche Oase hineinkamen, wo reiche Gelegenheit zur Arbeit vorhanden, wo Bücher und der ganze nothwendige Apparat zur Hand war und wo man in seiner Mußezeit verschiedene arktische wissenschaftliche Fragen mit Gleichgesinnten discutiren konnte. In dem Botaniker der Expedition, Herrn Harry Fisher, fand ich einen Mann

voll des wärmsten Interesses für die Fauna und Flora der Polargegenden. Die erschöpfenden Untersuchungen, die ihm sein Aufenthalt hier bezüglich des Pflanzen- und Thierlebens (namentlich des erstern) dieser Gegend sowol zur See wie zu Lande vorzunehmen gestattet hat, wird sicherlich unsere Kenntnisse von ihren biologischen Verhältnissen in werthvollster Weise vergrößern. Nicht leicht werde ich die vielen angenehmen Gespräche vergessen, in denen er mir von seinen



Stummelmöve im Nest.

Entdeckungen und Beobachtungen Mittheilung machte. Sie fanden immer einen eifrigen Hörer, nachdem ich solche so lange entbehrt hatte; ich kam mir vor wie ein ausgedörrter Boden, der nach der Trockenheit eines ganzen Jahres den Regen in sich einsaugt.

Aber es standen auch noch andere Zerstreuungen zur Verfügung. Wenn mir der Kopf von der ungewohnten Arbeit müde wurde, konnte ich mich mit Jackson nach dem obern Ende der Geröllhalde

begeben, um Alke zu schießen, die sich in Schwärmen unter den Basaltmauern aufhielten. Sie nisteten zu Hunderten und Aberhunderten auf den Absätzen und Rändern über uns; an andern Stellen brüteten die Stummelmöven auf ihren Nestern.

Es war ein erquickendes Bild voll Leben und Bewegung. Wenn wir dort oben in der Höhe von 160 Meter standen und weithinaus über die See blickten, flogen die Alke in Schwärmen über unseren Köpfen hin und her; ab und zu erlegten wir einen oder zwei beim Vorbeifliegen. Jedesmal, wenn ein Schuß fiel, widerhallte der Knall aus allen Felsspalten, und Tausende von Vögeln flatterten mit betäubendem Lärm von den Abhängen herab. Es sah aus, als ob ein Windstoß eine große Staubwolke von dem Rande oben herabgefegt habe. Allmählich kehrten die Thiere aber zu ihren Nestern zurück, wobei viele unseren Flinten zum Opfer fielen. Jackson hatte hier eine vortreffliche Vorrathskammer und machte reichlichen Gebrauch davon. Fast jeden Tag war er oben unter den Klippen und schoß Alke, die ein tägliches Gericht auf dem Mittagstische bildeten. Im Herbst wurden große Vorräthe davon angesammelt, um den Winter hindurch genug zu haben. Zu anderen Zeiten pflegten Jackson und Blomqvist hinaufzugehen und Eier zu sammeln; sie schleppten eine Leiter mit, mit deren Hülfe Jackson an den steilen Klippen emporkletterte. Diese Eierjagd zwischen den Basaltklippen, wo die losen Steine beständig unter den Füßen wegglitten, schien mir ein so tollkühnes Unternehmen zu sein, daß ich Bedenken hatte, mich daran zu betheiligen. Fern sei es jedoch von mir, zu leugnen, daß die Eier eine köstliche Speise bildeten, mochten wir sie weichgekocht zum Frühstück oder als Eierkuchen zum Mittagessen genießen.

Es war merkwürdig, wie ungewandt ich beim Klettern an steilen Stellen war. Ich entsinne mich noch sehr wohl des ersten Ganges mit Jackson das Geröll hinauf. Ich mußte alle hundert Schritt anhalten und Athem schöpfen, bevor ich weiter konnte. Ohne Zweifel war das eine Folge unserer langen Unthätigkeit; vielleicht

war ich auch während des Winters in unserm Lager etwas blutarm geworden. Aber es war nicht bloß dies; schon die Höhe und Steil-



Basaltklippe.

heit verursachten mir Unbehagen, es wurde mir fast schwindelig und ich hatte große Mühe, wieder herunterzukommen, wobei ich es vorzog, mich, wo es möglich war, niederzusetzen und hinunterzurutschen.

Nach einer Weile ging es vorüber und hatte ich mich wieder mehr an die Höhen gewöhnt; ich wurde auch weniger kurzathmig und konnte schließlich wieder fast wie ein normaler Mensch klettern. —

Inzwischen vergingen die Tage, und wir sahen noch immer nichts von der „Windward". Johansen und ich wurden allmählich ein wenig ungeduldig. Wir erörterten die Möglichkeit, daß das Schiff sich vielleicht nicht den Weg durch das Eis bahnen könne und daß wir doch noch überwintern müßten. Der Gedanke war nicht besonders verlockend für uns, so nahe der Heimat zu sein und sie doch nicht erreichen zu können. Wir bedauerten, daß wir nicht sofort nach Spitzbergen weiter aufgebrochen seien; vielleicht hätten wir um diese Zeit dann schon die vielbesprochene Jacht erreicht. Weshalb waren wir eigentlich hier geblieben? Das war doch leicht zu erklären. Die Leute waren so freundlich und gastfrei gegen uns, daß es mehr als spartanisch gewesen wäre, hätten wir ihrer Liebenswürdigkeit widerstehen wollen. Und dann hatten wir vor unserer Ankunft sehr viel durchgemacht, und hier war ein warmes, behagliches Nest, wo wir nichts zu thun hatten, als uns hineinzusetzen und zu warten. Warten ist jedoch nicht immer die leichteste Aufgabe, und wir begannen ernstlich daran zu denken, uns wieder auf den Weg nach Spitzbergen zu machen. Aber hatten wir nicht schon zu lange gezögert? Es war jetzt Mitte Juli, und wenn wir wahrscheinlich auch rasch genug vorwärtskommen würden, so konnten wir doch auf unerwartete Hindernisse stoßen und vielleicht einen Monat oder noch mehr brauchen, um die Gewässer zu erreichen, in denen wir ein Schiff zu treffen hoffen durften. Das würde uns bis in die Mitte, vielleicht bis an das Ende des August bringen, um welche Zeit die Jachten schon begonnen haben würden, die Heimreise anzutreten. Wenn wir nicht sofort ein Schiff anträfen, würde es, nachdem wir erst einmal in den September gekommen wären, schwer sein, eins zu erreichen, und dann würden wir uns trotz allem auf einen weitern Winter gefaßt machen müssen. Nein, am besten war es hier, zu bleiben, da alle

Aussicht vorhanden war, daß das Schiff erscheinen würde. Die beste Zeit zum Befahren dieser Gewässer ist der August und Anfang September, weil dann gewöhnlich das offene Wasser am ausgedehntesten ist. Darauf müssen wir vertrauen und im übrigen die Zeit ruhig ihren Gang gehen lassen.

Außer uns gab es noch andere, die ungeduldig auf das Schiff



Die englische Niederlassung auf Kap Flora.

warteten: auch vier Mitglieder der englischen Expedition sollten nach zweijähriger Abwesenheit nach Hause zurückkehren.

Montag, 20. Juli. Wir werden wegen der Ankunft des Schiffes immer ungeduldiger, jedoch ist das Eis hier noch immer ziemlich dick. Jackson sagt, das Schiff hätte schon um die Mitte Juni hier sein sollen, und meint, es wäre schon mehrfach genügend offenes Wasser gewesen, um durchzukommen; ich hege darüber jedoch Zweifel.

Obwol hier, selbst aus der Höhe von 160 Meter, nur wenig und zerstreutes Eis sichtbar ist, ist vielleicht weiter südlich mehr Eis und versperrt den Weg.

Eines Tages waren Jackson und der Doctor auf den Gipfel des Berges gestiegen; auch von diesem Punkte aus war sehr wenig Eis im Süden zu sehen; indeß überzeugt mich das um nichts mehr. Nach meiner Ansicht beweisen alle Erfahrungen, daß noch viel Eis nach Süden hin im Meere sein muß. Wenn Jackson sagt, daß die „Windward" im vorigen Jahre schon im Juli habe durchkommen können, ohne daß sie das Eis nur zu berühren brauchte, und hinzufügt, daß auch damals von hier kein Eis zu sehen gewesen sei, so finde ich durchaus nicht, daß das entscheidend ist. Wie gern täuscht sich der Mensch!

Während der letzten Tage ist wieder mehr Eis von Osten hereingetrieben. Ich sehne mich danach, fortzukommen. Hier den ganzen Winter eingeschlossen zu werden! Dann haben wir Unrecht gethan, hier zu bleiben. Weshalb haben wir nicht die Reise nach Spitzbergen fortgesetzt? Wir würden jetzt wol zu Hause sein. Das Auge schweift hinaus über die unbegrenzte weiße Ebene. Nicht ein einziger Streifen dunkeln Wassers — Eis! Eis! —, ausgeschlossen von der Welt, von dem pulsirenden Leben, dem Leben, das wir schon so nahe glaubten!

Tief unten am Horizont ein blauer Wolkenstreifen. In weiter, weiter Ferne, jenseits des Eises ist offenes Wasser, und dort auf den langen rollenden Wogen des großen Oceans schaukelt sich vielleicht das Schiff, das uns zu den vertrauten Küsten tragen, das uns Nachrichten aus der Heimat und von unseren Lieben bringen soll.

Träume, träume von Heimat, von Schönheit! Verirrter Vogel, hier zwischen Eis und Schnee wirst du dies alles vergeblich suchen. Träume den goldenen Traum des kommenden Wiedersehens!

Dienstag, 21. Juli. Haben endlich guten Wind aus Norden erhalten, der das Eis in die See hinaustreibt. Heute Abend ist

nichts als offenes Meer zu sehen; jetzt ist vielleicht Hoffnung, daß wir das Schiff bald erblicken.

Mittwoch, 22. Juli. Fortwährende Veränderungen, fortwährende Enttäuschungen. Gestern war die Hoffnung stark, heute hat der Wind sich nach Südost gedreht und das Eis wieder hereingetrieben. Wir müssen vielleicht noch lange Zeit warten.

Sonntag, 26. Juli. Endlich ist das Schiff gekommen! Heute Morgen wurde ich dadurch geweckt, daß ich fühlte, wie mich jemand an den Beinen zog. Es war Jackson, der mir strahlenden Gesichtes mittheilte, die „Windward“ sei da. Ich sprang auf und blickte aus dem Fenster; da war das Schiff gerade außerhalb am Eisrande; es dampfte langsam herein, um einen Platz zum Vertäuen zu suchen. Wundervoll, wieder ein Schiff zu sehen! Wie hoch die Takelung erscheint! Und der Rumpf, er gleicht einer Insel! An Bord gab es Nachrichten aus der großen Welt weit da draußen.

Es herrschte allgemeine Bewegung. Jeder war aufgestanden und hatte sich mit den wunderbarsten Gewändern bekleidet, um aus dem Fenster zu sehen. Jackson und Blomqvist stürzten, sobald sie sich in die Kleider geworfen hatten, davon. Da ich augenblicklich kaum etwas an Bord zu thun gehabt hätte, begab ich mich wieder zu Bett. Es dauerte aber nicht lange, als Blomqvist keuchend zurückkehrte; Jackson war so aufmerksam, ihn zu schicken und mir mitzutheilen, daß zu Hause alles wohl sei und daß man von der „Fram“ nichts gehört habe. Das war das erste, wonach Jackson gefragt hatte. Das Herz wurde mir so leicht wie eine Feder. Er berichtete auch, daß Jackson den Leuten, die ihm auf dem Eise entgegengekommen waren, von uns und unserer Reise erzählt habe, und daß diese die Nachricht mit drei kräftigen Hurrahs begrüßt hätten.

Ich hatte in dieser Nacht kaum zwei Stunden geschlafen und in der Nacht vorher auch nicht viel mehr. Ich versuchte weiter zu schlafen, allein es war nicht an Ruhe zu denken, und es blieb daher das Gescheiteste, mich anzukleiden und an Bord zu gehen. Als ich

mich dem Schiffe näherte, wurde ich von der ganzen Mannschaft, die sich an Deck versammelt hatte, mit brausenden Hurrahs begrüßt und in herzlicher Weise von dem ausgezeichneten Führer der „Windward“, Kapitän Brown, sowie von Dr. Bruce und Herrn Wilton, die beide bei Jackson überwintern wollten, sowie von der ganzen Schiffsbesatzung aufgenommen. Wir begaben uns in die geräumige, behagliche Kajüte, wo wir gierig den Neuigkeiten aller Art lauschten, während ein ausgezeichnetes Frühstück mit Kartoffeln und anderen köstlichen Dingen den Gaumen hinabglitt, der weniger bedurft hätte, um befriedigt zu sein.

Es gab in der That merkwürdige Neuigkeiten. Eine der ersten war, daß man jetzt Leute durch mehrere Zoll dicke Thüren photographiren könne. Ich gestehe, ich spitzte die Ohren bei dieser Nachricht. Daß man eine im Körper sitzende Kugel photographiren könne, war auch wunderbar, aber nichts gegen das. Und dann erfuhren wir, daß die Japaner die Chinesen geschlagen hätten, und noch vieles andere. Nicht am wenigsten bemerkenswerth war nach unserer Meinung das Interesse, das die ganze Welt jetzt an den arktischen Regionen zu nehmen schien. Spitzbergen war ein Land für Touristen geworden; eine norwegische Dampfergesellschaft (Vesteraalen) hatte einen regelmäßigen Passagierdienst dorthin eingerichtet*; es war dort ein Hotel erbaut, und es gab ein Postamt und Spitzbergen-Briefmarken! Und ferner erfuhren wir, daß Andrée dort auf guten Wind warte, um in einem Ballon über den Pol zu fahren.

Hätten wir den Weg nach Spitzbergen fortgesetzt, würden wir also mitten in alles dies hineingerathen sein. Wir würden ein Hotel und Touristen vorgefunden haben und in einem comfortabeln modernen Dampfer heimgebracht worden sein, ganz anders als mit der Walfischfängerjacht, von der wir den ganzen Winter und auch schon das

---

* Ich ließ mir nicht träumen, daß Sverdrup ein Jahr später Befehlshaber des Dampfers dieser Gesellschaft sein würde!

Jahr vorher gesprochen hatten. Die Menschen pflegen es für amüsant zu halten, sich selbst zu sehen, und ich bilde keine Ausnahme von der Regel. Ich würde viel darum gegeben haben, hätte ich beobachten können, wie wir in unserm ungewaschenen und unverfälschten Naturzustand, so wie wir aus unserm Winterlager kamen, mitten in eine Schar englischer Touristen, männlicher und weiblicher, gerathen wären! Ich bezweifle, daß es dort viel Umarmen und Händeschütteln gegeben hätte, bezweifle aber nicht, daß sehr viel durch Ventilatoren und andere Guckföcher, wo solche zu finden gewesen wären, geguckt worden wäre.

Die „Windward" war am 9. Juni von London und am 25. Juni von Vardö abgegangen und hatte vier Renthiere für Jackson mitgebracht, aber keine Pferde, wie dieser erwartet hatte.* Ein Renthier war während der Reise verendet.

Jeder half jetzt eifrig, die „Windward" zu entladen und die Proviantvorräthe, Kohlen, Renthiermoos und andere Sachen, die das Schiff für die Expedition mitgebracht hatte, an Land zu schaffen. Sowol die Schiffsmannschaft, als auch die Mitglieder der englischen Expedition betheiligten sich an dieser Arbeit, die rasch fortschritt. Bald war eine gute Straße auf dem holperigen Eise hergestellt, und nun wurde Ladung auf Ladung mit den Schlitten an Land gefahren. In weniger als einer Woche war Kapitän Brown zur Rückkehr fertig und wartete nur noch auf die Briefe und Telegramme von Jackson. Das dauerte noch ein paar Tage, dann war alles bereit. Inzwischen hatte sich jedoch ein Sturm von der See her erhoben; die Vertäuungen der „Windward" am Rande des Eises hatten nachgegeben, das Schiff war ins Treiben gerathen und hatte weiter landwärts einen Hafen aufsuchen müssen, wo es aber so seicht war, daß der

* Jackson hatte mehrere russische Pferde mitgenommen, die er mit den Hunden zusammen bei den Schlittenexpeditionen verwendet hatte. Bei unserer Ankunft war nur noch eins von den Pferden am Leben.

Dampfer nur 30 bis 60 Centimeter Wasser unter dem Kiel hatte. Mittlerweile trieb der Wind das Eis herein, das schiffbare Wasser schloß sich draußen rund herum, und die Schollen kamen beständig näher. Eine Zeit lang sah die Situation nichts weniger als angenehm aus; glücklicherweise erreichte das Eis aber das Schiff nicht, sodaß es dem entging, aus dem Wasser herausgehoben zu werden. Nach einem dadurch entstandenen Aufenthalt von ein paar Tagen kam das Schiff wieder frei.

So sollten wir nun dieser letzten Station auf unserm Heimwege, wo wir so viel Herzlichkeit und Gastfreundschaft gefunden hatten, Lebewohl sagen! Ein fieberhafter Eifer bemächtigte sich der kleinen Kolonie. Die Heimkehrenden mußten sich für die Reise fertig machen und die Zurückbleibenden ihre Briefe und sonstigen Sachen an Bord bringen. Das war jedoch schwierig genug. Das Schiff lag ungeduldig wartend und ließ unaufhörlich seine Dampfpfeife ertönen; außerhalb des Randes des Ufereises hatte sich eine Menge loses Eis zusammengeschoben, sodaß es dem Schiffe nicht leicht wurde, sich zu bewegen. Endlich waren die Zurückbleibenden an Land gegangen und wir, die wir heimkehrten, sämmtlich an Bord; es waren von der englischen Expedition der Botaniker Herr Fisher, der Photograph Herr Child, Herr Burgeß, der Finländer Blomqvist, außerdem Johansen und ich.

Als die Sonne durch die Wolken über Kap Flora brach, schwenkten wir die Hüte und sandten als Lebewohl ein letztes Hurrah den sechs Männern zu, die wie ein kleiner dunkler Fleck auf einer Scholle in der großen Eiswüste aussahen. Unter vollen Segeln und Dampf traten wir bei günstigem Winde am 7. August die Fahrt nach Süden über die wogende Meeresfläche an.

Das Glück begünstigte uns. Auf der Reise nach Norden hatte die „Windward" viel und schwer mit dem Eise zu kämpfen, ehe sie sich endlich durchgearbeitet hatte und das Land erreichte. Auch jetzt trafen wir eine Menge Eis, doch war dasselbe lose und verhältniß-

mäßig leicht zu passiren. An ein paar Stellen wurden wir angehalten und mußten uns mit der Maschine einen Weg hindurchbahnen. Doch das Schiff befand sich in guten Händen. Kapitän Brown wußte aus seiner langen Erfahrung als Walfischfänger mit größeren Schwierigkeiten fertig zu werden, als das dünne Eis war, das wir hier trafen — das einzige Eis, das man in diesem Meere findet. So lange ein bischen Eis in der Nähe war, saß er vom



Kap Flora. Letzter Blick auf Franz-Joseph-Land.

Morgen bis zum Abend in der Tonne. Er ließ sich nur wenig Zeit zum Schlafen; es kam ihm darauf an, wie er mir oft sagte, uns nach Hause zu bringen, bevor die „Fram“ ankäme, da er sehr gut begreifen könne, welcher Schlag es für unsere Lieben und die uns Nahestehenden sein würde, wenn die „Fram“ vor uns heimkehrte. Dank ihm hatten wir eine so kurze und angenehme Heimreise, wie wenige oder überhaupt niemand aus diesen ungastlichen Regionen je

gehabt hat, in denen wir drei Jahre zugebracht hatten. Von dem Augenblicke an, als wir den Fuß an Deck setzten, that er alles, um es uns an Bord gemüthlich zu machen, und wir haben manche angenehme Stunde miteinander verbracht, die keiner von uns je vergessen wird. Aber es war nicht allein der Kapitän, der uns so entgegenkam; jeder von der ausgezeichneten Schiffsmannschaft bewies uns seine Freundschaft und seinen guten Willen in jeder Beziehung. Ich kann nicht an sie denken — an den kleinen Steward zum Beispiel, wenn er den Kopf durch die Kajütsthür steckte, um zu fragen, ob er uns etwas besorgen könne, oder wenn er mich morgens mit seiner fröhlichen Stimme weckte oder uns Lieder vorsang —, ohne das Gefühl unaussprechlichen Wohlbehagens und Glückes zu empfinden.

Mehr und mehr näherten wir uns der Heimat; wir konnten die Tage und Stunden zählen, die noch vergehen würden, bis wir einen norwegischen Hafen erreichen, bis wir wieder in Verbindung mit der Welt treten würden.

Nach den Erfahrungen, die Kapitän Brown auf der Fahrt nach Norden gemacht hatte, war er zu dem Schlusse gekommen, daß er am leichtesten aus dem Eise herauskommen würde, wenn er erst in südöstlicher Richtung nach Nowaja Semlja steuerte, was nach seiner Meinung der nächste Weg zum offenen Wasser sein müsse. Das erwies sich auch als ganz richtig. Nachdem wir etwa 220 Seemeilen durch das Eis zurückgelegt hatten, kamen wir am Ende einer langen Bai, die sich nordwärts ins Eis erstreckte, an die offene See. Es war gerade an der richtigen Stelle; wären wir etwas östlicher oder etwas westlicher gewesen, wir hätten vielleicht ebenso viele Wochen mit Umhertreiben im Eise verbringen können, als wir jetzt Tage darin zubrachten. Nun sahen wir wieder den blauen Ocean vor uns und setzten den Kurs direct auf Vardö.

Es war ein unbeschreiblich wonniges Gefühl, wieder einmal die Blicke über die blaue Meeresfläche gleiten zu lassen, während wir auf Deck auf- und abschritten und Tag für Tag der Heimat



In der Heimat.



nähergebracht wurden. Als wir eines Morgens auf die See hinausschauten, wurde unser Blick durch etwas gefesselt. Was konnte das dort am fernen Horizont sein?

Wir eilten auf die Brücke und sahen durch das Glas. Das erste Segelschiff! Man stelle sich vor, wieder in Gewässern zu sein, wo andere Menschen hin- und herfahren! Allein es war zu weit entfernt, wir konnten nicht zu ihm. Dann sahen wir mehr Schiffe; im Laufe des Tages waren es noch vier große Ungethüme, englische Kriegsschiffe, die sich wahrscheinlich auf der Heimfahrt von Vardö befanden, wo sie wegen der Sonnenfinsterniß gewesen waren, die am 9. August stattgefunden hatte. Später am Abend (am 12. August) sah ich tief unten am Horizont etwas Dunkles voraus. Was war es? Ich sah es über dem Steuerbordbug, wo es sich niedrig und gleichmäßig nach Süden ausdehnte. Wieder und wieder sah ich hin.

Es war Land, es war Norwegen!

Ich stand wie versteinert und blickte immer wieder in die Nacht hinaus nach dieser dunkeln Linie, und eine Furcht begann meine Brust zu durchzittern. Was für Nachrichten warteten dort meiner?

Als ich am nächsten Morgen an Deck kam, waren wir dicht beim Lande. Es war eine kahle, nackte Küste, an die wir gelangt waren, kaum einladender als das Land, das wir im Nebel des Eismeers verlassen hatten — aber es war Norwegen!

Der Kapitän hatte sich während der Nacht in der Küste geirrt und war zu weit nördlich gekommen, und wir sollten daher noch einige Mühe haben, um gegen Wind und See hinabzukreuzen, ehe wir Vardö erreichten. Wir passirten mehrere Schiffe und senkten die Flagge vor ihnen. Wir passirten den Zollkutter, der längsseits legte, aber die Beamten hatten nichts bei uns zu thun und kamen nicht an Bord.

Dann kamen die Lootsen, Vater und Sohn. Sie begrüßten Brown, waren aber nicht darauf vorbereitet, einen Landsmann an

Bord eines englischen Schiffes zu treffen. Sie waren etwas überrascht, als sie mich norwegisch sprechen hörten, schenkten dem aber nicht viel Beachtung.

Als jedoch Brown sie fragte, ob sie wüßten, wer ich sei, blickte der alte Lootse mich nochmals an, und es stahl sich wie der Schimmer einer fernen Erinnerung über sein Gesicht. Und als von den Lippen des braven Brown der Name Nansen fiel, als er den Alten bei den Schultern faßte und ihn vor Freude, ihm eine solche Nachricht mittheilen zu können, schüttelte, da trat ein Ausdruck in das wettergehärtete Gesicht des alten Lootsen, eine Mischung von Freude und starrem Staunen, die nicht zu beschreiben war. Er ergriff meine Hand und hieß mich als zum Leben zurückgekehrt willkommen; die Leute hier in der Heimat hätten mich längst ins Grab gelegt. Und dann folgten Fragen nach Neuigkeiten der Expedition und Neuigkeiten von zu Hause. Von der „Fram" hatte man noch nichts gehört, und es fiel mir eine Last vom Herzen, als ich erfuhr, daß denen in der Heimat diese Sorge erspart geblieben war.

Dann glitt die „Windward" still und unbeobachtet mit wehender Flagge in den Hafen von Vardö. Ehe noch der Anker gefallen war, war ich mit Johansen im Boot auf dem Wege nach der Telegraphenstation.

Wir legten am Quai an; von unserm frühern räubermäßigen Aussehen jedoch war noch so viel geblieben, daß niemand uns erkannte. Sie schauten uns kaum an, und das einzige Wesen, das den zurückgekehrten Wanderern einige Beachtung schenkte, war eine intelligente Kuh, die mitten in einer engen Straße stehen blieb und uns erstaunt anstarrte, als wir an ihr vorbeizukommen versuchten. Diese Kuh hatte etwas so angenehm Sommerliches an sich, daß ich gern an sie herangetreten wäre und sie gestreichelt hätte. Ich fühlte, daß ich jetzt wirklich in Norwegen war.

Nun kam ich zur Telegraphenstation; dort legte ich ein mächtiges

Bündel auf den Tisch und sagte, es seien Telegramme, die ich gern so rasch wie möglich abgeschickt haben möchte. Es waren ihrer beinahe hundert, darunter ein oder zwei ziemlich lange, jedes von ein paar tausend Worten.

Der Chef des Telegraphenamts blickte mich forschend an und machte dann ruhig das Bündel auf; als sein Blick aber auf die Unterschrift des obersten Telegrammes fiel, veränderte sich plötzlich sein Gesicht, er drehte sich kurz herum und ging zu der Telegraphistin, die am Tische saß. Als er wieder zurück und auf mich zu kam, strahlte sein Gesicht und er hieß mich herzlich willkommen. Die Telegramme sollten so rasch wie möglich expedirt werden, sagte er, aber es würde mehrerer Tage und Nächte bedürfen, um sie alle zu bewältigen. Und dann begann der Apparat zu klappern und zu klappern und in das Land, in die Welt hinein die Nachricht zu schicken, daß zwei Mitglieder der Norwegischen Polarexpedition wohlbehalten und gesund zurückgekehrt seien und daß ich die „Fram" im Laufe des Herbstes zurück erwarte.

Ich bedauerte die vier jungen Damen im Telegraphenamt zu Vardö. Sie hatten während der nächsten Tage schwere Arbeit. Nicht nur mußten alle meine Telegramme expedirt werden, es strömten auch Hunderte von auswärts herbei, sowol an uns, wie an die Leute in der Stadt, mit der Bitte um Nachrichten über uns.

Meine ersten Telegramme gingen an meine Frau, an den König von Norwegen und an die norwegische Regierung. Das letztere lautete:

„Staatsminister Hagerup.

„Ich habe das Vergnügen, Ihnen und der norwegischen Regierung mitzutheilen, daß die Expedition ihren Plan ausgeführt, das unbekannte Polarmeer im Norden der Neusibirischen Inseln durchquert und das Gebiet nördlich von Franz-Joseph-Land bis nach 86° 14′

nördlicher Breite erforscht hat. Nördlich von 82° wurde
Land gesehen.

„Lieutenant Johansen und ich verließen die «Fram» und
übrigen Mitglieder der Expedition am 14. März 1895 auf 84° n
licher Breite und 102° 27′ östlicher Länge. Wir gingen nordw
um das Meer nördlich vom Kurse der «Fram» zu erforschen,
kamen dann südwärts nach Franz-Joseph-Land, von wo die «W
ward» uns jetzt hierher gebracht hat.

„Erwarte die «Fram» in diesem Jahre zurück.

Fridtjof Nansen.“

Als ich das Telegraphenamt verließ, sagte mir der Vorste
mein Freund Professor Mohn sei in der Stadt und wohne, wie
gehört habe, im Hotel. Man denke, Mohn, ein Mann, der so
mit der Expedition verknüpft war, war der erste Freund, dem
begegnen sollte!

Noch während wir unsere Telegramme aufgaben, hatte
Kunde von unserer Ankunft in der Stadt ruchbar zu werden
gonnen, und die Leute sammelten sich allmählich in Scha
um die beiden Polarbären zu sehen, die durch die Straßen
dem Hotel schritten. Ich stürmte hinein und fragte nach M
Er sei auf seinem Zimmer, Nummer so und so, sagte man
halte aber seine Mittagsruhe. Ich hatte in diesem Augenb
keine Achtung vor Mittagsruhe, sondern donnerte an die Thür
riß sie auf.

Da lag Mohn auf dem Sopha, lesend, seine lange Pfeife im M
Er sprang auf und starrte wie ein Wahnsinniger unverwandt die
der Schwelle stehende lange Gestalt an; die Pfeife fiel zu B
sein Gesicht zuckte und dann stieß er hervor:

„Kann es wahr sein? Ist es Fridtjof Nansen?“

Er war gewiß um sich selbst in Angst, in Angst, ein Gest

gesehen zu haben; aber als er meine wohlbekannte Stimme hörte, traten ihm die Thränen in die Augen:

„Gott sei Dank, daß Sie noch am Leben sind!“ rief er, und er warf sich in meine Arme. Dann kam Johansen an die Reihe.

Es war ein Freudenjubel, und zahllos waren die Fragen, die auf beiden Seiten gestellt und beantwortet wurden. Es regnete Fragen ohne allen Zusammenhang, wie uns eins nach dem andern in den Kopf kam, und fast ohne Bedeutung. Alles schien so unglaublich, daß lange Zeit verging, ehe wir uns nur genügend gesammelt hatten, um uns zu setzen, und ehe ich ihm in etwas zusammenhängenderer Weise erzählen konnte, was wir im Laufe dieser drei Jahre erlebt hatten.

Aber wo war die „Fram“? Hatten wir sie verlassen? Wo waren die anderen? War etwas Schlimmes geschehen? Diese Fragen sprudelte er in seiner Besorgniß athemlos hervor, und es war ohne Zweifel die allerschwerste Aufgabe für ihn, zu begreifen, daß nichts Schlimmes geschehen war und daß wir trotzdem unser prachtvolles Schiff verlassen hatten. Ganz allmählich wurde ihm auch dies begreiflich, und dann herrschte eitel Freude, und sofort erschienen Champagner und Cigarren auf der Bildfläche.

Noch ein anderer Bekannter aus dem Süden wohnte im Hotel; er kam herein, um Mohn zu sprechen, wollte sich aber sofort zurückziehen, als er sah, daß Besuch da war. Dann aber zögerte er, starrte uns an, entdeckte, wer die Besucher waren, und blieb wie angenagelt stehen; darauf tranken wir alle auf das Wohl der Expedition und Norwegens.

Es war klar, wir mußten den Abend dort bleiben; den ganzen Nachmittag saßen wir und plauderten und plauderten ohne Unterlaß. Aber inzwischen hatte die ganze Stadt die Namen der neu angekommenen Gäste erfahren, und als wir aus dem Fenster sahen, war die Straße voll von Menschen, und von allen Flaggenstangen in der Stadt und von allen Masten im Hafen wehte die norwegische Flagge

im Abendsonnenschein. — Und dann kamen die Telegramme hereingeströmt, und alle brachten gute Nachrichten. Nun waren alle unsere Sorgen zu Ende.

Nur die „Fram" fehlte noch. Aber darüber waren wir beruhigt, sie würde bald kommen. Das Erste, was wir zu thun hatten, nun wir wieder auf norwegischem Boden waren und uns ein wenig umschauen konnten, war, unsere Garderobe zu vervollständigen. Es war jedoch jetzt nicht leicht, einen Gang durch die Straßen zu machen; traten wir in einen Laden, so war er bald von Leuten überfüllt.

So verbrachten wir einige unvergeßliche Tage in Vardö, wo wir verschwenderische und von Herzen kommende Gastfreundschaft genossen. Nachdem wir unseren Wirthen an Bord der „Windward" Lebewohl gesagt und für alle uns erwiesene Freundlichkeit gedankt hatten, lichtete Kapitän Brown am Morgen des Sonntag, 16. August, die Anker, um nach Hammerfest zu segeln; er wollte meiner Frau einen Besuch abstatten, die uns dort treffen sollte.

Am 21. August trafen Johansen und ich in Hammerfest ein. Unterwegs hatten die Leute uns überall mit Blumen und Flaggen begrüßt, und als wir nun in den Hafen einsegelten, prangte die nördlichste Stadt Norwegens von der See bis hinauf zur höchsten Bergspitze im Festgewande, und Tausende von Leuten erwarteten uns.

Zu meiner Ueberraschung traf ich hier auch meinen alten Freund Sir George Baden-Powell, dessen prächtige Jacht „Otaria" im Hafen lag. Er war soeben von einer sehr erfolgreichen wissenschaftlichen Expedition nach Nowaja Semlja zurückgekehrt, wo er mit mehreren englischen Astronomen zur Beobachtung der Sonnenfinsterniß vom 9. August gewesen war. Mit echt englischer Gastfreiheit stellte er mir seine Jacht vollständig zur Verfügung, und ich nahm seine edelmüthige Einladung sehr gern an.

Sir George Baden-Powell war einer der Letzten gewesen, die ich in England gesprochen hatte. Als wir uns trennten — es war

im Herbst 1892 — fragte er mich, wo man nach uns suchen müsse, wenn wir zu lange fortblieben. Ich antwortete ihm, es würde wenig nützen, nach uns zu suchen; es hieße eine Nadel in einem Heuschober suchen. Er sagte, ich dürfe nicht denken, daß die Leute sich begnügen würden, still zu sitzen und nichts zu thun. In England, dessen sei er gewiß, würde jedenfalls etwas geschehen; wohin sollte man also gehen?



Ankunft in Hammerfest.

„Nun", erwiderte ich, „ich kann mir kaum eine andere Oertlichkeit denken als Franz-Joseph-Land. Denn wenn die «Fram» zu Grunde geht oder wenn wir das Schiff zu verlassen gezwungen sind, so müssen wir auf diesem Wege herauskommen. Wenn die «Fram» aber nicht untergeht und die Drift so ist, wie ich glaube, dann werden wir die offene See zwischen Spitzbergen und Grönland erreichen."

Sir George hielt jetzt die Zeit für gekommen, nach uns zu suchen, und da er für den Augenblick nichts weiter thun konnte, beabsichtigte er, nach Ausführung seiner Expedition nach Nowaja Semlja an dem Rande des Eises entlangzufahren, um zu sehen, ob er keine Nachrichten über uns einziehen könne. Da erschienen wir gerade im richtigen Augenblicke in Hammerfest!

Abends kamen meine Frau und mein Secretär Christofersen an. Nachdem wir einem glänzenden Feste beigewohnt hatten, das die Stadt Hammerfest uns zu Ehren gegeben hatte, bezogen wir unser Quartier an Bord der „Otaria“, wo uns die Tage unmerklich verliefen. Glückwunschtelegramme und Zeichen des Wohlwollens und der herzlichen Theilnahme trafen in ununterbrochenen Strömen aus allen Theilen der Welt ein. —

Aber die „Fram“? Ich hatte so stolz telegraphirt, daß ich sie im Laufe des Jahres zurückerwarte, aber weshalb war sie nicht schon angekommen? Ich begann mehr und mehr darüber nachzudenken. Aber je mehr ich alle Aussichten und Möglichkeiten berechnete, um so mehr kam ich zu dem Ergebniß, daß sie um diese Zeit bereits aus dem Eise heraus sein müsse, wenn ihr nichts Schlimmes passirt war. Es war auffällig, daß sie nicht schon hier war, und mit Grauen dachte ich daran, daß, wenn der Herbst vorübergehen sollte, ohne Nachrichten von ihr zu bringen, der nächste Winter und Sommer nichts weniger als angenehm sein würden.

Gerade als ich am Morgen des 20. August aufgestanden war, klopfte Sir George an meine Thür und sagte, es sei ein Mann da, der darauf bestehe, mich zu sprechen. Ich antwortete, ich sei noch nicht angekleidet, würde aber sofort kommen. Das macht nichts, erwiderte er, ich solle nur kommen, wie ich sei. Ich wunderte mich nicht wenig, daß es so pressiren sollte, und fragte, was es denn gäbe. Er entgegnete, er wisse es nicht, es sei aber offenbar etwas Dringendes. Nichtsdestoweniger zog ich meine Kleider an und begab mich dann nach dem Salon.

Dort stand ein Herr mit einer Depesche in der Hand, stellte sich mir als Chef des Telegraphenamts vor und sagte, er habe mir ein Telegramm zu übergeben, welches, wie er glaube, mich interessiren würde; er sei deshalb selbst damit gekommen. Etwas, das mich interessiren würde? Es gab nur noch eins in der Welt, das mich wirklich interessiren konnte. Mit zitternden Händen riß ich das Telegramm auf:

„Fridtjof Nansen.

„«Fram» heute in gutem Zustande angekommen. Alles wohl an Bord. Gehe sofort nach Tromsö. Willkommen in der Heimat!

Otto Sverdrup."

Mir war, als sollte ich ersticken, und alles, was ich sagen konnte, war: „Die «Fram» ist angekommen!"

Sir George, der neben mir stand, machte vor Freuden einen großen Luftsprung, Johansen's Gesicht strahlte, Christofersen war von der Freude ganz überwältigt, und in unserer Mitte stand der Chef des Telegraphenamts und freute sich der Wirkung, die er hervorgerufen hatte. Im nächsten Augenblick schoß ich in meine Kabine, um meiner Frau zuzurufen: „Die «Fram» ist angekommen!" Schneller als sonst war sie angekleidet und draußen.

Aber ich konnte es noch kaum glauben; es schien mir wie ein Feenmärchen. Ich las die Depesche wieder und immer wieder, ehe ich mich überzeugen konnte, daß nicht alles ein Traum war. Dann überkam mich eine eigenthümliche heitere Ruhe, wie ich sie nie vorher gekannt hatte. —

Da gab's ein Jubiliren an Bord und im ganzen Hafen und in der Stadt. Von der „Windward", die gerade die Anker lichtete, um uns voran nach Tromsö zu fahren, hörten wir brausende Hurrahs für die „Fram" und die norwegische Flagge. Wir hatten beabsichtigt, am selben Nachmittag nach Tromsö abzufahren, kamen jetzt aber

überein, so rasch wie möglich in See zu gehen und den Versuch zu machen, die „Fram" in Skjärvö einzuholen, das gerade auf unserm Wege lag. Ich versuchte, das Schiff durch ein Telegramm an Sverdrup aufzuhalten, doch traf dasselbe zu spät ein.

An diesem Morgen ging es beim Frühstück lebhaft zu. Johansen und ich sprachen davon, wie unglaublich es erscheine, daß wir bald unseren Kameraden die Hände wieder drücken sollten. Sir George war fast außer sich vor Freude; alle Augenblicke sprang er von seinem Stuhle auf, klopfte auf den Tisch und rief: „Die «Fram» ist angekommen! Die «Fram» ist wirklich angekommen!" Lady Baden-Powell war im stillen glücklich; sie freute sich über unsere Freude.

Am nächsten Tage liefen wir in den Hafen von Tromsö ein, und dort lag die „Fram", stark und breit und wettergebräunt. Es war ein wundersames Gefühl, die hohe Takelung, den Rumpf, die beide uns so wohlbekannt waren, wieder zu erblicken. Als wir das Schiff zuletzt gesehen hatten, war es halb im Eise begraben; jetzt schwamm es frei und stolz auf der blauen See, in norwegischen Gewässern. Wir glitten längsseit der „Fram". Die Mannschaft der „Otaria" begrüßte das wackere Schiff mit drei englischen Hurrahs, und von der „Fram" antwortete ein neunmaliges norwegisches Hurrah. Dann ließen wir die Anker fallen, und im nächsten Augenblick kam die prächtige Mannschaft der „Fram" an Bord der „Otaria".

Das Wiedersehen, das jetzt folgte, werde ich nicht zu beschreiben versuchen. Ich möchte wissen, ob einer von uns mehr fühlte, als das Eine: nun sind wir wieder alle beisammen, nun sind wir wieder in Norwegen und die Expedition hat ihre Aufgabe erfüllt!

Dann machten wir uns miteinander längs der norwegischen Küste auf den Weg nach Süden. Zuerst kam der von der Regierung gecharterte Schlepper „Haalogaland", dann die „Fram", schwer und langsam, aber um so sicherer, und zuletzt die elegante „Otaria", an deren Bord meine Frau und ich uns befanden; sie sollte uns nach Drontheim bringen. Welch ein beglückendes Gefühl war es,

jetzt endlich in Ruhe und Frieden zu sitzen und zuzusehen, wie andere die Führung übernahmen und den Weg aufsuchen!

Ueberall, wo wir vorüberkamen, schlug uns das Herz des norwegischen Volkes entgegen, von den Dampfern, die mit festtäglich gekleideten Städtern gefüllt waren, wie von dem ärmsten Fischerboot, das einsam zwischen den Schären lag. Es schien, als ob die alte Mutter Norwegen stolz auf uns sei, als ob sie uns in fester, heißer Umarmung an sich drücke und uns danke für das, was wir gethan hatten. Und was war dies denn? Wir hatten nur unsere Pflicht gethan, wir hatten die Aufgabe erfüllt, die wir übernommen hatten; wir waren es, die ihr Dank schuldeten für das Recht, unter ihrer Flagge zu segeln.

Ich erinnere mich besonders eines Morgens.

Es war in Brönösund — es war noch grau und frostig —, als ich damit geweckt wurde, es seien viele Leute da, die uns zu begrüßen wünschten. Ich war noch halb im Schlafe, als ich auf Deck kam. Der ganze Sund war gedrängt voller Boote. Wir waren mit langsamer Fahrt durch dieselben gefahren, doch vergrößerte die vorauf befindliche „Haalogaland" jetzt ihre Schnelligkeit ein wenig, und auch wir fuhren etwas rascher.

Ein Fischer quälte sich in seinem Boote mit Rudern ab, um auf gleicher Höhe mit uns zu bleiben, was keine leichte Arbeit war; dann rief er zu mir herauf:

„Sie wollen wol keine Fische kaufen, oder?"

„Nein, ich glaube nicht."

„Vielleicht können Sie mir sagen, wo Nansen ist? Ist er wol an Bord der «Fram»?"

„Nein, ich glaube, er ist an Bord dieses Schiffes", war die Antwort.

„O, ich möchte gern wissen, ob ich nicht an Bord kommen könnte. Ich möchte ihn gar zu gern sehen."

„Das kann kaum geschehen, fürchte ich; man hat keine Zeit, jetzt anzuhalten."

„Das ist schade. Ich möchte den Mann selbst so gern sehen.“

Er ruderte weiter; es wurde ihm immer schwerer, mit uns auf gleicher Höhe zu bleiben, doch starrte er unverwandt mich an, der ich mich lächelnd über die Rehling lehnte, während Christofersen neben mir stand und lachte.

„Da Sie den Mann so dringend zu sehen wünschen, kann ich Ihnen sagen, daß Sie ihn jetzt sehen,“ sagte ich.

„Ach nein! Ach nein! Hab' ich's mir doch gleich gedacht! Willkommen wieder in der Heimat!“

Und dann ließ der Fischer die Ruder fallen, stand im Boote auf und nahm die Mütze ab. —

Als wir während des prachtvollen Morgens weiterfuhren und auf der eleganten englischen Lustjacht saßen und die schöne Küste sich wieder im Sonnenlichte ausdehnen sahen, fühlte ich zum ersten male voll, wie nahe dieses Land und dieses Volk meinem Herzen standen. Wenn wir auch nur einen einzigen Sonnenstrahl auf sein Leben haben fallen lassen, dann waren diese drei Jahre nicht umsonst!

Norwegen, mein geliebtes Land,
Du zaubrisch' Land, du Stern im Norden!
Ein schöner Land ist keinem Volk geworden.
Wie herrlich bist du jetzt im Frühling gar!
Wie zwitschert da so froh der Vögel Schar,
Wie spiegelt sich die Sonne in den Bächen,
Die schäumend aus den dunkeln Bergen brechen.
Fast ist es mir wehmüth'ge Freude,
Wenn ich für dich, Norwegen, leide.

Ich fühlte, welches Leben, welche Kraft in diesem Volke pulsiren, ich sah wie eine Vision seine große, reiche Zukunft, wenn einst alle seine verschlossenen Kräfte sich lösen und frei sein werden.

Jetzt sind wir zum Leben zurückgekehrt, das sich voll Licht und Hoffnung vor uns ausdehnt. —

Dann kamen die Abende, da die Sonne weit draußen in die

blaue See sank, und die klare Melancholie des Herbstes über der Wasserfläche lag. Es war zu schön, um daran zu glauben. Es überfiel mich ein Gefühl der Angst, allein der Schattenriß einer Frauengestalt, der sich vom Glanze des Abendhimmels abhob, gab mir Ruhe und Sicherheit wieder.

So kamen wir längs der norwegischen Küste von Stadt zu Stadt, von Fest zu Fest. Es war am 9. September, als die „Fram“ den Fjord von Christiania hinaufdampfte und einen Empfang erhielt, um die sie ein Fürst hätte beneiden können. Die starken alten Kriegsschiffe „Nordstjernen“ und „Elida“, die neue elegante „Valkyrie“ und flinke kleine Torpedoboote führten uns auf dem Wege; Dampfer, schwarz von Menschen, schwärmten rundherum. Hoch und niedrig flatterten Flaggen; Kanonendonner, Hurrahs erdröhnten, Taschentücher und Hüte wurden geschwenkt, überall gab es strahlende Gesichter: der ganze Fjord war ein einziges riesenhaftes Willkommen!

Dort lag im Sonnenschein die Heimat, dort der wohlbekannte Strand, und auf dem Hausdache glänzte und glitzerte es von Sonnenschein. Dann wieder Dampfer hinter Dampfer, Zurufe auf Zurufe; mit dem Hut in der Hand verbeugten uns wir, als Hurrah auf Hurrah erscholl.

Die ganze Bucht von Peppervikén war eine einzige Masse von Booten und Leuten und Flaggen und wehenden Wimpeln. Dann donnerten von jedem Kriegsschiffe dreizehn Schüsse, und das alte Fort Akershus folgte mit seinen dreizehn dröhnenden Salven, daß es von den Hügeln ringsum widerhallte. —

Abends stand ich draußen am Strande des Fjords. Der Lärm nach dem Feste war verhallt, die Fichtenwälder ringsum lagen schweigend und dunkel. Auf der Felsenklippe draußen rauchten noch die letzten glimmenden Kohlen eines uns zum Willkommen angezündeten Freudenfeuers, und zu meinen Füßen plätscherte und flüsterte die See: „Jetzt bist du zu Hause“. Der tiefe Frieden des Herbstabends senkte sich wohlthuend auf den ermüdeten Geist.

Ich mußte mich jenes regenschweren Junimorgens erinnern, als ich diesen Strand zum letzten male betreten hatte. Mehr als drei Jahre sind vorübergegangen; wir haben gekämpft, wir haben gesäet, aber jetzt ist die Erntezeit gekommen. Es schluchzte und weinte in mir vor Freude und Dankbarkeit.

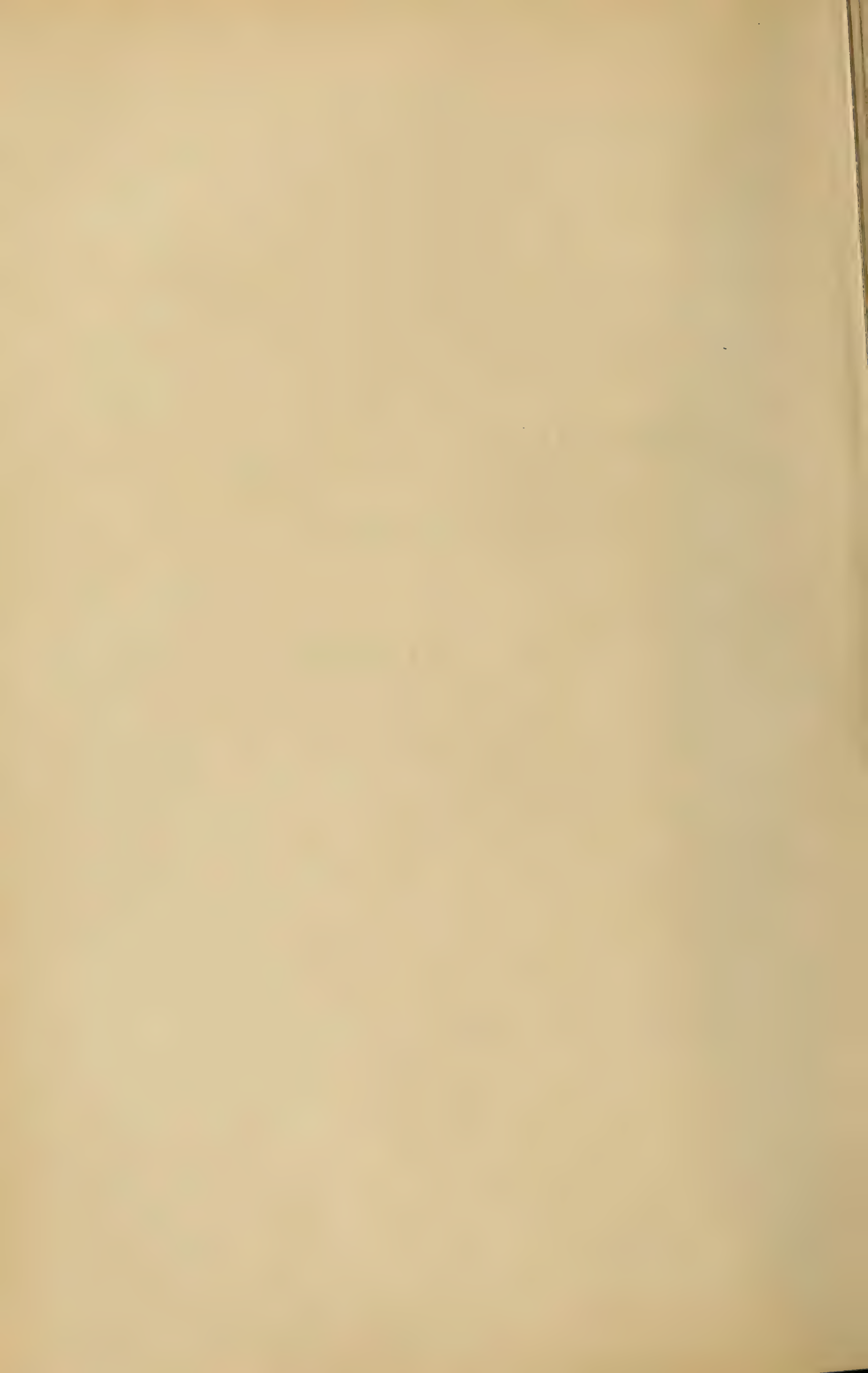
Das Eis und die langen Mondnächte mit all ihrer Qual erschienen mir wie ein ferner Traum, aus einer andern Welt: ein Traum, der entstanden und dahingeschwunden war. Aber welchen Werth hätte das Leben ohne seine Träume? —

Die Reise der „Fram“

14. März 1895 bis 20. August 1896.

Von

Kapitän Otto Sverdrup.



Erstes Kapitel.

Vom 15. März bis 22. Juni 1895.

Schon am 26. Februar hatte Dr. Nansen der Mannschaft officiell mitgetheilt, daß, nachdem er das Schiff verlassen hätte, ich der Befehlshaber und Premierlieutenant Scott-Hansen der Zweite im Kommando der Expedition sein sollte. Vor seinem Aufbruche hatte er mir einen Brief mit einer Reihe von Instructionen eingehändigt, die schon früher in diesem Werke erwähnt worden sind.*

Am Donnerstag, 14. März, um 11½ Uhr vormittags verließen Dr. Nansen und Johansen die „Fram" und traten ihre Schlittenreise an. Wir grüßten sie zum Abschied noch mit Flagge, Wimpel und Kanonensalut. Scott-Hansen, Hendriksen und Pettersen begleiteten sie bis zum ersten Lagerplatz, etwa 13 Kilometer vom Schiffe, und kehrten am nächsten Tage um 2½ Uhr nachmittags zurück.

Am Morgen hatten sie geholfen, die Hunde anzuschirren und vor die drei Schlitten zu spannen. In dem Gespann des letzten Schlittens befanden sich „Barnet" und „Pan", die während der ganzen Zeit Todfeinde gewesen waren.** Sie begannen wieder, sich zu beißen, und Hendriksen mußte „Barnet" eine tüchtige Tracht Prügel verabreichen, um ihn von dem andern zu trennen. Infolge dieses Kampfes war das letzte Gespann beim Aufbruch etwas zurück.

* Vgl. Bd. II, S. 2 fg. und 14 fg.

** Der kleine „Barnet", der nur 17,7 Kilogramm wog und einer der kleinsten Hunde war, war ein richtiger Raufbold und meist der Angreifer.

Die anderen Hunde zogen inzwischen mit aller Kraft, und als die Prügelscene vorüber war und die Friedensstörer plötzlich zu ziehen begannen, schoß der Schlitten schneller dahin, als Johansen erwartet hatte, sodaß er zurückblieb und auf den Schneeschuhen tüchtig ausschreiten mußte. Scott-Hansen und die anderen verfolgten die Schlitten mit den Augen, bis sie auf der endlosen Eisebene wie kleine schwarze Punkte in weiter, weiter Ferne aussahen. Nach einem letzten langen traurigen Blicke nach den beiden, die sie vielleicht niemals wiedersehen würden, legten sie die Schneeschuhe an und machten sich auf den Rückweg.

Zur Zeit des Aufbruchs der Schlittenexpedition lag die „Fram" auf 84° 4′ nördlicher Breite und 102° östlicher Länge. Die Lage war kurz folgende: Das Schiff war mit einer leichten Neigung nach Steuerbord in ungefähr 8 Meter dickem Eise eingeschlossen und hatte also eine über einen Meter starke Eisschicht unter dem Kiel. An Backbord lag gegen die Schiffsseite hoch aufgethürmt ein Eisrücken, welcher sich der ganzen Länge des Schiffes entlang von Südsüdost nach Nordnordwest ausdehnte, hinten bis ungefähr zur Höhe der Rehling des Halbdecks hinaufreichte und ostwärts ein wenig von dem Schiffe abwich. In der Entfernung von ungefähr 150 Meter nach Nordwesten erstreckte sich in der Richtung von Süden nach Norden ein langer, ziemlich breiter Eishügel, der sogenannte „Große Hügel", der stellenweise bis zu 7 Meter hoch war. Mitten zwischen der „Fram" und dem Großen Hügel befand sich eine neugebildete offene Rinne von ungefähr 50 Meter Breite, während quer vor dem Buge in der Entfernung von 50 Meter eine alte Rinne war, die durch die Eispressungen geschlossen worden war, sich im Laufe des Frühjahrs aber wieder öffnete.

Auf dem Großen Hügel, der durch die heftige Eispressung am 27. Januar 1894 gebildet worden war, hatten wir unser Depot eingerichtet, und zwar an der dem Schiffe zugewandten Seite. Das Depot bestand aus aufgestapelten Blechkisten mit Proviant und



Die „Fram“ wird ausgegraben (März 1895).





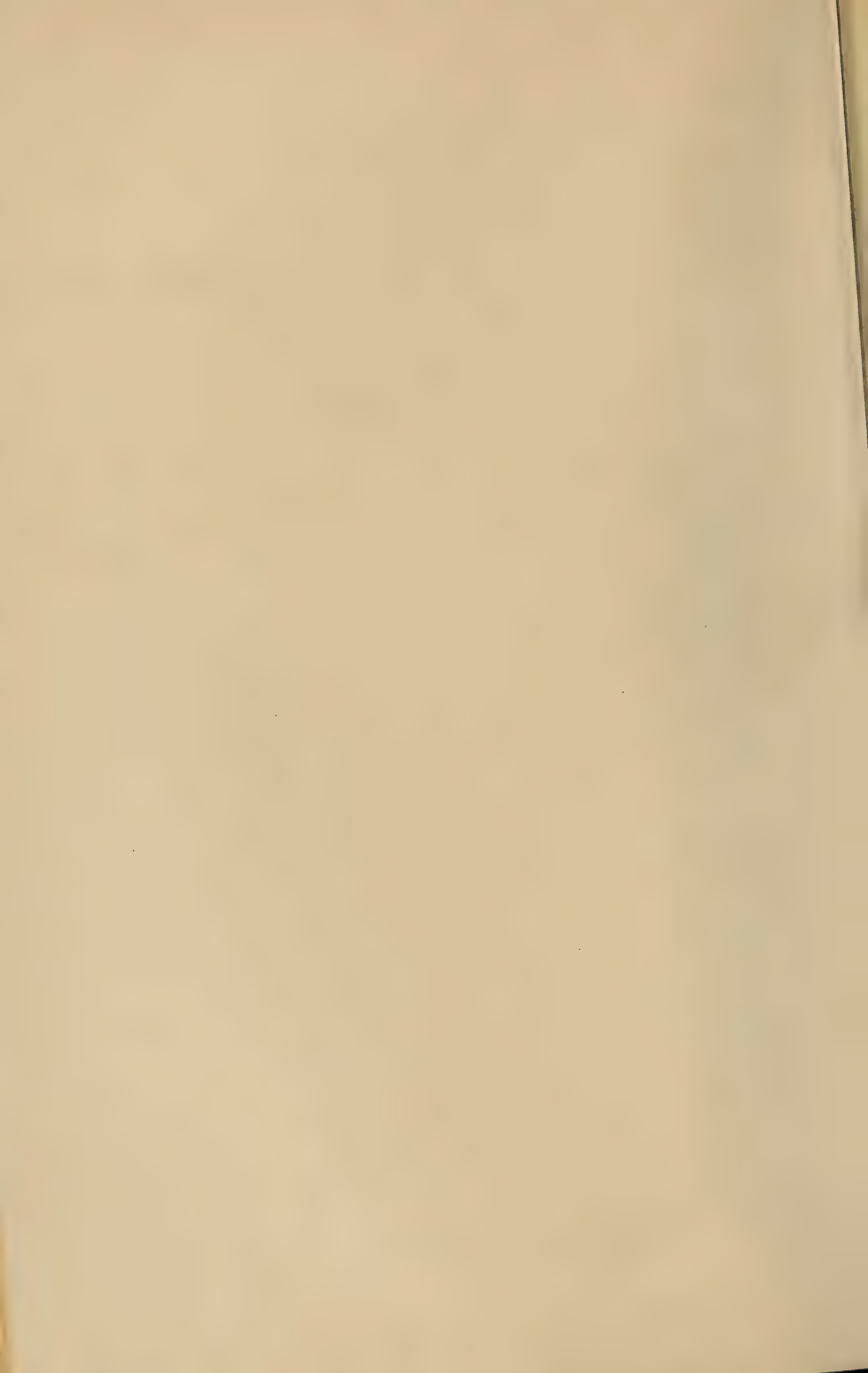
Die Schmiede auf dem Eise.

sonstigen Bedarfsgegenständen und bildete sechs oder sieben kleine Hügel, die mit Segeltuch bedeckt waren. Auf dem halben Wege zwischen dem Schiffe und dem Großen Hügel lag das Petroleumboot, das etwas weiter auf das Eis hinausgeschleppt werden mußte, als sich die neue Rinne gerade unter ihm geöffnet hatte. Endlich war noch unsere Schmiede dort. Sie befand sich an Backbord in ungefähr 30 Meter Entfernung etwas achterlicher als dwars vom Heck und war in die abfallende Seite des vorstehend erwähnten Eisrückens hineingebaut. Das Dach bestand aus einer Anzahl Spieren, auf welche Eisblöcke aufgethürmt worden waren. Darüber war eine Schicht Schnee geworfen worden, worauf das Ganze zusammengefroren war, sodaß es eine compacte Masse bildete. Als Thür diente eine Persenning.

Die erste und wichtigste Arbeit, an welche wir Hand zu legen hatten, war die Entfernung eines Theils des hohen Eisrückens an der Backbordseite, da ich befürchtete, daß, wenn die Eispressung anhalten sollte, das Schiff, anstatt aufwärts, hinab gedrückt werden würde, solange ein so hoher Eisrücken sich gegen die ganze Backbordseite stützte. Die Arbeit wurde am 19. März von der ganzen Mannschaft in Angriff genommen. Wir hatten fünf Schlitten mit je einem Kasten darauf, und an jedem Schlitten arbeiteten zwei Mann. Es waren gleichzeitig zwei Abtheilungen mit je einem Schlitten vorn und zwei Abtheilungen hinten, die sich einander entgegenarbeiteten, während eine fünfte Abtheilung von zwei Mann und einem Schlitten einen Durchgang von 4 Meter Breite direct bis an die Mitte des Schiffes aushieb. Die Eisschicht, die auf diese Weise längs der ganzen Schiffsseite entfernt wurde, erreichte doppelte Mannshöhe, ausgenommen in der mittlern Passage, wo das Eis schon früher bis zur Tiefe von ungefähr 3 Meter entfernt worden war, theils im Hinblick auf einen möglichen Eisdruck gegen diesen niedrigsten Theil des Rumpfes, theils um die Treppe freizulegen, über welche die Hunde auf das Schiff oder von demselben liefen.



Vom Eispanzer befreit (Ende März 1895).



Das Fortschaffen des Eises begann am 19. März und war am 27. beendet. Der ganze Eisrücken an Backbord war dann bis zu solcher Tiefe entfernt, daß $2\frac{1}{2}$ Planken von der Eishaut des Schiffes freilagen. Während dieser Arbeit war das Wetter ziemlich kalt und die Temperatur bis auf —38° und — 40° C. gesunken. Jedoch ging alles gut und erfolgreich von statten, mit der einen Ausnahme, daß Scott-Hansen das Unglück hatte, sich die eine große Zehe zu erfrieren.

Der Doctor und ich arbeiteten an demselben Schlitten. Mein Tagebuch bemerkt: „Er hatte mich immer im Verdacht, schlechter Laune zu sein, und ich ihn." Thatsache ist, daß ich die Gewohnheit habe, nicht gern zu sprechen, wenn ich eifrig mit einer Arbeit beschäftigt bin, während bei dem Doctor das Gegentheil der Fall ist. Als ich nach meiner Gewohnheit Stillschweigen beobachtete, glaubte der Doctor, ich sei schlechter Laune, und ebenso dachte ich, daß er schmolle, als er sich des Plauderns enthielt. Das Mißverständniß klärte sich jedoch auf, und wir lachten herzlich darüber.

Da die Abreise Dr. Nansen's und Johansen's Gelegenheit zu einer passendern Neuvertheilung der Quartiere bot, so zog ich in Nansen's Kabine, nachdem ich die von ihm zurückgelassenen Effecten in Kisten verpackt und im Vorraume verstaut hatte. Steuermann Jacobsen, der bislang mit vier Mann von der Mannschaft in der großen Kabine an Backbord einquartirt gewesen war, erhielt meine Kabine zugewiesen, und in der Steuerbordkabine, wo vier Mann geschlafen hatten, blieben nur noch drei. Auch der Arbeitsraum erhielt seine frühere Ehre und Würde wieder. Dort waren im Laufe des Jahres die Glascylinder des Theerölofens zerbrochen worden; Amundsen ersetzte sie jetzt durch Essen aus Blech und brachte dünne Marienglasplatten über den Gucklöchern an. Nachdem der Ofen auf diese Weise reparirt worden war, wurde der Arbeitsraum zum geschäftigsten und behaglichsten Zimmer im ganzen Schiffe. Nach Beendigung der verschiedenen Arbeiten beim Umstellen und Inordnung-

bringen der Sachen an Bord und im Depot war unsere nächste Sorge, uns hinten einen bequemen und passenden Zugang zum Schiffe durch die Herstellung eines tüchtigen Steges zu sichern, der aus zwei Spieren bestand, zwischen welche Bretter von Packkisten genagelt waren, an denen ein Tau als Geländer befestigt war.

Nachdem dies geschehen war, machten wir uns an die langen und mannigfachen Vorbereitungen für eine Schlittenreise nach Süden, für den (thatsächlich von keinem von uns als wahrscheinlich betrachteten) Fall, daß wir gezwungen sein sollten, die „Fram" zu verlassen. Wir bauten Schlitten und Kajaks, nähten Säcke für die Vorräthe, wählten den Proviant und andere nothwendige Dinge aus und wogen sie ab u. s. w. Diese Arbeit hielt uns lange in Thätigkeit.

Wir mußten uns auch mit mehr Schneeschuhen versorgen, da wir nur spärlich versehen waren. Schneeschuhe müssen wir haben, gute starke, mindestens ein Paar für jeden Mann. Aber woher sollten wir das Material dazu nehmen? An Bord ist kein Holz mehr zu finden, das sich zur Anfertigung von Schneeschuhen eignete. Allerdings hatten wir noch ein großes Stück Eichenholz zur Verfügung, allein es fehlte uns an einem geeigneten Werkzeug, um es zu spalten, da wir es mit den kleinen Sägen, die wir hatten, nicht zu zerschneiden vermochten. In unserer Verlegenheit nahmen wir unsere Zuflucht zu der Eissäge. Amundsen verwandelte sie, indem er sie in anderer Weise feilte, in eine Schweifsäge; Bentsen fertigte Handgriffe hierzu an, und sobald sie fertig war, begannen Mogstad und Hendriksen den eichenen Balken in Stücke zu sägen. Anfänglich ging die Arbeit nur langsam von statten, da der größte Theil der Zeit von dem Feilen und Schärfen der Säge in Anspruch genommen wurde, allein allmählich ging es besser, und am 6. April war der Balken zur Anfertigung von Schneeschuhen in sechs Paar gute Bretter, die zeitweilig zum Trocknen in den Salon gelegt wurden, zerschnitten. Da ich canadische Schneeschuhe für besser halte als norwegische, wenn es sich darum handelt,

schwer beladene Schlitten über eine so rauhe und unebene Fläche zu schleppen, wie sie das Polareis bietet, so wies ich Mogstad an, zehn Paar canadische Schneeschuhe aus Hickoryholz herzustellen, von dem wir ein Quantum an Bord hatten. Anstatt des Netzwerkes aus Renthierhaut spannten wir Segeltuch über die Rahmen; es thut dieselben Dienste, während es den Vortheil hat, daß es sich leichter repariren läßt. Mit den Schneeschuhen, die wir besaßen, unternahmen wir häufig Ausflüge, insbesondere Scott-Hansen und ich. Auf einer dieser Touren, auf welcher auch Amundsen, Nordahl und Pettersen uns begleiteten, trafen wir 6 Kilometer westlich vom Schiffe einen großen Eishügel, den wir wegen seiner Aehnlichkeit mit der Insel Lovunden, unweit der Küste von Helgeland, „Lovunden" nannten. Der Hügel hatte sehr schöne Abhänge zum Schneeschuhlaufen, und wir übten es dort nach Herzenslust.

Am 1. Mai hatten wir die für den täglichen Gebrauch bestimmten Schneeschuhe vollendet, und ich ertheilte Befehl, daß hinfort täglich, wenn das Wetter gut sei, von der ganzen Mannschaft Schneeschuhfahrten von 11 bis 1 Uhr gemacht werden sollten. Diese Schneeschuhläufe waren nach jedermanns Geschmack und zugleich nothwendig, nicht nur, weil sie lebhafte Bewegung in der frischen Luft boten, sondern auch um denjenigen, die weniger an Schneeschuhe gewöhnt waren, einen genügenden Grad von Sicherheit für den Ernstfall zu geben.

Während wir mit der Entfernung des Eisrückens beschäftigt waren, war fortwährend viel Unruhe im Eise. Zwanzig Meter vom Schiffe hatte sich eine neue Rinne parallel mit der alten zwischen uns und dem Depot gebildet; außerdem hatte sich nach allen Richtungen eine Anzahl größerer und kleinerer Spalten geöffnet. Etwas später, in der Zeit vom 11. April bis zum 9. Mai, traten meist beträchtliche Störungen im Eise mit mehreren heftigen Pressungen in den Rinnen um das Schiff herum ein. Am Abend des erstgenannten Tages hatten Scott-Hansen und ich eine Schneeschuhfahrt nach Nord-

osten längs der neuen Rinne zwischen dem Schiffe und dem Depot unternommen. Auf dem Rückwege trat in der Rinne Eispressung ein, und wir hatten Gelegenheit, eine Pressung mit anzusehen, wie ich sie in gleicher Weise noch niemals erlebt hatte. Erst war da ein ganz schmaler Kanal, der parallel mit der Hauptrinne lief, die mit ungefähr $^2/_3$ Meter dickem Eis bedeckt war. Darauf öffnete sich jenseits der ersten und parallel mit ihr laufend, eine größere Rinne. Während der dann folgenden Eispressung krachten die Ränder mit solcher Heftigkeit gegeneinander, daß sie das Eis mit Gewalt nach unten drängten, sodaß wir es oft $5^1/_2$—7 Meter tief unter Wasser sahen. Neugefrorenes Seeeis ist merkwürdig elastisch und biegt sich in staunenswerthem Grade, ohne zu brechen. An einer andern Stelle sahen wir, wie das neue Eis sich, ohne zu brechen, in großen wellenförmigen Erhöhungen gebogen hatte.

Am 5. Mai wurde die breite Rinne hinter dem Schiffe durch Eisdruck zusammengeschoben, und an ihrer Stelle bildete sich an Backbord, ungefähr 100 Meter vom Schiffe und nahezu parallel mit demselben, eine Spalte in dem Eise. Das Schiff ruhte also in einer andern Lage, insofern als die „Fram" nicht mehr mit einem einzigen soliden, zusammenhängenden Eisfeld in Verbindung stand und von demselben abhing, sondern durch mehr oder weniger offene Rinnen getrennt und an einer großen Scholle befestigt war, die täglich abnahm, sobald sich neue Spalten bildeten.

Die Hauptrinne hinter dem Schiffe fuhr während der zweiten Hälfte des April fort, sich mehr zu öffnen, und war am 29. sehr breit geworden. Sie dehnte sich nordwärts aus, soweit das Auge reichte, und zeichnete sich außerdem durch den dunkeln Widerschein aus, der darüber zu schweben schien. Sie erreichte wahrscheinlich ihre größte Breite am 1. Mai, als Scott-Hansen und ich sie maßen und fanden, daß sie dicht hinter dem Heck des Schiffes 950 und etwas weiter nördlich über 1432 Meter breit war. Wäre die „Fram" damals frei gewesen, so würde ich in der Rinne soweit als möglich



Aufgethürmtes Eis in der Nähe der „Fram“.



nach Norden gegangen sein. Es war jedoch hieran nicht zu denken angesichts der Art und Weise, wie das Schiff vom Eise in die Höhe gehoben und mit Mauern umgeben worden war.

Schon am 2. Mai schloß sich die Hauptrinne wieder. Der Steuermann, Nordahl und Amundsen, die sich zufällig auf einer Schneeschuhfahrt längs der Rinne nach Süden befanden, waren Augenzeugen der Eispressung, die sie als einen großartigen Anblick beschrieben. Der frische südöstliche Wind hatte dem Eise beträchtlichen Antrieb gegeben, und als die Ränder des Eises sich mit erheblicher Geschwindigkeit und Wucht einander näherten, kamen zuerst zwei große vorstehende Zungen mit donnerartigem Krach miteinander in Collision; sie wurden im nächsten Augenblicke zu einem Hügel von ungefähr 7 Meter Höhe emporgeschoben, um bald darauf wieder zusammenzustürzen und mit gleicher Plötzlichkeit unter dem Rande des Eises zu verschwinden. Wo das Eis nicht in die Luft emporgedrängt wurde, pflegte ein Rand über oder unter den andern geschoben zu werden, während alle vorstehenden Zungen und Eisblöcke zu Tausenden von Bruchstücken zermalmt wurden, welche alle kleinen Ritzen, die von der vorhin so mächtigen Oeffnung übrig geblieben waren, ziemlich gleichmäßig füllten.

Unsere Drift nach Norden war während des ersten Monats fast gleich Null. Beispielsweise waren wir bis zum 19. April nicht mehr als 4 Breitenminuten (ungefähr 7½ Kilometer) weiter nach Norden gekommen. Ebenso trieben wir in derselben Zeit nicht viel nach Westen. Später machten wir bessere Fortschritte, aber jedenfalls bei weitem nicht so große wie im Jahre 1894. Am 23. Mai trug ich Folgendes ins Journal ein:

„Wir sind alle sehr neugierig darauf, zu sehen, was das Nettoergebniß unserer Drift im Frühjahr sein wird. Wenn wir bis zum Sommer oder Herbst nur 60° östlicher Länge zu erreichen vermöchten, dann glaube ich, daß wir sicher darauf rechnen können, im Herbst 1896 heimzukehren. Die Frühjahrsdrift ist in diesem Jahre beträchtlich

weniger stark als im vorigen, wird aber vielleicht bis später in den Sommer hinein dauern. Wenn wir in diesem Jahre während der Zeit vom 16. Mai bis 16. Juni ebensoweit treiben sollten wie im vorigen Jahre, so würden wir 68° östlicher Länge erreichen; es wird jedoch nicht möglich sein, diese Länge so früh zu erreichen. Möglicherweise gelingt es uns auch in diesem Jahre, der starken Rückdrift im Sommer zu entgehen und statt dessen etwas vorwärtszukommen; dies wird für uns um so besser sein. Das Eis ist nicht so stark durch Rinnen zerstückelt, als es voriges Jahr um diese Zeit war. Allerdings sind auch jetzt viele da, aber im vorigen Jahre konnten wir wegen der Rinnen uns überhaupt kaum darauf bewegen. Jetzt haben wir große Eisflächen vor uns, in denen kaum irgendwelche Oeffnungen zu finden sind.“

Um die Drift des Eises zu beobachten, stellten wir eine Art Logleine von 180—280 Meter Länge her, an deren Ende ein kegelförmiger offener Beutel aus lose gewebtem Stoff befestigt war, in welchem wir kleine Thiere fangen konnten. Unmittelbar über dem Beutel war ein Stück Blei an der Leine angebracht, sodaß ersterer selbst frei im Wasser nachschleppen konnte. Das Log wurde durch ein ziemlich weites Loch im Eise hinabgelassen, das während der kalten Jahreszeit offenzuhalten eine höchst schwierige Aufgabe war. Mehrere male am Tage wurde die Leine untersucht und der „Driftwinkel“ gemessen. Für diese Messung hatten wir einen mit einem Bleiloth versehenen Quadranten construirt. Hin und wieder pflegten wir die Logleine einzuholen, um zu sehen, ob sie noch in Ordnung sei, und zu sammeln, was der Beutel an kleinen Thieren oder sonstiger Beute enthalten mochte. In der Regel war der Inhalt unbedeutend und bestand nur aus einigen wenigen Exemplaren niedriger Organismen.

Ende Mai war die „Frühjahrsdrift“ vorüber. Der Wind ging nach Südwest, West und Nordwest herum. Dann setzte die Rückdrift oder „Sommerdrift“ ein, die jedoch nicht von langer Dauer war, da

wir am 8. Juni wieder östlichen Wind mit guter Drift nach Westen hatten, sodaß wir am 22. auf 84° 31,7′ nördlicher Breite und 80° 58′ östlicher Länge waren; während der letzten Tage des Juni und des größern Theils des Juli war die Drift noch besser.

Ein Umstand, der die Einförmigkeit unserer Drift im Eise während des Winters und Frühjahrs 1895 noch vermehrte, war die große Seltenheit thierischen Lebens in diesem Theile des Polarmeeres. Wiederholt sahen wir lange Zeit hindurch nicht ein einziges lebendes Wesen; selbst die doch so weit umherschweifenden Eisbären ließen sich nicht sehen. Mit allgemeiner Freude wurde daher am Nachmittage des 7. Mai das Erscheinen eines kleinen Seehundes in einer neu geöffneten Rinne dicht bei dem Schiffe begrüßt. Es war der erste Seehund, den wir seit März erblickt hatten. Später sahen wir in den offenen Rinnen oft Seehunde derselben Art, doch waren sie sehr scheu, und es gelang uns erst spät im Sommer, einen zu tödten, der so klein war, daß wir ihn bei einer Mahlzeit vollständig verzehrten.

Am 14. Mai erzählte uns Pettersen, er habe einen weißen Vogel, seiner Meinung nach eine Eismöwe, nach Westen fliegen sehen. Am 22. sah Mogstad eine Schneeammer, die das Schiff umkreiste; von da ab wurden die Frühjahrsboten immer zahlreicher.

Unsere Jagdbeute blieb jedoch sehr spärlich. Erst am 10. Juni erlegten wir das erste Wild, indem es dem Doctor gelang, einen Eissturmvogel und eine Stummelmöve (Larus tridactylus) zu schießen. Allerdings ließ er diesen Heldenthaten verschiedene Fehlschüsse als Einleitung vorangehen, aber schließlich brachte er es doch fertig, die Vögel zu treffen und „Ende gut, alles gut". Was den Eissturmvogel anlangt, war es eine aufregende Jagd, da der Vogel nur flügellahm geschossen war und in der offenen Rinne Zuflucht gesucht hatte. Pettersen war der erste, der sich hinter ihm her machte, gefolgt von Amundsen, dem Doctor, Scott-Hansen und der ganzen Hundemeute, bis es ihnen schließlich gelang, ihn zu bekommen.

Von da ab kam es täglich vor, daß wir Vögel ganz nahe sahen; um sie und auch Seehunde besser erlegen zu können, vertäuten wir unser Seehundsboot in der offenen Rinne. Das Boot war ausgerüstet mit Segel und Ballast, der aus einigen Eisenstücken von der Windmühle bestand, die wir hatten herunternehmen müssen. Schon am ersten Abend, nachdem das Boot zu Wasser gebracht worden war, unternahmen Scott-Hansen, Hendriksen und Bentsen eine Segelpartie in der Rinne, welche Gelegenheit die Hunde benutzten, sich eine vorzügliche Bewegung zu machen. Sie hatten es sich in den Kopf gesetzt, dem Boote, wie es auf- und niederkreuzte, dem Rande der Rinne entlang zu folgen; es war eine schwere Arbeit für sie, sich immer neben dem Boote zu halten, da sie viele Umwege um die kleineren Rinnen und Buchten im Eise machen mußten und, wenn sie endlich keuchend und mit weit aus dem Halse heraushängender Zunge sich dem Boote genähert hatten, dieselbe Strecke nochmals zurücklegen mußten, wenn letzteres dann gerade wendete.

Am 20. Juni schossen der Doctor und ich je eine Grilllumme. Wir sahen auch einige Krabbentaucher, jedoch gingen die Hunde auf den Sport, den sie als eine willkommene Unterbrechung der anhaltenden drückenden Einsamkeit und Einförmigkeit betrachteten, so eifrig ein, daß sie uns voranstürmten und die Vögel verjagten, ehe wir zum Schuß kommen konnten.

Wie gesagt, hatten wir die Mühle herunternehmen müssen. Eines schönen Tages war die Welle unter dem obern Triebrad gebrochen und mußte entfernt und zur Reparatur nach der Schmiede gebracht werden. Pettersen schweißte sie zusammen, und am 9. Mai war die Mühle wieder in gutem Gebrauchszustand. Allein sie schliff sich sehr rasch ab, hauptsächlich in dem Räderwerk, sodaß sie nach der ersten oder zweiten Juniwoche fast nutzlos war. Wir rissen sie daher ab und verstauten alle Holz- und Gußeisentheile auf dem Eishügel an Backbord, mit Ausnahme einiger Stücke harten Holzes, die

wir an Bord behielten und zur Anfertigung von Schlittenkufen und anderen Dingen sehr brauchbar fanden.

Das Wetter war durch den ganzen März, April und Mai gut, mit milden östlichen Brisen oder Windstillen und in der Regel klarer Luft. Ein- oder zweimal drehte sich der Wind nach Süden oder Westen, jedoch waren diese Veränderungen stets nur von kurzer Dauer. Das beständige Wetter wurde uns schließlich geradezu zur Qual, da es zur Erhöhung der Langweiligkeit und Monotonie unserer Umgebung in hohem Maße beitrug und einen deprimirenden Einfluß auf unsere Stimmung ausübte. Gegen Ende Mai besserte es sich etwas, als wir eine Zeit lang eine frische westliche Brise hatten. Allerdings war dies conträrer Wind, aber es war doch eine kleine Abwechselung. Am 8. Juni drehte sich der Wind wieder nach Osten und nahm nunmehr an Stärke zu, sodaß wir am Sonntag, 9. Juni, einen halben Sturm aus Ostsüdost mit der Geschwindigkeit von $10{,}_5$ Meter in der Secunde hatten, den stärksten günstigen Wind, den wir seit langer Zeit gehabt hatten.

Es war erstaunlich, welche Veränderung ein einziger Tag mit gutem Wind in der Stimmung aller an Bord herbeiführte. Wer sich vorher träumerisch und theilnahmslos umherbewegt hatte, erwachte zu neuem Muth und Unternehmungsgeist. Jedes Gesicht strahlte von Befriedigung. Vorher bestand unsere tägliche Unterhaltung aus dem einsilbigen „Ja" und „Nein"; jetzt waren wir vom Morgen bis zum Abend voller Scherz, und überall hörte man Lachen und Singen und lebhaftes Geplauder. Und mit der Stimmung stieg auch unsere Hoffnung auf eine günstige Drift. Die Karte wurde immer wieder herausgeholt, und die Prophezeiungen pflegten zuversichtlich genug zu sein. „Wenn der Wind sich längere Zeit in dieser Richtung hält, werden wir an dem und dem Tage an dem und dem Orte sein. Es ist so klar wie Tageslicht, daß wir im Herbst 1896 zu Hause sein werden. Sehen Sie nur, wie wir bisjetzt hinaufgetrieben sind, und je weiter wir westlich kommen, desto schneller wird es gehen" u. s. w.

Die Kälte, die um Mitte März nicht über — 40° C. betrug, hielt sich während des April stetig auf — 30° und — 25° C., nahm aber im Mai in verhältnißmäßig raschem Tempo ab, sodaß das Thermometer um die Mitte des Monats — 14° und im letzten Theile nur — 6° C. verzeichnete. Am 3. Juni — bis dahin der wärmste Tag — hatte sich in der Nähe des Schiffes ein großer Wassertümpel gebildet, obwol die höchste Temperatur an diesem Tage — 2° betrug und der Himmel überzogen war.*

Am 5. Juni stand das Thermometer zum ersten male über dem Gefrierpunkt, nämlich auf + 0,2° C. Dann fiel es wieder einige Tage und ging bis auf — 6° C. hinab, stieg aber am 11. aufs neue bis auf ungefähr + 2° C. u. s. w.

Die atmosphärischen Niederschläge während der erwähnten Periode waren höchst unbedeutend; nur hin und wieder sehr leichter Schneefall. Der 6. Juni bildete jedoch eine Ausnahme. Der Wind, der mehrere Tage aus Süden und Westen geweht hatte, ging während der Nacht nach Nordwesten herum und drehte sich am nächsten Morgen um 8 Uhr nach Nord, wobei eine frische Brise mit ausnahmsweise starkem Schneefall wehte.

In der Nacht des 2. April sahen wir zum ersten male die Mitternachtssonne. —

Eine der wissenschaftlichen Aufgaben der Expedition war die Untersuchung der Tiefe des Polarmeeres. Unsere Leinen, die schwach waren und sich für diesen Zweck nicht besonders eigneten, waren bald durch Reibung, Oxydation u. s. w. so abgenutzt, daß wir gezwungen waren, sie nicht nur mit der größten Vorsicht zu benutzen, sondern

* Als der Doctor und ich am 18. April nach einem passenden Stück Eis zur Bestimmung des specifischen Gewichts desselben suchten, fanden wir einen bemerkenswerthen Wassertropfen unter der vorspringenden Ecke eines durch Eispressung hoch hinaufgeschobenen großen Eisblocks. Er hing dort im Schatten und zitterte in der frischen Brise, obwol das Thermometer ungefähr 23° Kälte zeigte. „Der muß sehr salzig sein“, sagte ich und kostete ihn. Pfui, er war in der That salzig, furchtbar salzig, gleich der stärksten Salzlake.

auch die Zahl der Lothungen viel mehr zu beschränken, als wünschenswerth war. Manchmal passirte es auch, daß die Leine während des Einholens brach, sodaß ein tüchtiges Stück von ihr verloren ging.

Die erste Lothung nach der Abreise Dr. Nansen's und Johansen's wurde am 23. April vorgenommen. Wir glaubten, in einem Zuge bis auf 3000 Meter auslaufen lassen zu können. Allein da die Leine bei 1900 Meter schlaff zu werden begann, so meinten wir, den Grund erreicht zu haben, und holten die Leine wieder ein. Als es sich dann aber zeigte, daß die Leine den Grund nicht erreicht hatte, ließen wir jetzt 3000 Meter aus, verloren dabei aber etwa 900 Meter Leine. Daraufhin nahm ich an, daß wir bei 2100 Meter den Grund berührt hätten, und ließ daher die Leine bis zu dieser Tiefe auslaufen, ohne aber Grund zu bekommen. Am nächsten Tage lotheten wir aufs neue bei Tiefen von 2100, 2300, 2500 und 3000 Meter, stets aber, ohne Grund zu erreichen. Am dritten Tage, 25. April, lotheten wir zuerst auf 3000 und dann auf 3200 Meter, ohne Grund zu finden. Da die Stahlleine zu kurz war, mußten wir sie mit einer Hanfleine verlängern und reichten nun bis auf 3400 Meter hinab. Beim Einholen merkten wir, daß die Leine brach, und fanden, daß wir außer 20 Meter Hanfleine ungefähr 500 Meter Stahlleine verloren hatten. Wir stellten das Lothen dann bis zum 22. Juli ein, weil die Hanfleinen so stark abgenutzt waren, daß wir sie bis zum Eintritt mildern Wetters nicht zu benutzen wagten. —

Wind und Wetter waren natürlich ein Lieblingsthema an Bord der „Fram", namentlich in Verbindung mit unserer Drift. Wie es sich gehörte, hatten wir in der Person Pettersen's einen Wetterpropheten an Bord. Seine Specialität war die Vorhersagung günstigen Windes, und in dieser Beziehung war er unermüdlich, obwol seine Prophezeiungen sich keineswegs immer erfüllten. Aber er spielte sich auch in anderen Beziehungen als Prophet auf, und nichts schien ihm mehr Vergnügen zu machen als das Angebot einer Wette mit ihm über seine Vorhersagungen. Gewann er, so strahlte er

Tage lang in einem fort von guter Laune; wenn er aber verlor, wußte er sowol seine Vorhersagung als auch das Resultat meist in so orakelhaftes Geheimniß und Dunkel zu hüllen, daß beide Parteien Recht zu haben schienen. Zu Zeiten war er, wie bereits angedeutet, unglücklich, und dann wurde er unbarmherzig gehänselt; zu anderen Zeiten hatte er aber eine erstaunliche Reihe von Glücksfällen, worauf seine Courage dermaßen zu wachsen schien, daß er alles zu prophezeien und auf alles zu wetten bereit war.

Unter seinen großen Unglücksfällen befand sich eine am 4. Mai mit dem Steuermann abgeschlossene Wette, daß wir gegen Ende October Land in Sicht haben würden. Und am 24. Mai schloß er mit Nordahl eine Wette ab, daß wir am Abend des 27. auf 80° östlicher Länge sein würden. Es braucht wol nicht gesagt zu werden, daß wir alle wünschten, seine unglaublichen Prophezeiungen möchten sich als wahr erweisen. Aber leider, das Wunder geschah nicht, denn erst am 27. Juni passirte die „Fram" den 80. Längengrad.

Während des letzten Theiles des Mai begannen Sonne und Frühjahrswetter in solchem Maße auf die um das Schiff liegende Schneeschicht einzuwirken, daß sich vorn auf dem Eise ein richtiger kleiner Teich von Schneewasser bildete. Da der Schnee besonders dort, aber auch längs der ganzen Seite des Schiffes voller Ruß, Abfälle und Mist aus den Hundeställen war, so befürchteten wir, daß ein schädlicher oder doch unangenehmer Geruch entstehen könnte und außerdem, wenn sich wie im vorigen Jahre ein Teich um das Schiff bilden sollte, sein Wasser zu unrein sein würde, um es zum Abspülen des Decks zu benutzen. Ich ließ daher alle Mann ans Werk gehen, den Schnee von der Steuerbordseite fortzuschaffen, eine Arbeit, die ungefähr zwei Tage in Anspruch nahm.

Der beginnende Frühling gab uns jetzt längere Zeit Beschäftigung mit verschiedenen Arbeiten sowol an Bord wie auf dem Eise. Eins der ersten Dinge, die geschehen mußten, war, unser Depot zur Sicher-



Ansicht vom Großen Hügel über das Treibeis; im Vordergrund das Depot (Sommer 1895).



heit an Bord zu bringen, da sich jetzt häufiger Rinnen und Spalten im Eise bildeten und einige der Waaren im Depot keine Feuchtigkeit vertragen konnten.

Die Wirkung der Sonnenstrahlen auf das Zeltdach wurde bald so stark, daß der Schnee unter den Booten und auf den Davits zu schmelzen begann. Schnee und Eis mußten daher gänzlich entfernt



Feiertag-Nachmittag an Deck der „Fram".

und fortgekratzt werden, nicht nur unter dem Zeltdach, sondern auch unter den Booten, auf dem Deckshause, in dem Durchgange an Steuerbord und in den Räumen. Im Hinterraum war jetzt viel mehr Eis als im vorigen Winter, wahrscheinlich weil wir in diesem Winter den Salon viel wärmer gehalten hatten als früher.

Im Salon, in der Bibliothek und den Kabinen nahmen wir eine gründliche Frühjahrs-Reinigung vor, die sehr nothwendig war, weil

Decken, Wände und alle Mobiliar- und Ausrüstungsgegenstände im Laufe der langen Polarnacht sich mit einer aus Ruß, Fett, Rauch und anderen Ingredientien bestehenden dicken Schmutzkruste bedeckt hatten.

Ich selbst nahm die Reinigung der Bilder im Salon und in



Rinne hinter der „Fram" (Juli 1895).

meiner eigenen Kabine vor, da diese allmählich dieselbe dunkle Grundfarbe angenommen hatten wie ihre Umgebung und im ganzen ziemlich räthselhaft aussahen. Mit Hülfe von viel Arbeit und Anwendung von reichlich Seife und Wasser gelang es mir, ihnen einigermaßen zu ihrer frühern Schönheit zu verhelfen.

Am Pfingstvorabend, 1. Juni, hatten wir unsere Generalreinigung beendet, sodaß wir ein wirklich behagliches Pfingstfest mit Buttersuppe zum Abendessen und einigen weiteren Delicatessen zum Nachtisch feiern konnten.

Nach Pfingsten beschäftigten wir uns wieder mit verschiedenem, was die Jahreszeit, sowie die Möglichkeit, daß die „Fram" im Laufe des Sommers flott werden könnte, mit sich brachte. Auf dem Großen Hügel lagen noch viele Gegenstände, die, wie ich glaubte, vorläufig dort bleiben konnten, wie z. B. der größere Theil des Hundefutters. Die Kisten, die dasselbe enthielten, waren in vier Haufen aufgestapelt, sodaß sie ein abfallendes Dach bildeten, auf welchem das Wasser bequem ablaufen konnte, zumal ich das Ganze mit Persenningen überdeckt hatte. Das Großboot an der Backbordseite, das ich bis zum Winter auf dem Eise zu belassen beabsichtigte, wurde an einer sichern Stelle, etwa 50 Meter vom Schiffe, niedergelegt und mit Segeln, Takelung, Rudern und voller Ausrüstung versehen, um für jeden Nothfall bereit zu sein.

Das Abkratzen des Eises in den Räumen und auf dem Halbdeck wurde am 12. Juni beendet. Wir versuchten auch, hinten das Dampfrohr (das Rohr für das Spülwasser) aus dem Eise loszuhauen, mußten den Versuch aber aufgeben. Das eine Ende des Rohres hatte schon seit vorigem Jahr auf dem Eise geruht und war jetzt so tief eingefroren, daß wir es nicht frei machen konnten. Wir schlugen rund herum ein über ein Meter tiefes Loch, das sich jedoch rasch mit Wasser füllte, sodaß wir es der Sommerhitze überlassen mußten, das Rohr los zu thauen.

Im Maschinenraum hatte sich bis dahin so viel Wasser angesammelt, daß wir beträchtliche Mengen — gewiß 600 Liter täglich — ausschöpfen konnten. Anfänglich glaubten wir, das Wasser sei durch das Aufthauen des an Bord befindlichen Eises entstanden, später zeigte sich jedoch, daß es hauptsächlich von lecken Stellen herrührte, die wahrscheinlich dadurch entstanden waren, daß das Eis,

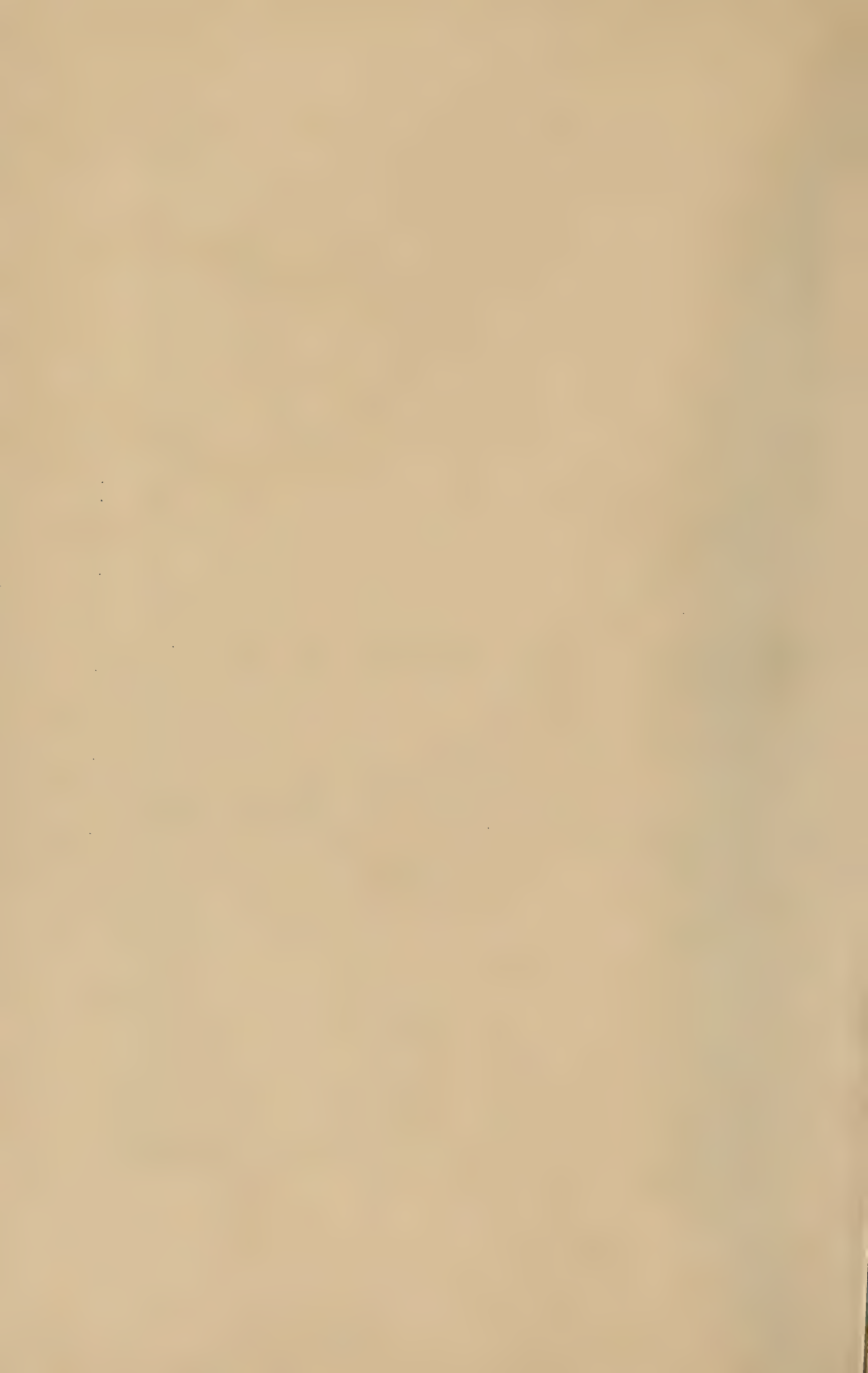
welches sich in den verschiedenen Schichten der Eishaut bildete, die Beplankung etwas auseinandergetrieben hatte.

Der Gesundheitszustand blieb ausgezeichnet, und der Doctor hatte in seiner Eigenschaft als Arzt thatsächlich nichts zu thun. Was „Unfälle" anlangte, so kamen nur einige wenige unbedeutendster Art vor, wie eine erfrorene große Zehe, hin und wieder eine geringe Hautabschürfung, ein- oder zweimal ein schlimmes Auge; das war alles. Wir führten aber auch ein sehr regelmäßiges Leben, in welchem die Tagesstunden in geeigneter Weise zwischen Arbeit, Bewegung und Ruhe vertheilt waren. Wir schliefen gut und aßen tüchtig und waren daher sehr wenig bekümmert darüber, daß wir beim Wiegen am 7. Mai fanden, daß wir an Gewicht verloren hatten. Die Abnahme war jedoch nicht bedeutend; das Gesammtgewicht der ganzen Gesellschaft betrug kaum 3½ Kilogramm weniger als einen Monat vorher.

Eine Krankheit gab es jedoch, an welcher wir litten, eine ansteckende, wenn sie auch nicht gefährlicher Natur war. Es wurde an Bord der „Fram", wenn man will, zur Modekrankheit, sich den Kopf rasiren zu lassen; es sollte ein untrügliches Mittel sein, um einen üppigen Haarwuchs hervorzubringen. Juell brachte es auf, und dann wurde es eine regelrechte Manie, indem die Uebrigen seinem Beispiele folgten, mit Ausnahme von mir und einem oder zwei andern. Wie ein vorsichtiger General wartete ich erst eine Weile, um zu sehen, ob die erwartete Ernte auf den geschorenen Köpfen meiner Kameraden sprießen würde. Als aber das Haar nicht stärker als vorher wuchs, zog ich ein mir vom Doctor verschriebenes Mittel vor, nämlich den Kopf täglich mit weicher Seife zu waschen und dann mit einer Salbe einzureiben. Um diese Behandlung jedoch wirksamer zu machen und die Salbe in die Kopfhaut gelangen zu lassen, folgte ich doch noch dem Beispiel der anderen und ließ mir den Kopf ebenfalls mehrere male rasiren. Persönlich glaube ich nicht, daß das Verfahren etwas genützt hat, allein



Die Feier des Verfassungstages (17. Mai) in hohen Breiten.



Pettersen war anderer Ansicht. „Hol' mich der Teufel", sagte er am nächsten Tage, nachdem mir das Haar geschnitten war, „wenn der Kapitän nach dieser Kur nicht einige frische starke Borsten auf seiner Platte bekommen hat."

Der „Siebzehnte Mai" brachte uns das schönste Wetter. Klarer, heller Himmel, blendender Sonnenschein, 10—12° Kälte und fast vollständige Windstille. Die Sonne, die zu dieser Zeit des Jahres niemals untergeht, stand schon hoch am Himmel, als wir um 8 Uhr morgens durch den Knall einer Flinte und fröhliche Melodien auf dem Harmonium erweckt wurden. Wir schlüpften rascher als gewöhnlich in die Kleider, frühstückten hastig und bereiteten uns in lebhaftester Erwartung auf das Kommende vor, da das „Festcomité" am Tage vorher sehr geschäftig gewesen war. Pünktlich um 11 Uhr versammelten sich die verschiedenen Corporationen mit ihren Flaggen und Insignien und wurden an ihren Platz in dem großen Festzuge gewiesen. Ich marschirte mit der norwegischen Flagge an der Spitze; dann kam Scott-Hansen mit dem Wimpel der „Fram", darauf folgte Mogstad mit dem Banner der meteorologischen Abtheilung, reich bedeckt mit „Cyclonen-Centren" und „Aussichten auf schönes Wetter". Er saß auf einer mit einem Bärenfell bedeckten Kiste, die auf einem von sieben Hunden gezogenen Schlitten stand; das Banner wehte hinter ihm an einer als Mast aufgetakelten Stange. Amundsen war Nummer 4 und trug ein Demonstrations-Banner zu Gunsten der „Reinen Flagge", ihm folgte sein Schildknappe Nordahl auf Schneeschuhen, einen Speer in der Hand und eine Büchse auf dem Rücken. Seine Flagge zeigte auf rothem Grunde das Bild eines alten norwegischen Kriegers, der seinen Speer über dem Knie zerbricht, mit der Inschrift: „Vorwärts! Vorwärts! (Fram! Fram!) ihr Norweger! Eure eigene Flagge in Eurem eigenen Lande! Was wir thun, thun wir für Norwegen!" Als fünfter in dem Festzuge kam der Steuermann mit dem norwegischen Wappen auf rothem Grunde; Sechster war Pettersen mit der Flagge der Handwerker-Abtheilung,

und zuletzt kam das „Musikcorps", dargestellt von Bentsen mit einer Handharmonika. Dem Festzuge folgte das Publikum in Festtagskleidern, nämlich der Doctor, Juell und Hendriksen in malerischer Unordnung.

Mit wehenden Bannern und unter den Klängen der Musik nahm der Festzug seinen Weg um die Ecke der „Universität" (die „Fram"), durch die „Karl-Johann-Straße", die „Kirchenstraße" (eine von Scott-Hansen für diese Gelegenheit angelegte Straße über die Spalte vor dem Großen Hügel) hinab, bei „Engebret's" (das Depot auf dem Eise) vorbei und schwenkte dann herum nach der „Festungs-Parade"*, dem Gipfel des Großen Hügels, wo der Zug halt machte und die Flaggen erhoben wurden.

Dort forderte ich zu einem Hoch zu Ehren der festlichen Gelegenheit auf, worauf die dichtgedrängte Menge ein neunmaliges Hurrah erschallen ließ.

Genau um 12 Uhr wurde aus unseren großen Buggeschützen der officielle Salut für den Siebzehnten Mai abgefeuert. Dann kam ein prächtiges Festmahl; der Doctor hatte eine Flasche Liqueur gestiftet, und jeder Mann bekam eine Flasche echten Kronen-Malzextract aus der „Königlichen Brauerei" in Kopenhagen.

Als der Braten servirt war, brachte Scott-Hansen das Wohl unserer Lieben zu Hause und unserer zwei abwesenden Gefährten aus, die, wie er hoffe, die Aufgabe, die sie sich gestellt hatten, erfüllen und wohlbehalten in die Heimat zurückkehren würden. Dieser Toast wurde von einem Salut von zwei Schüssen begleitet.

Um 4 Uhr nachmittags wurde ein „großes Volksfest" auf dem Eise abgehalten. Der Festplatz war hübsch mit Flaggen und Emblemen geschmückt, und das Programm bot eine reiche Auswahl von Unterhaltungen dar. Da waren Seiltanz, Gymnastik, Schießen nach laufenden Hasen und viele andere Nummern. Das Publikum

* Alles in Christiania wohlbekannte Localitäten. Engebret ist ein Restaurant.

war durchgängig in hoher Feststimmung und spendete den Künstlern für ihre Leistungen nach Kräften Beifall. Nach dem Abendessen, das an Vortrefflichkeit kaum hinter dem Mittagessen zurückblieb, versammelten wir uns im Salon um eine dampfende Punschbowle. Der Doctor schlug unter lautem Beifall die Gesundheit des Organisations-Comités der Expedition vor, und ich brachte das Hoch auf die „Fram" aus. Später blieben wir in fröhlichster, kameradschaftlichster Stimmung noch bis tief in die Nacht hinein beisammen.



Ein fideler Photograph.

Zweites Kapitel.

Vom 22. Juni bis 15. August 1895.

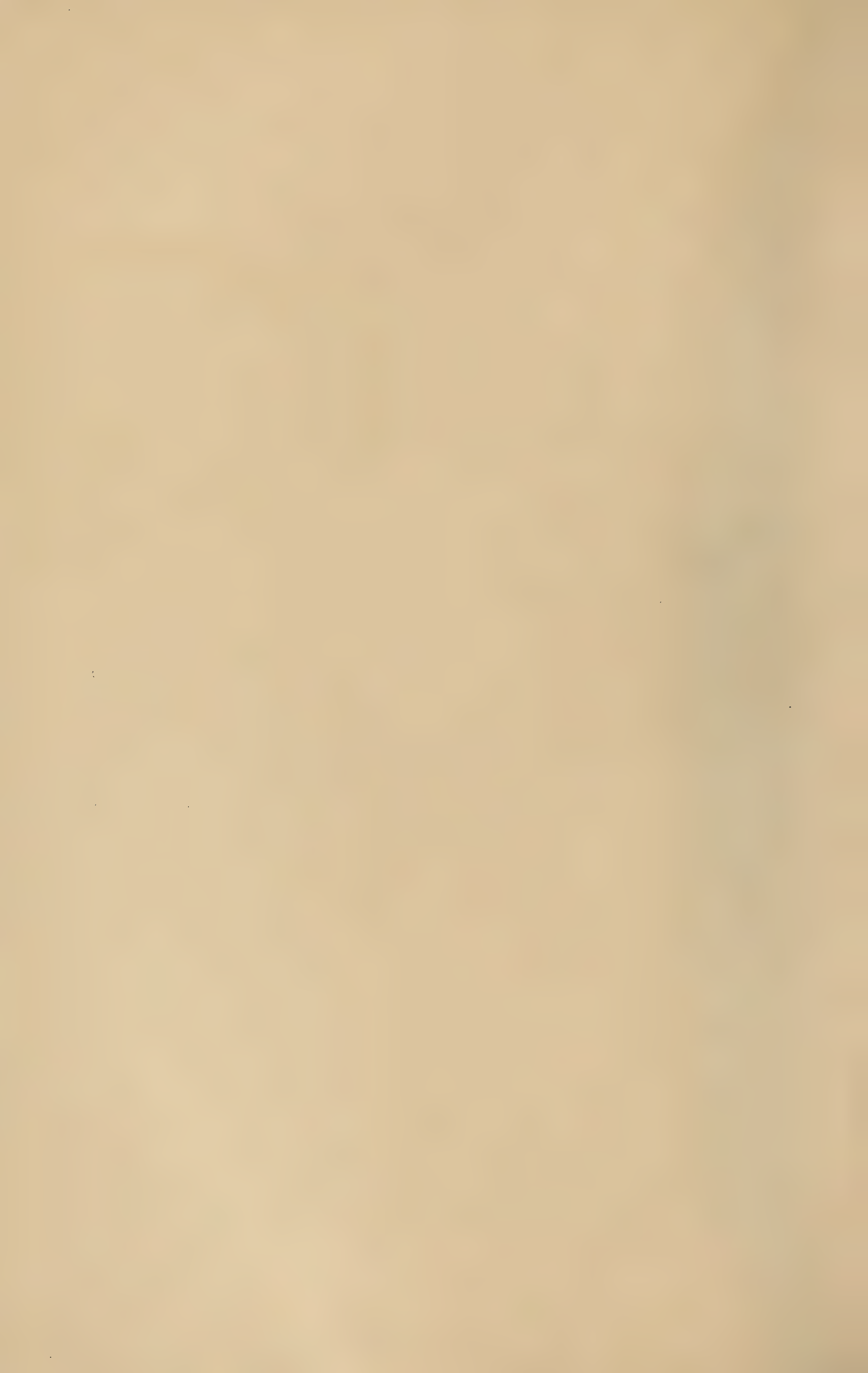
Mit dem Fortschreiten des Frühjahrs nahmen die Störungen im Eise zu, und es bildeten sich in allen Richtungen neue Rinnen und Tümpel. Gleichzeitig trat auch täglich eine Zunahme der Zahl der Wasserthiere und Vögel um uns herum ein.

Am Abend des 22. Juni wurde ich durch die Wache geweckt, die mir meldete, es seien Walfische in der Rinne an der Steuerbordseite. Jeder eilte an Deck, wo wir nun sieben oder acht weibliche Narwale sahen, die in der nahe bei uns befindlichen Rinne ihre Luftsprünge machten. Wir gaben einige Schüsse auf sie ab, die jedoch keine Wirkung auszuüben schienen. Im Laufe des Tages fuhr ich ihnen mit dem Seehundsboot nach, ohne jedoch in Schußweite zu gelangen. Um die Jagd mit Erfolg ausüben zu können, wenn sie, wie wir hofften, uns in Zukunft nochmals einen Besuch abstatten sollten, bereiteten wir zwei Harpunenblasen und einen eichenen Anker vor, die wir am Ende der Harpunenleine befestigten. Sollte der harpunierte Walfisch sich als zu stark für uns erweisen, dann wollten wir den Anker und die Blasen auswerfen; vielleicht würden wir dann, wenn das Schicksal nicht gegen uns wäre, erfolgreich sein.

Wir wünschten sehr dringend, den neuen Apparat zu probiren, und hielten daher scharfen Ausguck nach Walfischen. Gelegentlich sahen wir einen oder zwei in der Rinne, jedoch verschwanden sie so rasch wieder, daß uns keine Zeit blieb, sie zu verfolgen. Am Abend



Wasserrinne hinter der „Fram“ (Juni 1895).



des 2. Juli hatten wir Aussicht auf eine großartige Jagd. Die Rinne schwärmte von Walen, und wir machten uns rasch zur Verfolgung auf. Allein auch diesmal waren sie so scheu, daß wir nicht an sie herankommen konnten. Einer blieb noch eine Zeit lang in



Die „Fram“ im Juli 1895.

einer kleinen Rinne, die so schmal war, daß man hinüberwerfen konnte. Wir versuchten, uns am Rande entlang hinzuschleichen, aber sobald wir bis auf kurze Entfernung an den Wal gelangt waren, bekam er Wind von uns und schwamm in den großen Kanal hinaus, wo er blieb, sich umhertummelte, sich vier bis fünf Minuten auf

den Rücken drehte, den Kopf über Wasser haltend und tüchtig blasend; er verhöhnte uns offenbar. Als wir uns endlich mühsam nach der großen Rinne zurückgearbeitet hatten in der Absicht, ihn bei seinen Vorstellungen etwas zu unterstützen — klatsch, war er weg.

Einige Tage später erhielten wir nochmals den Besuch von einer Bande dieser Schauspieler in einer andern Rinne, die sich ganz nahe bei dem Schiffe neu gebildet hatte. Drei von ihnen hatten lange, schwere Stoßzähne, die sie bald hoch über Wasser zeigten, bald dazu benutzten, ihre Freundinnen auf dem Rücken zu kratzen. Wir rüsteten uns sofort mit Büchsen und Harpunen aus und rannten, so schnell die Beine uns tragen wollten, nach der Rinne hinab, allein noch ehe wir hinkamen, hatten die Thiere die Flucht ergriffen. Es nützte nichts, zu versuchen, in Schußweite dieser scheuen Geschöpfe zu kommen. Wir ließen sie daher fortan meist unbehelligt.

Während des Frühjahrs 1896 waren wir jedoch einmal nahe daran, einen Narwal zu fangen. Ich war auf die Vogeljagd gegangen und gerade eifrig damit beschäftigt, die geschossenen Vögel aus dem Boote zu nehmen, als plötzlich in der Rinne nahe bei unserm gewöhnlichen Landungsplatze, wo die Harpune mit der Leine zum sofortigen Gebrauch bereit lag, ein Narwal erschien. Ich ergriff rasch die Harpune, jedoch war die aufgeschossene Leine zu kurz, und nachdem ich sie in Ordnung gebracht hatte, tauchte der Wal unter Wasser, gerade als ich ihn zu harpunieren bereit war.

Zu dieser Zeit erschien gelegentlich auch ein großer bärtiger Seehund (Phoca barbata); wir verfolgten ihn manchmal, aber ohne Erfolg; er war zu scheu.

Auf der Vogeljagd hatten wir mehr Glück und schon am 7. Juni schossen wir so viele Grillummen, Möven, Eissturmvögel und Krabbentaucher, daß wir an diesem Tage unsere erste Mahlzeit von frischem Fleisch in diesem Jahre halten konnten. Das Fleisch dieser Vögel wird in der Regel nicht sehr hoch geschätzt; wir aßen es jedoch mit wahrem Wolfshunger und fanden, daß es

einen ausgezeichneten Geschmack hatte, besser als das zarteste junge Schneehuhn.

Eines Tages erschienen drei Möven und ließen sich in einiger Entfernung vom Schiffe nieder. Pettersen schoß zweimal nach ihnen, fehlte die Vögel, die aber ruhig auf dem Schnee sitzen blieben und ihn mit hochgespannter Bewunderung betrachteten. Endlich flogen sie davon, begleitet von verschiedenen Segenssprüchen des Jägers, der über sein Unglück, wie er es nannte, erbost war. Die Augenzeugen des Bombardements hatten eine andere Ansicht von dem „Unglück", und es regneten zahlreiche Scherze auf den armen Burschen herab, als er mit leerer Hand zurückkehrte.

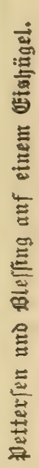
Pettersen wurde jedoch bald ein eifriger Sportsman und erklärte, eins der ersten Dinge, welche er nach der Rückkehr thun werde, sei, sich eine Vogelflinte zu kaufen. Er schien als Schütze einiges Talent zu haben, obwol er schwerlich, ehe er an Bord der „Fram" gekommen war, jemals einen Schuß abgefeuert hatte. Wie alle Anfänger mußte er sich mit einer hübschen Zahl von Fehlschüssen begnügen, ehe er so weit war, daß er das Ziel traf. Allein Uebung macht den Meister, und eines Tages errang er sich als Schütze unsere Achtung, als er thatsächlich einen Vogel im Fluge schoß. Dann aber folgten eine Zeit lang wieder „Unglücksfälle", sodaß er das Vertrauen auf seine Fähigkeit, das Vogelwild im Fluge zu tödten, verlor und sich für seine Geschicklichkeit weniger hochgesteckte Ziele suchte. Erst lange nachher kam die wirkliche Ursache vieler seiner schlechten Schüsse ans Licht. Ein Schelm, der geglaubt hatte, Pettersen richte zuviel Unheil unter dem Wild an, hatte in der Stille seine Patronen umgeladen, sodaß Pettersen während der ganzen Zeit mit Salz anstatt mit Blei geschossen hatte; das machte natürlich einen kleinen Unterschied.

Außer den genannten Thieren scheinen auch grönländische Haifische auf diesen Breiten vorzukommen. Als Hendriksen eines Tages den Speck von einigen Bärenhäuten entfernen wollte, die er vor

ungefähr einer Woche draußen in dem Kanal ins Wasser gehängt hatte, fand er, daß die beiden kleinsten Felle fast vollständig aufgezehrt waren, sodaß nur einige wenige Fetzen übrig waren. Es konnte kaum ein anderes Thier gewesen sein als der grönländische Hai, der uns diesen Streich gespielt hatte. Wir hingen einen großen Haken mit einem Stück Speck aus und versuchten einen von diesen Dieben zu fangen; es nutzte uns aber nichts.

Zu Anfang August waren der Steuermann und Mogstad eines Tages draußen auf dem Eise, um nach dem Kiel des Petroleumboots zu suchen, der dort vergessen worden war. Sie sagten, sie hätten frische Spuren von einem Bären gefunden, der um den Großen Hügel herumgetrottet sei. Es war jetzt schon fast ein Jahr her, seitdem wir zuletzt einen Bären in der Nachbarschaft gehabt hatten, und wir waren daher in sehr gehobener Stimmung über die Aussicht auf eine willkommene Veränderung in unserer Verpflegung. Lange Zeit jedoch hatten wir nichts als nur die Aussicht. Allerdings sah Mogstad bei dem Großen Hügel einen Bären, allein, da derselbe schon zu weit weg war, um mit ihm anzubinden, und auch rasch weiterlief, so wurde er nicht verfolgt. Es verfloß noch ein halbes Jahr, ehe uns wieder ein Bär einen Besuch abstattete, — es geschah dies erst am 28. Februar 1896.

Wie bemerkt, hatte die „Fram" seit der ersten Maiwoche in einer großen Eisscholle eingebettet gelegen, die täglich an Ausdehnung abnahm. In allen Richtungen bildeten sich Risse und entstanden neue Rinnen, oft, um sich schon nach wenigen Stunden wieder zu schließen. Wenn die Ränder des Eises mit fürchterlicher Gewalt gegeneinander krachten, wurden alle vorspringenden Spitzen abgebrochen und kleinere Schollen gebildet, die über- und untereinandergeschoben oder zu großen oder kleinen Hügeln aufgethürmt wurden. Diese stürzten, wenn der Druck aufhörte, wieder zusammen und brachen bei ihrem Falle große Schollen ab. Infolge dieser wiederholten Störungen nahmen die Risse in unserer Scholle beständig



Pettersen und Blessing auf einem Eishügel.

zu, insbesondere nach einer sehr heftigen Eispressung am 14. Juli, als sich Spalten und Rinnen quer durch die alte Eiskette an Backbord, sowie ganz nahe an der Seite des Schiffes bildeten, sodaß es eine Zeit lang aussah, als ob die „Fram" bald ins Wasser hinabgleiten würde. Für den Augenblick blieb das Schiff zwar in seinem alten Lager, jedoch drehte es sich während all dieser Störungen im Eise häufig nach verschiedenen Richtungen. Der Große Hügel, der seine Entfernung von dem Schiffe beständig vergrößerte, trieb ebenfalls sehr unregelmäßig, sodaß er einmal etwas ab, einmal gerade voraus war.

Am 27. Juli trat eine Pressung im Eise ein, wie wir sie, seitdem wir festgerathen waren, noch nicht erlebt hatten. In jeder Richtung bildeten sich weite Rinnen, und die Scholle, auf welcher die Schmiede sich befand, drehte sich beständig wie in einem Wirbelstrom herum, sodaß wir jeden Augenblick befürchteten, die ganze Werkstätte zu verlieren. Scott-Hansen und Bentsen, die bei der frischen Brise gerade eine Segelfahrt machen wollten, unternahmen es, die Schmiede mit allem Zubehör auf die Scholle zu schaffen, auf welcher wir lagen. Sie nahmen noch zwei Mann zur Hülfe mit, und es gelang ihnen mit vieler Mühe, die Sachen zu bergen. Zur selben Zeit zeigte sich eine heftige Störung im Wasser um das Schiff herum. Die „Fram" drehte sich mit der Scholle, sodaß der Bug bald West ½ Süden anstatt Nordwest anlag. Alle Mann waren eifrig beschäftigt, die Gegenstände, die wir auf die Schollen gebracht hatten, auf das Schiff zurückzuschaffen. Es geschah, obwol es keine unbedeutende Arbeit und infolge der starken Brise und der heftigen Bewegung der Schollen und Eisblöcke nicht ohne Gefahr für die Boote war. Die Scholle mit den Trümmern der Schmiede wurde in derselben Richtung wie der Große Hügel langsam fortgeführt und diente uns noch längere Zeit als eine Art Bake. Sie sah in der Ferne wie eine solche aus, da sie auf der Spitze gleichsam mit einer schwarzen Kappe gekrönt war, einem ungeheuern eisernen Topfe,

der dort das Unterste zu oberst lag. Den Kessel hatte ursprünglich Trontheim gekauft; er war in Chabarowa zugleich mit den Hunden an Bord gekommen und von jenem auf der Reise durch Sibirien zum Kochen des Futters für die Hunde gebraucht worden. Wir pflegten Speck und anderes Hundefutter darin aufzubewahren. Im Laufe seiner langen Dienstzeit hatte der Rost Löcher in den Boden gefressen; wir hatten den Topf daher kassirt und auf den Eisrücken in der Nähe der Schmiede geworfen. Er treibt vielleicht noch heute als Bake im Polarmeer umher, wenn er nicht vielleicht von einer Eskimofrau an der Ostküste von Grönland gefunden und in Besitz genommen worden ist.

Als die Sonne und das milde Wetter ihren Einfluß auf die Oberfläche des Eises und den Schnee ausübten, hob das Schiff sich täglich höher aus seinem Lager, sodaß am 23. Juli an der Backbordseite 3 ½ Planken von der aus Greenheart bestehenden Eishaut und an der Steuerbordseite 10 Planken freilagen. Am Abend des 8. August barst unsere Scholle an Backbord, und die „Fram“ änderte ihre Neigung von 7° nach Backbord auf 1½° nach Steuerbord, wodurch vier bezw. zwei Planken der Eishaut und elf Bugeisen frei wurden.

Ich fürchtete, daß die kleine Scholle, auf welcher wir jetzt eingebettet lagen, in der Rinne hinabtreiben könnte, falls das Eis sich noch mehr lockern sollte, und befahl daher dem Steuermann, das Schiff an der Hauptscholle zu vertäuen, wo noch viele von unseren Gegenständen lagen. Der Befehl wurde jedoch nicht schnell genug ausgeführt, und als ich eine halbe Stunde später an Deck kam, trieb die „Fram“ bereits den Kanal hinab. Sofort wurden alle Mann an Deck gerufen, und mit vereinten Kräften gelang es uns, das Schiff wieder an die Scholle zu holen und sicher zu vertäuen.

Da wir die „Fram“ gern vollständig aus dem Eisbett, in welchem sie so lange gelegen hatte, befreien wollten, so beschloß ich, den

Versuch zu machen, das Schiff loszusprengen. Am nächsten Tage, 9. August, zündeten wir daher um $7\frac{1}{2}$ Uhr abends eine Mine von ungefähr 3 Kilogramm Schießpulver an, die wir 2 Meter vom Heck unter der Scholle angebracht hatten. Als die Mine explodirte, erhielt das Schiff einen heftigen Stoß, jedoch blieb das Eis anscheinend unzerbrochen. Nunmehr entspann sich eine lebhafte Erörterung über das Sprengen. Die Mehrheit war der Ansicht, daß die Mine nicht kräftig genug gewesen sei; einer behauptete sogar, daß 20 oder 25 Kilogramm Pulver hätten verwendet werden müssen. Aber als wir noch in der hitzigsten Debatte waren, barst die Scholle plötzlich. Aus den Oeffnungen kamen große Eisklumpen unter dem Schiffe herauf, die „Fram“ erhielt am Heck einen starken Stoß von unten, hob sich vorn, begann schwer zu rollen, als ob sie die Eisfesseln abschütteln wollte, und sprang dann unter starkem Klatschen hinaus ins Wasser. Dabei hatte sie soviel Fahrt, daß eine der Bugtrossen riß; im übrigen ging der Stapellauf so glatt von statten, wie kein Schiffbauer ihn sich hätte besser wünschen können. Wir vertäuten das Heck an dem Rande des festen Eises mit Eisankern, die wir zu diesem Zwecke kürzlich geschmiedet hatten.

Scott-Hansen und Pettersen waren jedoch sehr nahe daran gewesen, ein kaltes Bad zu nehmen. Nachdem sie die Mine unter der Scholle angebracht hatten, legten sie sich mit dem Prahm dahinter, um die Zündschnur einzuholen. Als die Scholle barst, die „Fram“ ins Wasser setzte und der Rest der Scholle, sobald er von seiner Last im Gewicht von 600 Tonnen frei wurde, kenterte, befanden sich die beiden im Boot gerade inmitten des gefährlichen Wirbelstromes von Wasserwogen und Eisstücken in keiner angenehmen Lage; ihre Gesichter, namentlich dasjenige Pettersen's, als das Boot mit ihnen in dem Hexenkessel herumtanzte, waren sehenswerth.

Das Schiff hatte jetzt eine leichte Neigung nach Steuerbord ($\frac{3}{4}°$) und trieb beträchtlich leichter als vorher auf dem Wasser, da an Steuerbord drei Eichenplanken, an Backbord noch etwas mehr und



Sicherer Hafen: Die „Fram“ im Eise.



vorn neun Bugeisen frei lagen. Soweit wir sehen konnten, hatte das Schiff keinerlei Schaden gelitten, weder durch die vielen, gelegentlich heftigen Eispressungen, denen es ausgesetzt gewesen war, noch durch den neulichen Ablauf.

Der einzige Fehler am Schiffe war, daß es noch immer ein wenig leckte, sodaß wir häufig die Pumpen in Thätigkeit setzen mußten. Eine kurze Zeit war es in der That beinahe dicht, was uns glauben ließ, daß das Leck über der Wasserlinie sein müsse, doch fanden wir bald, daß wir uns in dieser Beziehung irren müßten, da das Schiff später mehr Wasser als je vorher zu ziehen begann.

Im übrigen lag das Schiff jetzt sehr gut, mit der Backbordseite an einem ebenen, ziemlich niedrigen Eisrande und einer offenen Rinne an Steuerbord. Letztere schloß sich bald; jedoch blieb noch eine schmale Oeffnung von ungefähr 200 Meter Länge und 120 Meter Breite. Ich wünschte nur, daß der Winter bald kommen möchte, damit wir in dieser günstigen Lage sicher einfrören. Es war jedoch noch zu früh im Jahre dazu, auch waren noch zu viel Pressungen im Eise, um das zu gestatten. Wir mußten noch manchen Kampf durchmachen, ehe die „Fram" sich in ihrem letzten Winterhafen festlegte.

Unsere Drift war in der zweiten Hälfte des Juni und während des größern Theils des Juli im ganzen befriedigend. Ich theile hier die folgenden Beobachtungen darüber mit:

Datum		Breite	Länge	Windrichtung
Juni	22.	84° 32′	80° 58′	N.
„	27.	84° 44′	79° 35′	N. z. O.
„	29.	84° 33′	79° 50′	ONO.
Juli	5.	84° 48′	75° 2′	SO.
„	7.	84° 48′	74° 7′	WSW.
„	12.	84° 41′	76° 20′	WSW.
„	22.	84° 36′	72° 56′	NNW.

Datum		Breite	Länge	Windrichtung
Juli	27.	84° 29′	73° 49′	SW. z. S.
„	31.	84° 27′	76° 10′	SW.
August	8.	84° 38′	77° 36′	NW.
„	22.	84° 9′	78° 47′	SW.
„	25.	84° 17′	79° 2′	O. z. N.
September	2.	84° 47′	77° 17′	SO.
„	6.	84° 43′	79° 52′	SW.

Wie aus dieser Zusammenstellung ersichtlich ist, kamen in der Driftrichtung nur verhältnißmäßig geringe Abweichungen nach Süden und Norden vor, während diejenigen nach Osten und Westen viel größer waren.

Vom 22. bis zum 29. Juni ging es rasch westwärts, dann im Anfang Juli wieder eine Strecke zurück, darauf ein paar Tage wieder schnell nach Westen, worauf eine rasche Rückdrift bis zum 12. Juli kam. Von diesem Tage bis zum 22. Juli trieben wir wieder tüchtig nach Westen, bis 72° 56′; von da ab herrschte aber die Rückdrift vor, die uns am 6. September auf 79° 52′ brachte oder ungefähr dieselbe Länge, von der wir am 29. Juni ausgegangen waren!

Während dieser Periode war das Wetter im ganzen schön und mild. Gelegentlich hatten wir etwas Schneetreiben und nassen Schnee, was uns drinnen zu bleiben zwang. Jedoch ärgerte uns das schlechte Wetter nicht sehr; im Gegentheil, wir warteten eifrig auf Veränderungen, namentlich wenn sie in uns die Hoffnung auf eine tüchtige Drift nach Westen und die Aussicht, bald aus unserm Gefängniß herauszukommen, wiederbelebten. Man darf das jedoch nicht so verstehen, als ob wir fürchteten, vor unserer Heimkehr noch einen weitern Winter im Eise zuzubringen. Wir hatten Proviant genug und was sonst noch nöthig war, um durch weitere zwei oder drei Polarwinter zu kommen, wenn dies nothwendig werden sollte, und wir hatten ein Schiff, zu dem wir im Hinblick auf die vielen Proben, denen es schon unterworfen worden war, das vollste Vertrauen



Bewegliche meteorologische Station.

besaßen. Wir waren sämmtlich wohl und gesund und hatten gelernt, uns immer näher aneinander anzuschließen.

Was Nansen und Johansen betraf, so hegte kaum einer von uns ernstliche Befürchtungen; so gefährlich ihre Reise auch war, besorgten wir doch nicht, daß sie den Mühseligkeiten unterwegs unterliegen und verhindert sein würden, Franz-Joseph-Land zu erreichen und, ehe das Jahr zu Ende war, nach Norwegen zurückzukehren. Im Gegentheil, wir freuten uns bei dem Gedanken, daß sie bald zu Hause sein und unseren Lieben erzählen würden, daß bei uns alles in Ordnung sei und alle Aussichten auf unsere Heimkehr im Herbst 1896 vorhanden seien. Es ist jedoch kein Wunder, daß wir ungeduldig wurden und Geist und Körper litten, wenn die Drift nur langsam war oder anhaltende Gegenwinde und die Rückdrift es höchst unwahrscheinlich machten, daß wir die Heimat zu der von uns erwarteten Zeit erreichen könnten.

Ferner war der wichtigste Theil unserer Mission bis zu einem gewissen Grade erfüllt. Es war keine Aussicht vorhanden, daß die Drift uns viel weiter nördlich bringen würde, als wir jetzt waren, und was zur Erforschung der Gegenden im Norden geschehen könnte, würde von Nansen und Johansen gethan werden. Unser Zweck war daher, den Instructionen von Dr. Nansen gemäß, offenes Wasser und die Heimat auf dem kürzesten Wege und in der sichersten Weise zu erreichen, wobei wir aber alles in unserer Macht stehende thun sollten, um die bestmöglichen wissenschaftlichen Resultate mit nach Hause zu bringen. Diese Resultate hatten wir, nach unseren Erfahrungen bis zu diesem Punkte zu urtheilen, beinahe schon so gut wie erzielt, indem wir nämlich, während wir nach Westen trieben, festgestellt hatten, daß das Polarmeer seinen Charakter, dieselben Tiefen, dieselben Eisverhältnisse und dieselben Strömungen fast unverändert beibehielt. Keine Inseln, Felsen, Untiefen und noch weniger ein Festland schienen in der Nähe unsers oft unregelmäßigen Kurses zu sein; wohin man blickte, überall dieselbe einförmige und öde, mehr oder weniger zer-

rissene Eisfläche, die uns festhält und mit sich führt, wir mögen wollen oder nicht. Unsere wissenschaftlichen Beobachtungen wurden ununterbrochen so regelmäßig und genau wie möglich fortgesetzt und umfaßten außer den gewöhnlichen meteorologischen Aufzeichnungen, Lothungen, das Messen der Stärke des Eises, Aufnahme der Länge und Breite, das Messen der Temperatur des Meeres in verschiedenen Tiefen, die Bestimmung des Salzgehalts, das Sammeln von Proben der Meeresfauna, magnetische und elektrische Beobachtungen u. s. w.

Drittes Kapitel.

Vom 15. August 1895 bis 1. Januar 1896.

Mit dem Steigen der Temperatur wurde die Oberfläche des Schnees täglich schlechter, sodaß sie sich nur selten zu Schneeschuhfahrten eignete; selbst auf Schneereifen war es sehr schwer weiterzukommen, da der Schnee so weich war, daß wir fast bis an die Knie einsanken. Hin und wieder, selbst noch im Juli, war die Oberfläche einen Tag tauglich, und wir benutzten diese Gelegenheiten zu kurzen Jagd- und ähnlichen Ausflügen. Dann wurde die Schneefläche aber wieder so schlecht wie je, und als ich eines Tages auf das Eis hinaus mußte, um eine angeschossene Möve zu holen, war der Schnee so weich, daß ich beständig bis zur Brust einsank. Ehe ich den Vogel erreichen konnte, kam die ganze Meute Hunde herangeschossen, bekam ihn zu fassen und tödtete ihn. Einer der Hunde nahm den Vogel ins Maul, und nun entspann sich ein wilder Wettlauf zwischen ihm und den anderen. Endlich kehrte die Meute wieder nach der Rinne im Eise zurück, ich paßte die Gelegenheit ab und riß ihnen den Vogel fort. Die Beute war ziemlich theuer zu stehen gekommen, da ich von der Quälerei durch den bodenlosen Schneesumpf vollständig erschöpft und durch und durch naß war.

Unsere Hauptbeschäftigung war noch immer die Arbeit an den Schlitten und Kajaks. Die Schlitten, die von dem Großen Hügel, wo sie den ganzen Winter gelegen hatten, sämmtlich an Bord gebracht waren, wurden reparirt und mit Kufen versehen. Am 16. Juli befanden sich alle, acht Hand- und zwei Hundeschlitten, in gutem Zustande.

Die Kajaks, an denen wir lange Zeit gearbeitet hatten, waren ungefähr um dieselbe Zeit vollendet. Wir hatten jetzt insgesammt fünf Doppelkajaks und ein Einzelkajak; das letztere hatte ich angefertigt, es wog 15 Kilogramm. Sämmtliche Kajaks wurden in der offenen Rinne probirt und erwiesen sich als fest und wasserdicht. Sowol sie als auch die Schlitten wurden an den Davits aufgehißt, um sie im Falle der Noth jeden Augenblick herablassen zu können.

Das Petroleumboot, das uns in seinem jetzigen Zustande von keinem Nutzen war, wurde von dem Großen Hügel herbeigebracht und in Stücke zerlegt. Es war aus ausgesuchtem Ulmenholz gebaut; ein paar Planken davon wurden sofort als Kufen für diejenigen Schlitten verwendet, die wegen Mangel an Material noch nicht damit ausgerüstet waren.

Auch die Apotheke, die gleichfalls in dem Depot auf dem Großen Hügel gelegen hatte, wurde herbeigeholt und in einem der Großboote verstaut, das wir auf den Eisrücken ganz nahe dem Schiffe gesetzt hatten. Der Inhalt hatte keinen Schaden genommen, und es war trotz des Frostes nichts gesprungen, obwol sich in der Kiste mehrere Arzneien befanden, die nicht mehr als 10 Procent Alkohol enthielten.

Auch mit der Auswahl und dem Abwiegen des Proviants und der Vorräthe für elf Mann und eine siebenzigtägige Schlittenreise sowie für einen sechsmonatigen Aufenthalt auf dem Eise waren wir beschäftigt. Welcher Art und von welchem Gewicht dieser Proviant war, ergibt sich aus folgender Zusammenstellung:

Proviant für 11 Mann für eine siebenzigtägige Schlittenreise.

	Kilogramm
Cadbury-Chocolade, 5 Kisten à 22 Kilogramm	110
Fleisch-Chocolade	$11^1/_2$

	Kilogramm
Weizenbrot, 16 Kisten à 20 Kilogramm	320
Dänische Butter, 12 Büchsen à 12½ Kilogramm	150
Citronensafttafeln	1
Vaage's Fischmehl	22½
Viking-Kartoffeln, 3 Büchsen à 12 Kilogramm	36
Knorr'sche Erbsensuppe	2½
„ Linsensuppe	2½
„ Bohnensuppe	2½
Bovril, 2 Kisten	47
Bril-Speise, 1 Kiste	22
Hafermehl, 1 Kiste	36
Molkenpulver, 1 Kiste	22½
Aleuronatbrot, 5 Kisten à 22½ Kilogramm	112½
Pemmikan, 6 Kisten	154
„ 7 Säcke	269
Leber, 1 Sack	46
Gesammtgewicht: Kilogramm	1367½

Außerdem Salz, Pfeffer und Senf.

Proviant für 11 Mann für einen sechsmonatigen Aufenthalt auf dem Eise.

	Kilogramm
Gebratenes und gekochtes Fleisch, 14 Kisten à 32½ Kilogramm	455
Gehackte Fleischstücke, 3 Kisten à 22½ Kilogramm	67½
Corned Beef, 3 Kisten à 38 Kilogramm	114
Gepreßter Schinken, 3 Kisten à 38 Kilogramm	114
Büchsen-Hammelfleisch, 17 Dosen à 2¾ Kilogramm	46½
Brot, 37 Kisten à 22½ Kilogramm	832½
Knorr'sche Suppen, diverse, 2 Kisten à 25½ Kilogramm	51

	Kilogramm
Gemüse: weißer Kohl; getrocknete Suppenkräuter; getrocknete Gemüse	27
Mehl, Zucker, 3 Kisten à 18 Kilogramm	54
Hafermehl, 4 Kisten à 36 Kilogramm	144
Grütze, 4 Kisten à 36 Kilogramm	144
Preißelbeeren, 2 Kisten à 4 1/2 Kilogramm	9
Margarine, 20 Töpfe à 12 1/2 Kilogramm	250
Frühstücks-Zunge, 1 Kiste	9
Dänische Butter, 2 Kisten	152
Stearinlichter, 5 Kisten	90
Conservirte Fische, 1 Kiste	10
Maccaroni, 1 Kiste	22 1/2
Viking-Kartoffeln, 4 Kisten	94
Vaage's Fischmehl, 2 Kisten	90
Frame-Food-Gelée, 1 Topf	96
Marmelade, 1 Topf	24 1/2
Citronensaft-Gelée, 1 Topf	24 1/2
Cadbury-Chocolade, 3 Kisten	67 1/2
Milchhaltiger Cacao, 1 Kiste	8
Milch, 10 Kisten à 48 Dosen	218
Thee, 1 Kiste	9
Englischer Pemmikan, 13 Kisten	342
Dänischer Pemmikan, 1 Kiste	31
Getrockneter Leberteig, 3 Kisten	92 1/2
Vril-Speise, 5 Kisten	94

Außerdem 2 Kisten Salz, 1 Kiste Senf und 1 Kiste Pfeffer.

Als alle Vorräthe vorbereitet und verpackt waren, wurden sie provisorisch an bestimmten festen Stellen auf dem Vorderdeck unter dem Zeltdach verstaut. Ich wollte sie erst später im Jahre oder dann, wenn die Umstände es erforderlich machten, auf das Eis bringen lassen.

Von Kohlen hatten wir noch Ueberfluß, ungefähr 100 Tonnen; nach meiner Berechnung würden 20 Tonnen ungefähr für den Verbrauch von sechs Monaten auf dem Eise ausreichen. Wir füllten daher Bütten, Fässer und Säcke mit diesem Quantum und schafften sie auf das Eis, desgleichen auch 650 Kilogramm Kartoffeln in Blechkisten, etwa 200 Liter Petroleum, 400 Liter Gasöl und 150 Liter Theeröl.

Da das Schiff noch immer tief beladen war, wollte ich es soviel wie möglich erleichtern, sofern dies bewerkstelligt werden konnte, ohne irgendwelche von den Vorräthen, die ausgeladen werden mußten, einer Gefahr auszusetzen. Nachdem die abgenutzte Windmühle fortgenommen worden war, hatten wir natürlich auch keine Verwendung mehr für die Batterie und die Dynamomaschine. Wir zerlegten daher den ganzen Apparat in Stücke und packten ihn mit den Lampen, Kugeln und allem sonstigen Zubehör ein. Dasselbe geschah mit dem Petroleummotor. Auch das Göpelwerk wurde auseinandergenommen und nebst einer Partie schwerer Gegenstände auf das Eis gebracht. Ein Großboot war schon früher ausgesetzt worden; jetzt nahmen wir auch das andere aus den Davits und schafften es nach dem Großen Hügel hinauf. Als dieser aber kurze Zeit darauf eine tüchtige Strecke von uns forttrieb, holten wir das Boot mit allem Uebrigen, was sonst noch auf dem Hügel lag, zurück und schafften es nach der großen Scholle, an welcher wir vertäut lagen — unserm „Gut", wie wir sie zu nennen pflegten. Oben auf den Davits bis hinter zum Halbdeck stellten wir aus Planken eine Plattform her, wo die Schlitten, Kajaks und andere Gegenstände während des Winters aufbewahrt werden sollten.

Am 22. Juli setzten wir unsere Tiefseelothungen fort und nahmen an diesem Tage zwei derselben vor, die eine bis auf 2500 Meter, die andere bis auf 3000 Meter, ohne in beiden Fällen Grund zu bekommen. Um ganz sicher zu sein, daß die Leine auch untersank, ließen wir sie sehr langsam auslaufen, sodaß wir $2^1/_4$ Stunden brauchten, um die Tiefe von 3000 Meter zu erreichen. Am 23.

lotheten wir wieder zweimal, das erste mal bis 3400 Meter, ohne Grund zu finden, beim zweiten mal bekamen wir in 3800 Meter Grund. Es dauerte $2^1/_2$ Stunden, um die Leine bis zur letztern Tiefe hinabzulassen. Endlich nahmen wir am 24. Juli wieder eine Lothung von 3600 Meter vor, ohne Grund zu finden, und schlossen daher auf eine Tiefe von 3700—3800 Meter.

Am 7. Juli ruderte der Doctor mit dem Prahm hinaus, um Algen zu suchen, kam aber mit leeren Händen zurück. In diesem Sommer waren merkwürdig wenig Algen zu finden, auch schien nicht soviel thierisches Leben im Wasser zu sein als im vorigen Jahre.

Nachdem die „Fram" frei geworden war, hatte sie einige Tage eine sehr gute Lage in dem Teiche; in der Nacht des 14. August trieb aber ein hoher Eisblock in der Rinne herab, die sich jetzt ein wenig erweitert hatte, und klemmte sich zwischen der Schiffsseite und dem äußern Rande des Teiches fest, sodaß dieser jetzt vollständig gesperrt war. Da wir diesen unbequemen und gefährlichen Koloß nicht gern so nahe an unserer Seite haben wollten, im Falle, daß wir den ganzen Herbst und Winter an derselben Stelle bleiben sollten, beschlossen wir, ihn wegzusprengen. Scott-Hansen und Nordahl nahmen dies sofort in die Hand und führten das Werk nach mehrtägiger Arbeit aus.

Am Sonnabend, 17. August, trat nachmittags plötzlich eine ziemlich starke Eispressung um uns herum ein. Im Laufe weniger Minuten wurde die „Fram" mit dem Heck 30 und mit dem Bug 40 Centimeter in die Höhe gehoben. Ohne Geräusch und ohne sich im mindesten überzulegen, wurde das schwere Schiff rasch und leicht, als ob es eine Feder gewesen wäre, höher gehoben, ein Schauspiel, das ebenso eindrucksvoll war, als es beruhigend wirkte.

Am nächsten Tage lockerte sich das Eis wieder etwas, und das Schiff lag aufs neue flott. So blieb es bis zum Morgen des 21. August, als eine neue starke Eispressung begann. Das Schiff befand sich jetzt in einer sehr schlechten Lage, mit einem hohen Hügel

auf jeder Seite, welche es in einer Länge von 9 Meter einklemmten und 20—25 Centimeter in die Höhe schraubten. Doch hörte die Pressung schon nach ungefähr einer halben Stunde auf, worauf die „Fram" wieder in ihre alte Lage zurücksank.

Sobald sich Anzeichen von Eispressung zeigten, versuchten wir stets, das Schiff soweit wie möglich von dem bedrohten Punkte fortzuziehen, was uns gelegentlich gelang. Allein bei dem stürmischen Wetter mit südlichen Winden, das um diese Zeit herrschte, war es oft ganz unmöglich, das Schiff in Bewegung zu bringen, da es mit seiner schweren Takelung und dem hohen Zeltdach vorn dem Winde eine zu große Fläche bot. Unsere vereinten Kräfte waren oft nicht im Stande, das Schiff nur um einen Centimeter zu bewegen, und beständig brachen die Eisanker, Vertäuungen und Verholtrossen.

Am 22. August gelang es uns endlich, das Schiff ein wenig weiter zu verholen, sodaß wir hoffen konnten, dem Eisdruck zu entgehen, wenn das Eis wieder zu pressen beginnen sollte. Als es bald nachher lockerer und auch zerstückelter wurde als vorher, machten wir nochmals den Versuch, das Schiff etwas weiterzuholen. Jedoch mußten wir ihn bald aufgeben, weil zwischen den beiden großen Schollen nicht Raum genug war. Wir lagen nun bis zum 2. September an derselben Stelle, während beständig ein halber Sturm aus Südwest mit hin und wieder starkem Regen wehte. Am Abend des 30. August hatten wir eine schwere Regenböe, die die Eisbedeckung der Takelung löste und einen fürchterlichen Spektakel verursachte, wenn die Eisstücke klappernd auf das Deck, das Deckshaus und das Zeltdach herunterstürzten.

Unser „Gut" wurde um diese Zeit von Wind, Regen, Eisdruck und anderen ähnlichen wackeren Arbeitern gründlich gepflügt, geeggt und drainirt. Dann kam die langweilige Arbeit, die Gegenstände aus dem Schiffe zu schaffen, was das Zerschneiden und Parcelliren fast des ganzen „Gutes" nöthig machte, sodaß, was für uns frei blieb, knapp und beschränkt genug war.

Das auf diese Weise verkleinerte „Gut“ bildete jetzt eine annähernd länglich-viereckige Scholle mit der längern Seite von Ost nach West, rings von mehr oder weniger offenen Spalten und Rinnen umgeben. Die „Fram“ lag an der Nordseite in der Nähe der Nordostspitze mit dem Bug nach Westen vertäut. Unmittelbar hinter dem Schiffe, von der Spitze nur durch eine schmale Rinne getrennt, lag eine große Scholle, auf welcher außer anderen Dingen ein Theil unseres Kohlenvorraths lagerte. In weiter Ferne nach Westen trieb noch immer der Große Hügel.

Während die übrigen Seiten des „Gutes“ ungefähr geradlinig waren, bildete die Ostseite einen concaven Bogen oder eine Bai, die ein ausgezeichnetes Winterlager für die „Fram“ bot. Jedoch war keine Möglichkeit vorhanden, das Schiff dort hineinzubringen, solange der Kanal zwischen dem „Gut“ und der Scholle nach Osten hin geschlossen blieb. Spät am Nachmittage des 2. September lockerte sich das Eis endlich so viel, daß wir einen Versuch machen konnten. Mit Hülfe unsers Geschirrs gelang es uns, die „Fram“ eine Schiffslänge nach Osten zu holen; doch war es unmöglich, sie für den Augenblick noch weiter zu bringen, da das neue Eis bereits ziemlich dick (die Temperatur war nachts — 5° C.) und auch schon ziemlich stark zusammengeschoben war. Es nutzte auch nichts, die Eissäge in Gang zu setzen und einen Kanal zu schneiden, da das Schlammeis so tief war, daß wir die Bruchstücke nicht zur Seite oder untereinander schieben konnten.

Am nächsten Tage begann ein halber Sturm aus Südosten mit Regen, doch nahm der Wind um 6 Uhr ab und ging nach Süden herum, und um 8 Uhr fing das Eis um die Rinne herum an, sich ziemlich stark zu lockern. Da wir jetzt mehr Platz hatten, machten wir beim Hauen eines Weges durch das neue Eis gute Fortschritte, und vor Mitternacht hatten wir die „Fram“ in die Bai geholt und im Winterhafen vertäut, von dem wir alle hofften, daß es der letzte sein möchte.

Als Nansen und Johansen aufbrachen, hatten sie uns sieben Hunde zurückgelassen, die Hündin „Sussi“ und die sechs jüngsten Hunde: „Kobben“, „Snadden“, „Bella“, „Skvint“, „Axel“ und „Boris“. Am 25. April brachte „Sussi“ 12 Junge zur Welt. Wir hatten auf Deck einen behaglichen kleinen Stall für sie hergestellt und ihn mit Renthierfellen ausgefüttert. Pettersen kam morgens herunter und erzählte uns, „Sussi“ laufe winselnd und heulend umher, weshalb Mogstad und ich hinaufgingen und sie in den Stall einschlossen, wo sie sofort ein Junges zur Welt brachte. Als der Nachmittag kam und wir sahen, daß unsere Gemeinde immer mehr Bürger bekam, befürchteten wir, daß die Mutter nicht im Stande sein würde, den Wurf warm zu halten, und brachten daher die ganze Familie in den Salon. Sämmtliche Junge waren groß und hübsch, die meisten ganz weiß; sie sahen aus, als ob sie richtige kleine „Bjelkier“ werden würden, wie die Samojeden die weißen Hunde nennen. Sie wuchsen und gediehen als Kajütspassagiere ausgezeichnet und wurden von jedem verzogen; nachdem sie einen Monat ihr Heim im Salon gehabt hatten, brachten wir sie nach dem vorstehend erwähnten Stall auf Deck. Nachdem sie ein paar Wochen dort gewesen waren, schien es, als ob sie plötzlich zu wachsen aufhörten, obgleich sie beständig mit rohem Bärenfleisch, Milch und den Fleischabfällen von unserer Tafel gefüttert wurden. In der zweiten Augustwoche verendeten zwei der Jungen an Krämpfen. Ein drittes gelang es dem Doctor vermittelst warmer Bäder und sorgsamer Pflege zu retten. Gegen Ende des Monats wurde wieder eins von den Jungen von Krämpfen ergriffen und verendete, obwol es ebenfalls mit warmen Bädern behandelt wurde und behaglich untergebracht gewesen war, erst im Salon und dann im Arbeitsraum.

Als im Anfang September die häufigen Regengüsse es im Stalle und auf Deck sehr feucht und unbehaglich machten, bauten wir draußen auf dem Eise einen Hundestall mit einer Persenning als Dach und einem Fußboden aus Planken, auf denen reichlich Spähne

ausgestreut waren. Während des Baues ließen wir die ganze Hundemeute auf das Eis hinaus. Allein nachdem sie etwa eine halbe Stunde umhergespielt hatten, bekamen die Jungen eins nach dem andern Krämpfe; diese Anfälle gingen jedoch schnell vorüber. Wir überschütteten die Hunde mit Seifenwasser und brachten sie dann in ihrem neuen Heim unter.

Als die Jungen älter wurden, mußten wir sie scharf beobachten, wenn wir sie auf das Eis hinaus ließen. Sie spielten und tummelten sich in solch unbändiger Freude umher, daß es oft vorkam, daß der eine oder andere von ihnen ins Wasser fiel und von dem derzeitigen Hundeinspector, oder wer sonst gerade zur Hand sein mochte, mit Mühe wieder herausgefischt werden mußte. Außerdem gewannen sie auch bald Geschmack an längeren Excursionen und folgten unseren Spuren weit hin über das Eis.

Eines Tages waren der Doctor und ich hinausgegangen, um photographische Aufnahmen zu machen. In beträchtlicher Entfernung von dem Schiffe trafen wir auf einen großen Süßwasserteich, auf dessen einladendem, spiegelglattem Eise wir eine kurze Rast hielten. Während wir gemächlich lagen und plauderten, sahen wir „Kobben" uns nachkommen. Sobald er uns erblickte, blieb er stehen und wunderte sich, was für merkwürdige Geschöpfe wir sein könnten. Als wir aber auf allen Vieren zu ihm hinzukriechen begannen, fand „Kobben" aus, wozu er die Beine habe. Er machte sich auf den Rückweg und rannte, als ob es sein Leben gälte; und selbst als wir zum Schiffe zurückkamen und mehrere der anderen jungen Hunde uns entgegenliefen und uns erkannten, war das arme Geschöpf noch von so panikartiger Furcht ergriffen, daß es eine ganze Weile dauerte, ehe es uns nahezukommen wagte.

Am 28. September verloren wir wieder einen der jungen Hunde; er wurde von Krämpfen befallen und lag den ganzen Tag winselnd und heulend umher. Im Laufe des Abends wurde er an der einen Seite gelähmt, und da keine Hoffnung war, ihn zu retten, so machten

wir seinen Leiden ein Ende. Es war traurig anzusehen, wie die hübschen kleinen Thiere litten, wenn die Krämpfe sich einstellten.

Am 9. October bekam „Skvint" Junge. Aber da das junge Thier sie in der so kalten Jahreszeit nicht hätte groß ziehen können, ließen wir ihr versuchsweise nur ein Junges; die übrigen wurden sofort getödtet. Eine Woche darauf warf „Sussi" zum zweiten male, zwei Hunde und neun Hündinnen. Wir ließen ihr die beiden männlichen und ein weibliches Junges.

Es erwies sich nicht als rathsam, die beiden Mütter mit ihren Familien in demselben Stalle zu halten. Wenn eine von ihnen einen Augenblick hinauslief, nahm die andere sofort alle Jungen unter ihre Obhut, und es entstand eine allgemeine Beißerei, sobald die erstere wiederkam und ihr Eigenthum zurückverlangte. Aehnliches mußte ohne Zweifel auch in einer Nacht mit „Skvint" passirt sein, die Mogstad morgens vor der Thür des Stalles liegend und so fest an das Eis gefroren fand, daß es uns sehr viel Mühe kostete, sie wieder los zu bekommen. Sie muß eine nichts weniger als angenehme Nacht — das Thermometer war bis auf — 33° C. gefallen gewesen — gehabt haben; der Schweif war an eins der Hinterbeine festgefroren, sodaß wir den Hund in den Salon hinab nehmen mußten, um ihn wieder aufzuthauen. Um solchen Mißgeschicken vorzubeugen, ließ ich ihr eine getrennte Villa bauen, wo sie mit ihrem Kinde in Frieden leben konnte.

Als Mogstad eines Abends die jungen Hunde für die Nacht unterbrachte, fehlten zwei von ihnen. Hendriksen und ich machten uns sofort mit Laternen und Büchsen auf, um nach ihnen zu suchen. Wir glaubten, es sei ein Bär in der Nähe, da wir schon früher am Tage auf dem Eise östlich vom Schiffe viel Gebell gehört hatten; jedoch konnten wir keine Fährte finden. Nach dem Abendessen gingen wir zu Fünf, alle mit Laternen, nochmals auf die Suche. Nachdem wir eine Stunde lang an den Rinnen entlang und zwischen den Eisrücken gesucht hatten, fanden wir die Thiere endlich an der andern

Seite einer neuen Rinne. Obwol das junge Eis auf derselben stark genug war, um sie zu tragen, waren sie, nachdem sie ins Wasser gefallen waren, so furchtsam, daß sie nicht zu uns herüberzukommen wagten und wir einen weiten Umweg machen mußten, um sie zu holen.

Um Mitte December nahmen wir die jüngsten der jungen Hunde an Bord, da sie jetzt groß geworden waren und reißaus nahmen, wenn man sie nicht sehr sorgfältig bewachte. Das Fallreep wurde bei Nacht offen gelassen, sodaß die Mütter vom Eise zu ihnen kommen konnten, wenn sie wollten.

Was das Temperament anlangte, so bestand zwischen der Generation Hunde, die wir ursprünglich an Bord genommen hatten, und denen, die wir jetzt besaßen, ein großer Unterschied. Während die ersteren große Kämpfer waren und einander beständig befehdeten, oft bis zum Tode, waren die letzteren äußerst ruhig und wohlerzogen, aber wild und wüthend genug, wenn es auf die Verfolgung eines Bären ging. Hin und wieder entstand ein kleiner Streit unter ihnen. „Axel“ war der schlimmste von allen. Kurz vor Weihnachten machte er plötzlich einen wüthenden Angriff auf den harmlosen „Kobben“, gegen den er einen Groll hegte. Er bekam aber mehrere male zum Abendbrot ein Tauende zu kosten, und das verbesserte seine Manieren ganz erstaunlich.

Während der ersten Hälfte September war das Wetter sehr unbeständig, mit vorherrschend westlichen und südwestlichen Winden, ziemlich viel Regen und Schnee und häufigen Störungen im Eise. Die Kälte bei Nacht, die manchmal — 10° oder — 11° C. erreichte, machte das junge Eis bald stark genug, um einen Mann zu tragen, ausgenommen am Heck des Schiffes, wo aller Schmutz über Bord geworfen wurde. Hier war das Eis sehr stark zerstückelt und bildete dicken Schlamm, der überfroren war, aber so dünn, daß er kein größeres Gewicht trug. Daher kam es, daß drei Mann an einem Tage, einer nach dem andern, an derselben verrätherischen Stelle eine Taufe erhielten.

Der erste war Pettersen. Er sollte um das Heck herumgehen, um nach der an der Backbordseite des Schiffes hängenden Logleine zu sehen; allein noch ehe er soweit kam, brach er durch das Eis. Kurz nachher passirte Nordahl dasselbe, und eine halbe Stunde später war Bentsen an der Reihe, hineinzufallen. Er gerieth bis an den Hals ins Wasser, tauchte aber sofort wie ein Kork wieder auf und kletterte, ohne sich einen Augenblick aufzuhalten, wacker auf den Rand des Eises hinauf. Die Beobachtung der Logleine mußte verschoben werden, bis an Bord großes Wechseln und Trocknen der Kleider stattgefunden hatte.

Am 15. September lockerte sich das Eis so sehr, daß zwischen uns und dem Großen Hügel ein richtiger kleiner See lag. Am nächsten Tage war das Eis noch immer so unruhig, daß wir ernstlich daran denken mußten, die Gegenstände, die wir dort noch liegen hatten, zurückzuholen. Gegen Mittag unternahm ich einen Gang nach dem Hügel hinüber, um einen geeigneten Transportweg zu suchen, und entdeckte auch einen ganz ausgezeichneten. Aber als ich einige Stunden später mit Leuten und Schlitten aufbrach, um die Sachen zu holen, hatten sich um das „Gut" so viele Rinnen geöffnet, daß wir den Versuch für diesen Tag aufgeben mußten. Während des ganzen September und bis weit in den October hinein waren fast immer Pressungen im Eise. Es bildeten sich auf allen Seiten neue Gassen, darunter einige nahe beim Schiffe. Unser Winterhafen erwies sich als ausgezeichnet. In der Bai, wo die „Fram" vertäut lag, zeigte sich nur sehr wenig Bewegung, dank dem neuen Eise, das wir hier um uns herum hatten und dessen Druck nur ganz unbedeutend war. Rasch war es zertrümmert und die Bruchstücke über- und untereinander geschoben, während die beiden festen Spitzen der Bai die Hauptangriffe auszuhalten hatten. Ein- oder zweimal schien es, als ob die „Fram" wieder flott werden würde, ehe der Winter sie endgültig in seine Eisfesseln schlug. Am 25. October lockerte sich das Eis in der uns am nächsten liegenden Rinne so sehr, daß das Schiff vom Heck

bis zu den Fockrüsten frei lag; allein bald darauf schob sich das Eis wieder zusammen, sodaß das Schiff aufs neue fest eingefroren war. Der stärkste Eisdruck fand am 26. und 27. October statt, doch wurde das Schiff nicht sehr heftig angegriffen. Die Eispressungen sind jedoch im Winter noch unangenehmer wegen des betäubenden Lärms, den sie machen, wenn das Eis gegen die Schiffsseite geworfen wird. Ganz anders ist es im Sommer, wenn das Eis zäher und elastischer ist und die Pressung ruhig vor sich geht.

Nach dem 1. November trat eine friedlichere Periode ein; die Pressungen hörten fast vollständig auf, die Kälte nahm zu, der Wind blieb östlich, und wir trieben während des Restes des Jahres in stetigem Tempo nach Norden und Westen.

Während des Herbstes hatte die Drift unsere Geduld auf eine schwere Probe gestellt. Infolge der vorherrschenden westlichen Winde setzte sie stetig nach Osten, und vergeblich blickten wir Tag für Tag nach einer Veränderung aus. Das Einzige, was unsere Stimmung aufrecht erhielt, war die Kenntniß, daß, wenn wir rückwärts gingen, dies nur langsam, manchmal nur sehr langsam war. Selbst mehrere Tage anhaltender westlicher Wind brachte uns nicht so weit nach Osten, daß nicht ein oder zwei Tage günstiger Wind es uns ermöglicht hätten, das was wir verloren hatten, mehr als einzuholen.

Der 22. September war der zweite Jahrestag unsers Einfrierens, und dieses Ereigniß wurde abends mit einer kleinen Festlichkeit gefeiert. Wir hatten allen Grund, mit der Drift des zweiten Jahres zufrieden zu sein, da wir beinahe doppelt so weit vorwärtsgekommen waren wie im ersten Jahre, und wenn das so anhielt, dann konnte kaum ein Zweifel sein, daß wir im Herbste 1896 aus dem Eise frei kommen würden.

Wie man aus der nachstehenden Tabelle ersehen wird, brachte der 22. September uns noch eine bemerkenswerthe Wendung zum Bessern. An diesem Tage setzte die Winterdrift allen Ernstes ein, die dann ohne Unterbrechung während des Restes des Jahres anhielt,

sodaß wir an diesem Tage bis zur zweiten Woche im Januar von 82° 5′ nach 41° 41′ östlicher Länge getrieben sind.

Datum	Breite	Länge	Windrichtung
6. September 1895	84° 43′	79° 52′	SW.
11. „ „	84° 59′	78° 15′	O.
22. „ „	85° 2′	82° 5′	Windstille
9. October „	85° 4′	79° 30′	O.
19. „ „	85° 45′	78° 21′	O. z. N.
25. „ „	85° 46′	73° 25′	NO.
30. „ „	85° 46′	70° 50′	NNN.
8. November „	85° 41′	65° 2′	O.
15. „ „	85° 55,5′	66° 31′	ONO.
25. „ „	85° 47,5′	62° 56′	NO. z. N.
1. December „	85° 28′	58° 45′	O.
7. „ „	85° 26′	54° 40′	NO.
14. „ „	85° 24′	50° 2′	Windstille
21. „ „	85° 15′	47° 56′	NO.
28. „ „	85° 24′	48° 22′	NW.
9. Januar 1896	84° 57′	41° 41′	N.

Am 11. October holten wir die Logleine ein und schlugen gerade hinter dem Heck ein neues Loch dafür ins Eis. Bis dahin hatte das Log nur 100 Meter Leine gehabt; jetzt gaben wir ihm 300 Meter.

Nach Mitte September nahm die Kälte stetig zu, wie die folgenden Beobachtungen zeigen.

Datum	Minimum-Temperatur
18. September 1895	— 12,5° C.
26. „ „	— 24,0 „
19. October „	— 30,0 „
5. November „	— 32,2 „
9. „ „	— 38,3 „
22. „ „	— 43,6 „
31. December „	— 44,6 „

Das Wetter war während der letzten drei Monate des Jahres 1895 in der Regel schön mit klarer Luft und leichten Winden; nur hin und wieder (z. B. am 29. October und am 11., 26. und 27. November) frischte der Wind bis zu einem halben Sturme auf mit einer Geschwindigkeit bis zu 15,7 Meter in der Secunde.

Anfang September fanden wir, daß die „Fram" immer mehr Wasser zog, sodaß wir jeden Tag eine tüchtige Arbeit hatten, das Schiff auszupumpen und auszuschöpfen. Vom 23. an nahm das Leck jedoch stetig ab, und in der zweiten Octoberwoche war der Maschinenraum ganz wasserdicht. Das Schiff leckte indeß im Hauptraum noch ein wenig; allein auch hier hörte das Lecken bald auf, nachdem das Wasser in den Schiffsseiten gefroren war. Im übrigen benutzten wir unsere Zeit zu allerlei Arbeiten im Schiffe, indem wir das Eis im Raume abschlugen und entfernten, verschiedene Gegenstände reinigten, in Ordnung brachten u. s. w.

Erst am 23. September gestattete der Zustand des Eises, unsere Absicht auszuführen, die Gegenstände von unserm Großen Hügel zurückzuholen. Die Fläche war an diesem Tage für die Schlitten mit Neusilberkufen ausgezeichnet, wohingegen hölzerne Kufen ziemlich schwer glitten. Wir hatten außerdem auch hier und dort einige Verbesserungen des Weges vorgenommen, sodaß der Transport der Sachen leicht und schnell von statten ging. Insgesammt brachten wir 36 Kisten mit Hundekuchen und vier Kannen Petroleum nach dem Schiffe zurück. Am nächsten Tage holten wir, was zurückgeblieben war, und stapelten alles in der Nähe des Schiffes auf dem Eise auf.

Am 16. September begaben sich Scott-Hansen und Nordahl an die Vorbereitungen zum Baue eines geeigneten Hauses für ihre magnetischen Beobachtungen. Ihr Baumaterial bestand aus großen Blöcken neuen Eises, die sie auf Schlitten stapelten und mit Hülfe der Hunde nach der von ihnen ausgesuchten Baustelle fuhren. Abgesehen von einer oder zwei Versuchsfahrten, die Scott-Hansen vorher mit den Hunden gemacht hatte, war dies das erste mal, daß sie als

Zugthiere verwendet wurden. Sie zogen gut, und die Fahrt ging ausgezeichnet. Das Haus wurde aus behauenen Eisblöcken gebaut, die nach innen etwas schräg abfallend übereinander aufgestellt waren, sodaß es nach der Vollendung einen compacten runden Eisdom bildete, einem finnischen Zelte nicht unähnlich. Ein bedeckter Gang aus Eis mit einer hölzernen Klappe als Thür führte in das Haus hinein.

Als das Observatorium vollendet war, gab Scott-Hansen einen Einzugsschmaus, zu welcher Gelegenheit das Haus prächtig decorirt worden war. Es war mit einem Sopha und mit Lehnstühlen möblirt, die mit Bären- und Renthierfellen bedeckt waren. Das Fundament, auf welchem die magnetischen Instrumente aufgestellt werden sollten, war mit einer Flagge geschmückt, und eine Eisscholle diente als Tisch. Auf der letztern stand eine Lampe mit rothem Schirm, und an den Wänden war eine Anzahl rother Papierlaternen angebracht. Die Wirkung war eine sehr festliche, und in der gehobensten Stimmung saßen wir in dem Raume beisammen. Unser liebenswürdiger Wirth richtete an jeden einige humoristische Worte. Pettersen sprach den Wunsch aus, daß dies die letzte Eishütte sein möge, die Scott-Hansen auf dieser Reise baue, und daß wir alle im nächsten Herbst um diese Zeit zu Hause und um nichts schlimmer daran sein möchten als jetzt. Pettersen's ungekünstelte kleine Ansprache wurde mit großem Enthusiasmus aufgenommen.

Im übrigen hatte Pettersen um diese Zeit gerade ein neues Amt angetreten, indem er vom 10. September ab die ganze Verwaltung von Juell's früherer Domäne übernommen hatte, ein Departement, dem er sein ganzes Herz zuwandte und in welchem seine Leistungen jeden aufs vollständigste befriedigten. Die einzige Abtheilung der Kochkunst, mit der er nichts zu thun haben wollte, war das Backen der Weihnachtskuchen, für die Juell selbst zu sorgen hatte, als ihre Zeit herankam.

Als der Winter einsetzte, bauten wir uns auch eine neue Schmiede an Stelle derjenigen, die am 27. Juli weggetrieben war.

Sie wurde auf dem Eisrücken hergestellt, wo die Boote und ein Theil der Vorräthe von dem Großen Hügel aufbewahrt wurden. Ihre Einrichtung war ungefähr die gleiche wie bei der frühern Schmiede. Wir hatten erst in dem Eisrücken eine Höhle von genügender Größe gemacht und sie dann mit Eisblöcken und Schnee überdacht.

Als das Jahr dahinschwand und die Winternacht bevorstand, verließen uns nacheinander alle Seethiere und Zugvögel, die sich während des Sommers um uns herum getummelt und unsere Sehnsucht erweckt hatten. Sie machten sich nach dem Süden davon, zu Sonnenschein und Licht und gastfreundlicheren Küsten, während wir noch einen weitern Winter hier in Eis und Dunkelheit liegen sollten. Am 6. September sahen wir die letzten Narwale in den Rinnen um das Schiff ihre Luftsprünge machen, und einige Tage später verabschiedete sich die letzte Schar Raubmöven (Lestris parasitica). In diesen Breiten bewegt sich die Sonne rasch vom ersten Tage an, an dem sie im Süden über den Horizont blickt, bis zu der Zeit, in der sie den ganzen Tag und die ganze Nacht den Himmel umkreist; noch schneller scheinen ihre Bewegungen aber zu sein, wenn sie im Herbste auf ihrer abwärtsführenden Bahn ist. Ehe man weiß, woran man ist, ist sie verschwunden, und aufs neue umfängt einen die schwer lastende Dunkelheit der arktischen Nacht.

Am 12. September hätten wir die Mitternachtssonne zum letzten male sehen müssen, wenn es klar gewesen wäre; und schon am 8. October erblickten wir um Mittag den letzten Schimmer des Sonnenrandes. Auf diese Weise geriethen wir auf ungefähr 85° nördlicher Breite in die längste arktische Nacht, die ein menschliches Wesen bisjetzt durchlebt hat. Fortan gab es nichts, das für einen Augenblick Tageslicht genannt werden konnte, und um den 26. October war kaum noch ein Unterschied zwischen Tag und Nacht bemerkbar.

So oft es die Zeit gestattete und die Oberfläche nur irgendwie günstig war, schweiften wir, entweder einzeln oder zu mehreren,

auf Schneeschuhen in der Nachbarschaft des Schiffes umher. Als wir am Morgen des 7. October alle auf Schneeschuhen unterwegs waren, fand der Steuermann einen angetriebenen Baumstamm von etwa 2 Meter Länge und 16 Centimeter Stärke; an dem Stamme war noch ein Stück Wurzel. Nachmittags fuhren der Steuermann und ich mit einem Handschlitten hin und holten den Stamm. Er war ohne Zweifel in einem der sibirischen Wälder gewachsen und von der Flut oder der Strömung eines Flusses fortgerissen und in die See hinausgeführt worden, um von dem Treibeis hierher getragen zu werden.

Außer den Schneeschuhläufen unternahmen wir häufig auch Spaziergänge auf dem Eise, und am 20. November gab ich Befehl, daß jeder sich täglich zwei Stunden Bewegung in frischer Luft machen solle. Ich selbst war ein sehr großer Freund dieser Wanderungen, die Seele und Körper erfrischen, und ging oft vier, fünf Stunden täglich auf dem Eise hin und her, in der Regel zwei Stunden morgens und zwei Stunden nachmittags.

Am 8. October stellten Scott-Hansen und Mogstad eine Probe an im Ziehen der Schlitten mit 105 Kilogramm Fracht. Sie brachen um 9½ Uhr morgens auf und kehrten um 5 Uhr nachmittags zurück, nachdem sie sich etwa 7 Kilometer vom Schiffe entfernt und ziemlich schwieriges Terrain passirt hatten.

Wir glaubten in der That nicht, daß die „Fram“ auch nur die geringste Gefahr liefe, bei Eispressungen zerdrückt zu werden; es war dies aber möglich oder wenigstens denkbar, wir hatten also die Pflicht, auf alle Fälle vorbereitet zu sein. Demgemäß wandten wir viel Arbeit und Sorgfalt auf, um uns gegen eine etwaige Ueberraschung zu sichern.

Gegen Ende October legten wir auf dem Eise ein neues Depot an, das aus Proviant für sechs Monate, sowie einer vollen Ausrüstung von Schlitten, Kajaks, Schneeschuhen u. s. w. bestand. Der Proviant wurde auf fünf verschiedene Haufen vertheilt, die so auf-

gestapelt wurden, daß die Kisten in jedem Haufen einen Bogen bildeten. Bei einer solchen Verstauung konnten nie mehr als zwei Kisten verloren gehen, selbst wenn das Schlimmste eintreten und das Eis gerade unter einem Haufen sich spalten sollte. Der Proviant bestand, wie man aus der mitgetheilten Liste ersehen hat, zum Theil aus Pemmikan, einem sehr nahrhaften Nahrungsmittel, das einen ausgezeichneten Labskaus gibt. Aus 200 Gramm Pemmikan, 100 Gramm Brot und 120 Gramm Kartoffeln läßt sich eine sehr reichliche Portion schmackhaften Labskaus herstellen.

Am 28. November passirten wir den 60. Längengrad und feierten diese Gelegenheit durch ein Fest. Der Salon war mit Flaggen decorirt, und es wurde ein ziemlich üppiges Mittagsmahl servirt mit Kaffee hinterher, während dem Abendessen Früchte und Conserven als Nachtisch folgten. Der 60. Meridian geht in der Nähe von Kap Fligely auf Franz-Joseph-Land vorbei und durch Chabarowa, wo wir vor 2¼ Jahren den letzten schwachen Spuren der Civilisation Lebewohl gesagt hatten. So schien es, als ob wir uns wirklich der Welt und dem Leben näherten.

Viertes Kapitel.

Vom 1. Januar bis 17. Mai 1896.

Der Neujahrstag brachte uns schönes, klares Wetter, Mondschein und ungefähr — 43 ° C. Das Eis verhielt sich etwa einen Monat lang merkwürdig ruhig, doch begann am 4. Februar die Pressung wieder. Sie war nicht von langer Dauer, machte aber großen Lärm; das Eis rund um uns herum toste und kreischte, als ob ein fürchterlicher Sturm wehe. Ich machte einen Gang auf das Eis, um, wenn möglich, die Eispressung aus der Nähe zu betrachten, konnte aber nichts sehen. Am nächsten Tage streiften wir wieder auf dem Eise umher und fanden ungefähr 2 Kilometer vom Schiffe entfernt eine verhältnißmäßig neue Rinne und einen neuen großen Eisrücken. Es war mir jedoch unmöglich, eine umfassende Beobachtung der Eisverhältnisse anzustellen, da es, selbst um Mittag, noch immer zu dunkel war. Die Schneefläche war hart und gut, aber die überhängenden Ränder der Schneewehen waren so trügerisch, daß wir hin und wieder Hals über Kopf hinstürzten.

Am 7. Februar unternahmen Scott-Hansen, Hendriksen, Amundsen und ich eine Schneeschuhfahrt nach Norden. Je weiter wir nach Norden kamen, um so zerstückelter und unebener wurde das Eis, und schließlich mußten wir umkehren, als wir an eine neue breite Rinne kamen. Im Laufe des Morgens hatte sich im Südwesten eine dunkle Wolkenbank angesammelt, und der Nebel wurde so dick, daß es nicht leicht war, den Weg zum Schiffe zurückzufinden. Endlich

hörten wir die Stimme „Sussi's“ und von dem Gipfel eines Eisrückens, den wir erstiegen hatten, sahen wir, eine kurze Strecke entfernt, die Tonne und die große Stenge der „Fram“ über dem Nebel emporragen. So nahe wir uns dem Schiffe auch befanden, war es doch nicht so leicht, wieder an Bord zu gelangen. Wir wurden durch eine große Rinne aufgehalten, die sich während unserer Abwesenheit gerade hinter dem Schiffe gebildet hatte, und mußten ihr eine weite Strecke entlang nach Westen folgen, ehe wir hinüberkommen konnten. Die an Bord Gebliebenen erzählten, bei der Bildung der Rinne habe das Schiff einen starken Stoß bekommen, ganz ähnlich wie der, den wir bei der Lossprengung der „Fram“ im August gefühlt hatten. Nachts um 12 ½ Uhr nahmen wir wieder einen Stoß im Eise wahr. Als wir auf Deck kamen, fanden wir, daß das Eis etwa 30 Meter hinter dem Schiffe parallel mit der großen Rinne geborsten war. Der Spalt führte an der Seite des nächsten Großbootes entlang und gerade durch einen der Kohlenhaufen. Oben auf dem Haufen stand eine Tonne, die verloren gewesen wäre, wenn der Riß sich nicht gerade vor derselben in einem ungefähr rechten Winkel getheilt hätte; beide Abtheilungen gingen durch die äußeren Ränder des Haufens und vereinigten sich dann wieder. Auf der in dieser Weise gebildeten Insel trieben die Tonne und einige Kohlensäcke in der Rinne umher. Es gelang uns aber bald, die Insel an das feste Eis anzuhaken und die Kohlen sämmtlich zu bergen, mit Ausnahme eines Sackes im Gewicht von etwa 50 Kilogramm, der in die Tiefe sank. Um ganz sicher zu gehen, gab ich Befehl, das Depot einmal während jeder Wache und, wenn die Eispressung wieder begänne, öfter zu inspiciren.

Am 13. Februar unternahmen Hendriksen, Amundsen und ich eine Expedition nach Süden, um den Zustand des Eises in dieser Richtung zu untersuchen. Wir fanden, daß es auch dort sehr uneben und voll von verhältnißmäßig neuen Rinnen war. Die Rinne hinter dem Schiffe erweiterte sich im Laufe des Vormittags und entwickelte solche Massen von Nebel, daß wir das Schiff bald aus Sicht verloren.

Am nächsten Tage öffnete sie sich noch mehr, und am 16. zeigte sich sehr starke Eispressung in derselben. Das Eis zitterte und brüllte wie ein großer Wasserfall und zersplitterte sich an der Oberfläche in kleine horizontale Schichten. Der Eisdruck wiederholte sich fast jeden Tag, und längere Zeit hindurch entstanden beständig neue Spalten und Rinnen. Dann aber blieb das Eis bis zum 10. April verhältnißmäßig ruhig. In der Nacht des 15. war der Druck in der Rinne an Backbord sehr stark, sodaß wir die Logleine mit dem Sack heraufholen und den Lothapparat nach einer andern Stelle bringen mußten. In derselben Nacht spaltete sich das Eis unter zwei Proviantdepots, sodaß wir sie näher an das Schiff heran verlegten.

Am Morgen des 21. wurden wir durch eine heftige Pressung hinter dem Heck des Schiffes erweckt. Nordahl kam mit der Botschaft zu mir, das Eis drohe über das Schiff hinwegzustürzen. Wir fanden, daß eine ungeheure Scholle über den Rand des Eises hinter dem Schiffe geschraubt worden war und ungehindert weiterglitt, bis sie direct gegen das Heck lief. Allein die „Fram" hatte dergleichen Stöße schon früher ausgehalten und behauptete auch diesmal wieder den Platz. Das Eis zersplitterte sich am festen Heck und lag nun zertrümmert auf beiden Seiten des Schiffes in gleicher Höhe mit dem Rande des Halbdecks, bis zu den Besanwanten. Das Schiff lag jetzt beinahe frei in seinem Lager, während das Eis rund herum zu einer Menge kleiner Schollen zertrümmert war. Da diese von den schweren Treibeisschollen niedergepreßt wurden, so war es ein hartes Stück Arbeit, um das Schiff herumzukommen, da man jeden Augenblick Gefahr lief, in den Eisschlamm zu stürzen.

Spät am Nachmittage des 13. Mai begann die Rinne zwischen der Schmiede und dem Schiffe sich sehr stark zu erweitern, sodaß sie nach ein paar Stunden 90 Meter breit geworden war. Von der Tonne aus sah ich im Südosten eine Rinne, die sich, soweit ich beobachten konnte, nach Süden ausdehnte, während die Rinne hinter uns sich, soweit der Blick reichte, nach Nordosten er-

streckte. Ich fuhr mit dem Prahm hin, um eine nach dem Kanal im Südosten führende Durchfahrt zu suchen, allein ohne Erfolg. Nach dem Abendessen machte ich mich nochmals nach Süden auf, konnte aber keine Durchfahrt entdecken. Um 10 Uhr abends stieg ich wieder zur Tonne hinauf und sah nun, daß die Rinne sich beträchtlich erweitert hatte und mit dunkler Luft darüber so weit nach Süden lief, als der Blick reichte.

Scott-Hansen und ich überlegten, was geschehen sollte. Obwol ich mir unter diesen Umständen nicht viel Gutes versprach, beschlossen wir doch, einen Versuch zu machen, das Schiff frei zu sprengen. Wir kamen überein, gerade hinter dem Schiffe einige Minen zu probiren, und ließen alle Mann sofort ans Werk gehen. Zunächst feuerten wir sechs Pulverminen ungefähr an derselben Stelle ab, jedoch ohne größeres Resultat; dann machten wir einen erfolglosen Versuch mit Schießbaumwolle. Um 3 Uhr morgens stellten wir die Arbeit vorläufig ein, da das Eis so dick war, daß der Bohrer nicht hindurch reichte, und der Eisschlamm so tief war, daß man die Schollen unmöglich fortschieben konnte. Am nächsten Morgen um 8 Uhr legten wir zwei neue Minen, welche Scott-Hansen und Nordahl während der Nacht vorbereitet hatten, die aber beide nicht losgehen wollten. Eine oder zwei der Minen, die im Laufe des Tages abgefeuert waren, hatten zwar etwas Wirkung gehabt, doch war diese so gering, daß es nicht der Mühe werth war, die Arbeiten fortzusetzen. Wir mußten daher auf günstigere Eisverhältnisse warten.

Das Wetter war während der beiden ersten Wochen des Januar beständig und gut, bei klarer Luft und —40° bis —50° C. Der kälteste Tag war der 15. Januar, an welchem das Thermometer —50° bis —52° C. zeigte. In den beiden letzten Wochen des Januar war die Temperatur beträchtlich höher, jedoch fiel sie im Februar wieder, bis sie am 13. etwa —48° war, worauf sie während des Restes des Februar wieder bis ungefähr —35° C. ging. Am 5. März registrirte das Thermometer wieder —40° C.;

von da an stieg die Temperatur aber rasch. So war sie am 12. März — 12° C., am 27. — 6° C., selbstverständlich mit einigen kälteren Tagen dazwischen. Der April war durchgängig ziemlich kalt, ungefähr — 25° C.; der kälteste Tag der 13. mit — 34° C. Die erste Maiwoche war ebenfalls ziemlich kalt, — 20° bis — 25° C.; die zweite etwas milder, etwa — 14° C., und am 21. Mai stieg das Thermometer zum ersten male in diesem Jahre über den Gefrierpunkt, indem das Maximum-Thermometer bei der Abendablesung + 0,9° C. registrirte.

Während des Winters zeichneten sich einige Tage durch sehr große und plötzliche Temperaturänderungen aus. Ein Beispiel davon war der Freitag, 21. Februar. Morgens war es bewölkt bei steifer Brise aus Südost. Spät am Nachmittage sprang der Wind plötzlich nach Südwest um und flaute bis zur Geschwindigkeit von 4½ Meter ab, während die Temperatur von — 7° C. am Morgen auf — 25° C. kurz vor der Veränderung des Windes herabsank, um dann um 8 Uhr abends plötzlich wieder auf — 6,2° C. zu steigen.

Ins Journal habe ich über diesen Tag Folgendes eingetragen:

„Heute Abend schritt ich auf Deck auf und ab, und ehe ich mich hinunter begab, schaute ich noch nach hinten auf das Eis. Als ich den Kopf aus dem Zelte steckte, fühlte ich einen so warmen Luftstrom, daß mein erster Gedanke war, es müsse irgendwo an Bord Feuer sein. Bald entdeckte ich jedoch, daß die Lufttemperatur so stark gestiegen war, seitdem ich die freie Luft verlassen hatte. Scott-Hansen und ich gingen später hinauf und hielten ein Thermometer unter das Schiffszelt, wo es noch — 19° C. zeigte, während ein anderes draußen auf — 6° C. stand. Wir gingen einige Zeit auf und ab und athmeten in vollen Zügen die warme Luft ein. Es war über alle Beschreibung angenehm, sich die Wangen von dem milden Winde umspielen zu lassen. Ja, es ist ein großer Unterschied zwischen dem Leben in einer solchen Temperatur und dem täglichen Einathmen einer Luft von 40° bis 50° unter dem Gefrierpunkt. Was mich

persönlich anbetrifft, so belästigt es mich nicht sehr stark, doch klagen viele darüber, daß sie tief in der Brust Schmerz fühlen. Ich finde nur, daß mir, wenn ich viel in Bewegung gewesen bin, der Mund ausgedörrt ist."

Am nächsten Tage, 22. Februar, wehte es anfänglich aus Südsüdost, doch ging der Wind später zu einem halben Sturm aus Westen mit einer Geschwindigkeit von 17 Meter in der Secunde über. Das Barometer zeigte den niedrigsten Stand, den wir bis dahin auf der Reise gehabt hatten, 723,6 Millimeter. Es war solches Schneetreiben, daß man vom Schiffe aus nicht zwei Meter weit sehen konnte; das Thermometerhaus auf dem Eise war in wenigen Minuten so mit treibendem Schnee bepackt, daß es unmöglich war, die Instrumente abzulesen. Unten im Salon war es nicht sehr behaglich, da wir keinen Zug machen konnten. Wir versuchten mehrere male erfolglos, im Ofen Feuer anzuzünden, mußten es aber wieder fortnehmen, um nicht im Rauch zu ersticken. In der Sonntagnacht nahm der Wind ab, jedoch wehte am Montag und Dienstag wieder ein halber Sturm mit Schneetreiben bei fast —28° C. Erst am Mittwoch Nachmittag besserte sich das Wetter ernstlich; es klarte dann auf, und der Wind flaute bis auf 6 Meter ab, sodaß wir und die Hunde aufs Eis hinaus konnten, um uns ein wenig Bewegung zu machen. Die Hunde hatten morgens aus den Ställen heraus gewollt, aber selbst sie fanden das Wetter zu schlecht und schlichen wieder hinein.

Wir hatten ziemlich viel Tage mit solch rauhem Wetter, nicht nur im Winter, sondern auch im Sommer; in der Regel dauerte das schlechte Wetter aber nur einen Tag und brachte uns keine große Unbequemlichkeit. Im Gegentheil, wir hatten gar nichts gegen etwas schlechtes Wetter einzuwenden, namentlich wenn es von einer frischen Brise begleitet war, die das Eis rasch nach Westen treiben konnte. Was uns am meisten interessirte, war natürlich die Drift und alles, was damit zusammenhing. Unsere Stimmung

war bei schlechtem Wetter oft viel besser als an hellen, klaren Tagen mit nur leichter Brise oder Windstille und herrlichem Nordlicht bei Nacht.

Mit der Drift hatten wir allen Grund sehr zufrieden zu sein, namentlich im Januar und in der ersten Februarwoche. Während dieser Zeit trieben wir den ganzen Weg vom 48. bis zum 25. östlichen Längengrade, während unsere Breite sich stetig auf ungefähr 84° 50′ hielt. Unsere beste Drift war vom 28. Januar bis zum 3. Februar, während beständig eine steife Brise aus Osten wehte, die am Sonntag, 2. Februar, bis auf 18—22 Meter in der Secunde und während der Böen noch mehr zunahm. Das war aber der einzige wirkliche Sturm während unserer ganzen Reise. Am Sonnabend, 1. Februar, passirten wir die Länge von Vardö und feierten dieses Ereigniß abends mit einem kleinen Feste. Am 15. Februar waren wir auf 84° 20′ nördlicher Breite und 23° 28′ östlicher Länge; dann trieben wir eine Strecke zurück, sodaß wir uns am 29. Februar auf 27° östlicher Länge befanden. Später war die Drift nach Westen nur sehr langsam, um so besser aber nach Süden, sodaß wir am 16. Mai auf 83° 45′ nördlicher Breite und 12° 50′ östlicher Länge waren.

Die Drift bot Gelegenheit zu vielen Wetten, namentlich wenn sie gut und die Stimmung dementsprechend eine gehobene war. Als gegen Ende Januar die Leine eines Tages zeigte, daß wir in der richtigen Richtung lebhaft weitertrieben, sagte Hendriksen: „Wir haben bisjetzt noch niemals gewettet, Kapitän, wie wär’s, wenn wir jetzt wetteten, wie weit südlich wir gekommen sind.“ „Gut“, erwiderte ich, und wir wetteten demgemäß um eine Ration Lachs, ich, daß wir nicht südlicher als 84° 40′ oder zwischen 40′ und 41′, und er, daß wir zwischen 36′ und 37′ seien. Scott-Hansen nahm dann eine Beobachtung und fand, daß Hendriksen verloren hatte: wir waren auf 84° 40,2′.

Seitdem der letzte Zugvogel uns verlassen, hatten wir bis zum 28. Februar kein einziges lebendes Wesen mehr gesehen. Nicht einmal

ein Bär war uns auf unseren vielen Streifzügen auf dem Eise zu Gesicht gekommen.

Um 6 Uhr morgens stürzte Pettersen in die Kajüte und sagte mir, er habe zwei Bären in der Nähe des Schiffes gesehen. Ich eilte an Deck, doch war es noch so dunkel, daß ich sie nicht sofort erkennen konnte, obwol Pettersen ihre Richtung anzeigte. Endlich sah ich sie langsam auf das Schiff zu traben; in ungefähr 150 Meter Entfernung machten sie halt. Ich versuchte, auf sie zu zielen, doch war es noch immer zu dunkel, um des Schusses sicher zu sein, und ich wartete daher ein wenig, in der Hoffnung, daß sie näherkommen würden. Sie blieben eine Zeit lang stehen und starrten nach dem Schiffe, drehten sich dann aber um und schlichen davon.

Ich fragte Pettersen, ob er nichts zu braten hätte, das recht gut und stark röche und die Bären zurücklocken würde. Er sann einen Augenblick nach, rannte dann die Treppe hinab und kam mit einer Pfanne voll gebratener Butter und Zwiebeln zurück. „Hol mich der Henker, wenn ich nicht etwas Duftendes für sie habe", sagte er und hob rasch die Pfanne bis zur Rehling empor.

Die Bären waren längst aus Sicht. Es war kalt, vielleicht — 35°, und ich eilte daher hinab, um meinen Pelzrock anzuziehen; allein bevor ich das gethan hatte, kam Bentsen hinter mir her und rief, ich sollte mich beeilen, die Bären kämen zurück. Wir stürzten „mit voller Fahrt" auf Deck, und nun waren die Thiere gut in Schußweite, ungefähr 100 Meter entfernt. Ich kauerte hinter der Rehling nieder, zielte gut, aber die Büchse versagte. Die Bären waren ein wenig erschrocken und schienen den Rückzug zu überlegen. Rasch spannte ich nochmals die Büchse und schoß auf den größten. Er stürzte mit fürchterlichem Gebrüll kopfüber zu Boden. Dann schoß ich nach dem zweiten, der erst einen hübschen Luftsprung machte, ehe er fiel. Nunmehr rafften sich beide wieder auf und machten einige Schritte vorwärts, worauf sie nochmals zu Boden stürzten. Ich gab jedem von ihnen eine der beiden mir noch verbliebenen

Kugeln; doch genügte selbst dies noch nicht für diese langlebigen Thiere.

Pettersen nahm großes Interesse an dem Sport. Ohne jede Waffe lief er über den Steg und nach den Bären hin, bis ihm plötzlich Schlimmes ahnte und er Bentsen zurief, ihm zu folgen. Bentsen, der ebenfalls keine Waffe hatte, war natürlich nicht sehr bereit, den verwundeten Bären nachzulaufen. Nachdem ich mir einige weitere Patronen geholt hatte, traf ich Pettersen auf halbem Wege zwischen den Bären und der „Fram“. Die Thiere krochen jetzt an einem Eisrücken entlang. Ich blieb in etwa 30 Schritt Entfernung stehen, mußte nun aber vor allen Dingen erst Pettersen fortrufen, der in seinem Eifer mir vorangeeilt war und gerade in der Schußlinie stand. Endlich hatte das große Bärenweibchen die Todeswunde erhalten, worauf ich an dem Eisrücken entlangrannte, um zu sehen, wo der andere Bär geblieben sei. Plötzlich tauchte sein Kopf über dem Rücken auf, und ich sandte ihm sofort einen Schuß durch den Hals dicht unter dem Kopfe.

Dann wurden alle Mann herbeigerufen, und es herrschte große Freude. Der Mund wässerte uns bei dem Gedanken an das köstliche frische Fleisch, das uns lange Zeit gut schmecken sollte. Es waren ungefähr 16 Monate, seitdem wir zuletzt einen Bären geschossen, und 14 Monate, seitdem wir kein frisches Fleisch gegessen hatten, außer ein- oder zweimal ein Gericht Seehund oder Vögel, die wir im Laufe des Sommers geschossen hatten. Wir segneten Pettersen's duftende Bratpfanne. Die Bären wurden zerschnitten und in Schnitten, Pasteten, Braten u. s. w. verwandelt, und selbst die Knochen wurden aufbewahrt, um Suppe davon zu kochen. Die Rippen waren am saftigsten. Wir aßen sie zu Mittag, und alle waren wir der Ansicht, daß ein Bärenlendenbraten ein königliches Gericht sei. Dementsprechend verzehrten wir alle sehr große Portionen mit dem von Herzen kommenden Wunsche, daß Bären uns bald wieder einen Besuch abstatten möchten.

Von da an war Pettersen so erpicht auf die Bärenjagd, daß er früh und spät davon sprach. Eines Tages setzte er es sich in den Kopf, daß während der Nacht Bären kommen müßten, und er glaubte so fest an seine Prophezeiung, daß er alle möglichen Vorbereitungen für die Nacht traf und Bentsen veranlaßte, ihm Bundesgenossenschaft zu leisten. Bentsen hatte die Morgenwache und sollte ihn wecken, sobald die Bären erscheinen würden.

Ein lustiger Bursche, der unter allen Umständen Pettersen auf der Bärenjagd sehen wollte, hatte vorsichtshalber an Bentsen's Büchse eine kleine Glocke gehängt, sodaß er es hören konnte, wenn sie aufbrachen. Allein leider erschien kein Bär. Pettersen hatte sich aber so fest vorgenommen, einen Bären zu schießen, daß ich ihm versprechen mußte, ihn seiner Zeit einen Schuß abgeben zu lassen, wenn ich selbst in der Nähe sei und eine Patrone bereit habe, für den Fall, daß das Undenkbare eintreten und Pettersen fehlen sollte, ein Unglück, welches er schwer verwinden würde.

Am Sonntag, 8. März, hatten wir ein weiteres Beispiel eines plötzlichen Temperaturwechsels, ähnlich dem am 21. Februar. Am Morgen war es wolkig mit frischer Brise aus Ostnordost, allein um 3 Uhr nachmittags flaute der Wind ab und um 6 Uhr ging er in eine leichte Südsüdost-Brise über. Zur selben Zeit stieg die Temperatur von — 26° C. auf — 8° C., und es war abends sehr angenehm, auf dem Halbdeck umherzuspazieren und die milde Luft einzuathmen.

Am 4. März sahen wir die Sonne zum ersten male. Sie hätte schon am Tage vorher sichtbar sein sollen, doch war es zu bewölkt. Als Ersatz dafür hatten wir jetzt einen doppelten Festtag, da wir nicht nur die Wiederkehr der Sonne, sondern auch Nordahl's Geburtstag feiern konnten.

Am 14. März war es ein Jahr, seitdem Nansen und Johansen ihre lange Reise über das Eis angetreten hatten. Der Tag wurde durch ein besseres Mittagsmahl mit Kaffee und abends mit einer Punschbowle gefeiert.

Neben den üblichen wissenschaftlichen Beobachtungen, die wir ohne erwähnenswerthe Unterbrechungen fortsetzten, nahmen wir während des Winters auch Lothungen vor, erreichten jedoch mit einer 3000 Meter langen Leine keinen Grund.

Am 13. April nahmen Scott-Hansen und ich eine Beobachtung mit dem Theodoliten und Nordahl eine solche mit dem Sextanten und dem künstlichen Horizont vor. Nach dem Theodoliten war die Breite 84° 11,5′, nach dem Sextanten 84° 13′.

Wir hatten vorher festgestellt, daß zwischen dem künstlichen und dem natürlichen Horizont eine Differenz von ungefähr zwei Minuten war. Bei Benutzung des natürlichen Horizonts erhält man, selbst wenn keine Luftspiegelung vorhanden ist, eine kleinere Breite, jedoch wird die Abweichung unter günstigen Umständen selten mehr als zwei Minuten betragen. Wenn aber viel Luftspiegelung vorhanden ist, wird es fast zur Unmöglichkeit, ein einigermaßen richtiges Resultat zu erhalten. Bei Beobachtungen im Treibeise muß man daher in der Regel den künstlichen Horizont oder den Theodoliten gebrauchen, wenn man ein sehr genaues Resultat zu erzielen wünscht.

Im Verlaufe der Zeit wurden die Tage gegen das Frühjahr hin länger, und es bildeten sich mehr Spalten und Rinnen um das Schiff. Es war daher Zeit, an die Vorbereitungen zu denken, um die „Fram“ vorwärtszudrängen, sobald sich genügend große Oeffnungen im Eise zeigen sollten. Die auf dem Eise gelagerten Gegenstände waren im Laufe des Winters oft von einer Stelle zur andern geschafft worden, doch war das von wenig Nutzen mehr, als das Eis zerstückelter wurde. Um die Mitte April nahmen wir daher das Winterdepot an Bord und verstauten es im Hauptraum, auch schafften wir die Säcke aus dem Kohlendepot wieder an Bord zurück, während die Tonnen und Fässer, sowie die Hundekuchen, Kajaks und Schlitten vorläufig noch auf dem Eise gelassen wurden. Die Sonne war um diese Zeit schon so stark geworden, daß der Schnee am 19. April auf dem Zelt fortzuschmelzen begann; längs

der Schiffsseite war er schon seit mehreren Tagen im Schmelzen begriffen.

Der erste Frühlingsbote, den wir in diesem Jahre sahen, war eine Schneeammer, die sich am Abend des 25. April einstellte. Sie



Beobachtung mit Sextant und künstlichem Horizont.

nahm dauernd Aufenthalt in einem der Seehundsboote, wo sie mit Grütze und kleinen Speiseresten gefüttert und bald sehr zahm wurde. Sie schenkte uns mehrere Tage ihre Gegenwart und flog dann weiter. Die „Fram“ war ihr offenbar eine willkommene Raststätte gewesen, wo sie sich gesättigt und für den Rest der Reise neue Kräfte

gesammelt hatte. Am 3. Mai wurden wir wieder von einer Schneeammer besucht, und ein paar Tage später nochmals von zweien. Ich denke mir, daß es unser früherer Gast war, der inzwischen die Gattin gefunden hatte und nun mit ihr zurückkehrte, um uns zu besuchen und uns für die Gastfreundschaft zu danken. Sie blieben etwa eine Stunde bei uns und thaten ihr Bestes, uns durch ihr Zwitschern zu erfreuen; als die Hunde sie aber nicht in Ruhe lassen wollten und sie überall verfolgten, flogen sie endlich davon und kehrten nicht wieder.

Nach den ersten Tagen des Mai entfernten wir das provisorische Deck, das wir über die Davits gelegt hatten, klarten das Hauptdeck auf und nahmen die Seehunds- und die Großboote wieder an Bord. Auch der Landsteg wurde entfernt und durch eine Leiter ersetzt. Dann nahmen wir den Rest des Kohlenlagers, den Hundeproviant und die Schlitten, überhaupt alles, was noch auf dem Eise lag, an Bord. Was uns nun noch zu thun blieb, war, die Maschine bereit zu machen, um Dampf zu erzeugen, und damit begannen wir am 18. Mai.

Die Hunde entwickelten sich in den Ställen auf dem Eise trotz der anhaltenden, intensiven Kälte sehr gut, und wir hatten sehr wenig Mühe mit ihnen. Jedoch wurden einige der größeren Hunde nach dem ersten Monat des neuen Jahres so wild gegen die kleineren, daß wir zwei der schlimmsten Tyrannen an Bord nehmen und eine Zeit lang eingeschlossen halten mußten.

Wo sie Gelegenheit dazu hatten, stifteten sie viel Unheil an. Beispielsweise begannen sie eines Tages die Kajaks anzunagen, die wir auf dem größten der Hundeställe liegen hatten; wir merkten ihr Thun jedoch früh genug, ehe sie ernstlichen Schaden angerichtet hatten, und entfernten den Schnee rund um den Stall, sodaß sie nicht mehr hinaufklettern und das Vergnügen fortsetzen konnten.

Am 10. Februar warf eins der Jungen „Sussi's“ wieder Junge. Wir nahmen die Mutter an Bord und legten sie in eine große Kiste mit Hobelspähnen. Wir ließen sie nur eins von den fünf Jungen behalten; zwei wurden sofort getödtet, eins war todtgeboren, und

das erstgeborene war von der Mutter, der Kannibalin, gefressen worden!

Einige Tage später bekam „Kara" Junge. Sie war die einzige unter den Hunden, die mütterliche Gefühle zeigte. Es war geradezu rührend, ihr zuzusehen, und es that uns leid, daß wir ihr die Jungen fortnehmen mußten; allein wir waren gezwungen, sie zu entfernen, nicht nur weil es unmöglich gewesen wäre, sie zu dieser Jahreszeit aufzuziehen, sondern auch, weil die Mutter selbst noch jung und zart und sehr klein war.

Zu Anfang März wurden die October-Jungen den ganzen Tag hinausgelassen, und am 5. März brachten wir sie mit den älteren Hunden zusammen unter der Kappe der vordern Raumtreppe unter. Abends wurde die Luke aufgelegt, und wenn sich während der Nacht das Loch am Rande des Eises mit Schnee füllte, wurde es dagegen in dem Kasten so warm, daß der Reiffrost und das Eis schmolzen und alle Hunde naß wurden. Die jungen Thiere froren, wenn sie morgens herausgelassen wurden, fürchterlich, sodaß wir sie in den Salon hinüberbringen mußten, bis sie wieder warm geworden waren.

Fünftes Kapitel.

Der dritte Sommer.

Am 17. Mai 1896 befand sich die „Fram“ auf ungefähr 83° 45′ nördlicher Breite und 12° 50′ östlicher Länge. Wir feierten den Tag wieder mit einer Flaggenprocession wie am letzten Siebzehnten Mai. Mogstad saß auf den Bärenfellen im Schlitten und fuhr, das Musikcorps (d. h. Bentsen) zur Seite, mit einem Gespann von sieben Hunden. Gerade als wir den Festzug für den Marsch über das Eis ordneten, erschienen plötzlich vier weibliche Narwale, und unmittelbar darauf sahen wir in der Rinne querab vom Schiff einen Seehund — ein belebender Anblick, den wir als ein gutes Omen für den kommenden Sommer auffaßten.

Der Große Hügel, der im vorigen Jahre am 17. Mai der Schauplatz unsers fröhlichen Treibens gewesen war, war jetzt so weit entfernt und der Rinne und des höckerigen Eises wegen so schwer zu erreichen, daß wir die Festlichkeiten im Freien auf die Flaggenprocession beschränkten. Der Festzug nahm seinen Weg südwärts, bei der Thermometerhütte vorbei, nach der Rinne, dann diese entlang nach Norden und darauf zum Schiffe zurück, wo er sich auflöste, jedoch nicht eher, als bis er photographirt worden war.

Nachdem um 12 Uhr ein Salut abgefeuert war, setzten wir uns zu einem vorzüglichen Mittagsmahle nieder, mit echtem Château la

Fram, 1896er Ernte.* Die Tafel war mit großem Geschmack gedeckt, und bei jedem Couvert lag eine elegante Papierserviette mit dem Namen „Fram" in einer Ecke und der folgenden Inschrift:

> Der Siebzehnte Mai! Er erinnert uns an
> Alles das, was die Väter gethan;
> Er tröstet und stärkt und ermuthigt den Mann
> Und beweist, daß sein Wille kein Wahn,
> Daß — das Recht ihm zur Seit' — er entfalten kann
> Das Banner auf siegreicher Bahn.

Während des Mahles wurden Reden gehalten zu Ehren des Tages, Norwegens, Nansen's und Johansen's u. s. w.

In den Tagen nach dem 17. Mai waren wir beschäftigt, die Maschine nebst Zubehör zum Betrieb fertig und die Ruderbrunnen und den Schraubentunnel frei zu machen. Zuerst versuchten wir, das Wasser in den Kessel durch einen Schlauch zu pumpen, den wir draußen durch ein Loch im Eis hinabgelassen hatten; die Kälte war jedoch noch so stark, daß das Wasser in der Pumpe gefror. Wir waren daher gezwungen, das Wasser in Eimern herbeizutragen und in den Kessel zu gießen, und zwar vermittelst eines Segeltuchschlauches, der für diese Gelegenheit angefertigt war und vom Kessel bis zur Luke über dem Maschinenraum führte. Amundsen dachte anfänglich, er hätte den Bodenhahn frei bekommen, sodaß er das Wasser direct in den Kessel laufen lassen könne; es zeigte sich jedoch bald, daß die Arbeit nur sehr langsam von statten ging, solange noch Eis um den Hahn war. Später hißten wir den Schornstein auf und zündeten die Feuer an, und am Nachmittage des 19. Mai war zum ersten male, seitdem wir im Herbste 1893 ins Eis gekommen waren, wieder Dampf auf.

---

* Dieser Rothwein war für diese Gelegenheit hergestellt und bestand aus dem Safte getrockneter Preißelbeeren und Moltebeeren mit einem kleinen Zusatz von Spiritus. Man machte mir sehr viele Complimente wegen dieses Getränkes, das ich auch bei ferneren Gelegenheiten serviren ließ.

Dann hackten wir so viel wie möglich von dem Eis im Schraubentunnel weg und führten einen Dampfschlauch hinein. Das war sehr wirksam. Wir versuchten auch, den Dampf zum Fortschmelzen des Eises in der Schraubennabe um den Schaft zu verwenden, jedoch anscheinend ohne Erfolg. Wir konnten leicht Wasser für den Kessel bekommen, indem wir den Wasserbehälter an Deck mit Eis füllten und dieses mit Dampf schmolzen.

Nach dem Abendessen begaben wir uns in den Maschinenraum, um zu versuchen, den Schaft zu drehen, und schließlich gelang es uns, ihm eine Dreivierteldrehung zu geben. Das war ein Sieg, und wir waren sämmtlich voll befriedigt von unserm Tagewerk.

Am folgenden Tage schmolzen wir mittels Dampfes das Eis in dem Ruderbrunnen, und 1½ Uhr nachmittags begann Amundsen die Maschine zu „bewegen". Von dem Ruderpfosten oder Rahmen trieben einige große Stücke Eis herab; wir fischten sie auf, und alles war in Ordnung. Amundsen ließ die Maschine eine Zeit lang arbeiten, während wir anderen dabei standen, um mit eigenen Augen das Wunder zu sehen und uns davon zu überzeugen, daß er sie wirklich zum Drehen gebracht habe.

Es war für uns geradezu ein Ereigniß. Es erfüllte uns mit neuem Muth und der Hoffnung, daß wir bald aus unserer langen Gefangenschaft befreit werden würden, mochte der Weg auch noch so lang und beschwerlich sein. Die „Fram" war nicht mehr ein hülfloser Ball, der von der Laune des Treibeises hin- und hergeworfen wurde. Unser wackeres Schiff war nach seinem jahrelangen Winterschlafe zu neuem Leben erwacht, und wir freuten uns, die ersten Pulsschläge seines stark klopfenden Herzens zu fühlen. Es war, als ob die „Fram" uns verstände und sagen wollte: „Vorwärts! Südwärts! Heimwärts!"

Der Zustand des Eises um das Schiff war jedoch noch immer lange nicht so günstig, daß wir Aussicht hatten, schon jetzt herauszukommen. Zwar begannen sich Anzeichen des Frühlings zu zeigen,

die Temperatur stieg und der Schnee verschwand rasch, aber wir blieben noch immer auf derselben Breite, auf der wir schon seit Monaten gelegen hatten, auf ungefähr 84°. Von der Tonne aus konnten wir thatsächlich eine große Rinne sehen, die sich südwärts ausdehnte, soweit das Auge reichte, aber durch den über 200 Meter breiten Eisgürtel zu dringen, der uns davon trennte, war unmöglich, solange das dicke Packeis sich nicht etwas lockerte. Wir machten daher keinen Versuch, das Schiff frei zu sprengen, sondern widmeten unsere Zeit verschiedenen Arbeiten an Bord, thaten, was bis dahin ungeschehen geblieben war, brachten das Dampfspill in Ordnung, untersuchten alles Tauwerk u. s. w.

In das Loch im Eise, welches für das Herablassen der Logleine immer offen gehalten wurde, hatten wir die Köpfe der beiden Bären versenkt, damit die Flohkrebse das Fleisch für uns herunterfressen möchten, eine Arbeit, die sie gewöhnlich rasch und wirksam ausführen. Als eines Tages ein Schwarm Flohkrebse über den Bärenköpfen erschien, fing Scott-Hansen eine Menge davon mit dem Sacknetz und ließ sie zum Abendessen kochen, in der Absicht, uns einen regelrechten Schmaus zu bereiten. Allein wir wurden bitter enttäuscht. An den jammervollen Thieren war auch nicht ein Theilchen Fleisch, nichts als Schale und Leere. Wenn wir ein paar Dutzend davon auf einmal in den Mund steckten, schmeckten sie ungefähr wie Garneelen. Ich fürchte, wir würden bald in unangenehmer Weise an Gewicht abgenommen haben, wenn wir nur auf solche Kost beschränkt worden wären.

In den späteren Tagen des Mai hellten sich die Aussichten auf, da der Wind sich zu einem halben Sturm aus Osten und Norden gestaltete. Das Eis begann langsam nach Südwesten zu treiben und fuhr gleichzeitig fort, sich zu lockern, sodaß wir am 29. Mai nach Süden ziemlich viel offenes Wasser sehen konnten, mit dunkelm Himmel darüber, soweit das Auge reichte.

Nachdem ich mehrfach dazu aufgefordert worden war, beschloß

ich einen Versuch zu machen, das Schiff loszusprengen. Um 1 Uhr nachmittags zündeten wir eine Mine von 50 Kilogramm Schießpulver an, die erstaunlich gute Wirkung that, indem sie schwere Eismassen abbrach und mit Gewalt in die Rinne hinaustrieb. Unsere Hoffnung belebte sich wieder, da es wirklich schien, daß eine weitere solche Sprengung das Schiff vollständig befreien würde. Unmittelbar nach dem Mittagessen machten wir uns ans Werk, um 20 Meter hinter dem Heck eine neue große Mine zu legen. Es machte uns eine unglaubliche Arbeit, ein Loch im Eise herzustellen und die Ladung in die Tiefe zu bringen. Erst bohrten wir ein Loch, das wir anfänglich mit kleinen Ladungen Pulver, später mit Schießbaumwolle zu erweitern suchten, allein es half nichts. Darauf nahmen wir zu Lanzen, Eisäxten, Dampf, kurz allen möglichen Mitteln unsere Zuflucht, aber alles vergeblich. Das Eis war jedoch durch die vielen Ladungen, die wir an derselben Stelle zur Explosion gebracht hatten, in allen Richtungen so geborsten, daß wir annahmen, eine große Mine in dem Loche für die Logleine würde die ganze Masse auseinandersprengen. Da das Eis an dieser Stelle dünner war, senkten wir die Mine bis zur Tiefe von zehn Meter hinab. Sie explodirte mit fürchterlicher Wirkung und schleuderte eine mächtige Wassersäule bis zum Vormars hinauf. Die Säule bestand aber nicht allein aus Wasser, sondern enthielt auch eine Menge Eisstücke, die rund herum in größerer Entfernung herunterprasselten. Ein Stück von über 50 Kilogramm fiel direct durch das Zelt auf die Back; andere Stücke flogen über das Schiff und fielen an der Steuerbordseite nieder. Scott-Hansen und Hendriksen, die auf dem Eise neben der zum Abfeuern benutzten elektrischen Batterie standen, hatten sich bei der Explosion der Mine in keiner angenehmen Lage befunden. Als der Stoß erfolgte, nahmen sie natürlich reißaus, so schnell ihre Beine sie tragen wollten, jedoch kamen sie nicht rasch genug fort, um den tiefen Schnee zu erreichen. Unbarmherzig regneten die Eisstücke ihnen auf den Rücken herab. Mit

sehr großer Mühe legten und entzündeten wir noch zwei große, sowie einige kleinere Pulverminen, aber ohne bedeutende Wirkung. Dann begannen wir Löcher zu zwei Minen für Schießbaumwolle zu bohren, die gleichzeitig abgefeuert werden sollten. Allein als wir bis zur Tiefe von 2 ½ Bohrerlängen gekommen waren, brach der eine Bohrer, und wir mußten, ehe wir die Arbeit fortsetzen konnten, erst den andern Bohrer schärfen, da dieser ausgeschliffen war. Um 12 Uhr nachts stellten wir die Arbeit ein, nachdem wir seit dem Morgen ununterbrochen daran thätig gewesen waren. Am nächsten Morgen um 6 Uhr setzten wir das Bohren fort. Das Eis war aber so hart und so schwer zu bearbeiten, daß wir, während vier Mann den Bohrer handhabten, einen kleinen Bock mit einer Talje aufrichten mußten, um den Bohrer jedesmal, wenn er sich vollgesetzt hatte, herauszuheben. Das Eis war so dick, daß wir vier Bohrerlängen (ungefähr 6 Meter) brauchten, um durchzukommen. Nunmehr wurde die eine von den Schießbaumwolle-Ladungen in das Loch hinabgelassen, während die andere mittels einer langen Stange unter dem Rande einer alten Rinne angebracht wurde. Beide Minen wurden gleichzeitig entzündet, jedoch explodirte nur eine; als wir dann die Drähte verbunden hatten, ging auch die andere los. Aber das Resultat entsprach gar nicht unseren Erwartungen. Obwol die großen Minen da, wo das Eis dünn war, bis zur Tiefe von 20 Metern versenkt waren, war der Widerstand doch zu groß.

Wir hörten nunmehr mit dem Sprengen auf, bis das Eis sich am 2. Juni längs der alten Rinne in der Nähe des Schiffes während der Nacht geöffnet hatte. Zunächst entzündeten wir gerade hinter dem Schiffe eine Mine mit Schießbaumwolle, die das Eis bis dicht ans Heck zertrümmerte. Dann bohrten wir ein ungefähr 5 Meter tiefes Loch gerade dwars vom Schiffe und luden es mit 10 Prismen oder 330 Gramm Schießbaumwolle (gleich etwa 12 Kilogramm gewöhnlichem Schießpulver); aber da ich es für zu gefährlich hielt, eine Mine von solcher Stärke so nahe am Schiffe zur Explosion zu

bringen, entzündeten wir vorher eine kleinere Ladung von 5 Kilogramm Schießpulver, um die Wirkung zu sehen. Da diese unbedeutend war, wurde die große Mine abgefeuert.

Sie brachte in der That Leben! Das Schiff erhielt einen solchen Stoß, daß im Salon eins der Bilder und eine Flinte zu Boden fielen und in meiner Kabine die Uhr von der Wand geschleudert wurde. Offenbar wurde der Stoß im Maschinenraum ebenso stark gefühlt, da Amundsen eine Flasche und ein Lampencylinder zertrümmert wurden. Auf dem Eise verursachte die Explosion so gute Wirkung, daß das Schiff mit einem Schlage sich fast losbrach und nur noch vorn und hinten etwas festhing. Mit ein wenig Arbeit hätten wir es noch am selben Abend ganz frei machen können, doch ließ ich es so liegen, um die Mühe des Vertäuens zu sparen. Anstatt dessen hatten wir nach dem Abendessen einen kleinen Extraschmaus, da wir der Ansicht waren, nach einem solch guten Tagewerke wol eine Belohnung verdient zu haben.

Am nächsten Morgen sprengten wir das Eis fort, das unsern Bug hielt, während ich selbst eine Spitzhacke nahm und das Eis wegzuhacken begann, welches das Heck noch festhielt. Kaum war ich vier oder fünf Minuten mit dieser Arbeit beschäftigt gewesen, als das Schiff plötzlich überholte, am Heck ein wenig tiefer sank und sich von dem Rande des Eises fortbewegte, sodaß die Trossen straff wurden. Es lag jetzt mit dem Bug ungefähr 15 Centimeter höher als im Herbste, als es einfror. Die „Fram" war also frei und bereit, sich ihren Weg durch das Eis zu bahnen, sobald die Umstände dies gestatteten. Noch waren wir jedoch nicht im Stande, uns zu bewegen.

Schon im Monat Mai hatten wir in den offenen Rinnen Anzeichen von Walen und Seehunden bemerkt, und gelegentlich hatte sich auch ein Vogel gezeigt. Während der Monate Juni und Juli war noch mehr thierisches Leben um uns herum, sodaß wir bald nach Herzenslust auf die Jagd gehen konnten. Im Laufe des Sommers schossen wir nicht nur eine Anzahl Eissturmvögel, Grilllummen, Raubmöven, Alken und Krabbentaucher, sondern auch ein paar Eiderenten,

sowie ein paar breitschnäbelige Strandläufer. Wir schossen auch eine Anzahl kleinerer Seehunde, bekamen aber nur sechs davon; die übrigen versanken so rasch, daß wir sie nicht rechtzeitig erreichen konnten. Selbstverständlich hießen wir jede Gelegenheit zu einem Jagdausflug willkommen, besonders wenn es sich um einen Bären handelte. Ein solcher erzeigte uns nicht oft die Ehre, und die Aufregung und das Interesse waren daher um so größer, wenn sein Erscheinen angekündigt wurde. Dann pflegten die Jungens lebhaft zu werden und schleunigst einen passenden Empfang für den Besucher vorzubereiten. Insgesammt tödteten wir im Laufe des Sommers 16 oder 17 ausgewachsene Bären und einen jungen, den wir lebendig fingen, aber später ebenfalls tödten mußten, weil er an Bord fürchterlichen Lärm machte.

Als Hendriksen eines Abends zu Anfang Juni auf dem Wege nach dem Beobachtungshause war, um die Instrumente abzulesen, kam plötzlich ein Bär auf ihn los. Ehe er sich an seine wissenschaftliche Arbeit begab, war er vorsichtshalber erst auf die Brücke gestiegen und hatte Umschau gehalten, ob die Luft rein sei, hatte aber nichts Verdächtiges wahrgenommen. Als er sich aber dem Beobachtungshause näherte, hatte er plötzlich ganz nahe bei sich ein zischendes Geräusch gehört und einen Bären erblickt, der, die Zähne fletschend, auf einem Eisrücken stand und ihn anstarrte. Natürlich fühlte sich Hendriksen, unbewaffnet wie er war, nichts weniger als behaglich. Zuerst überlegte er, ob er sich in würdevoller Weise zurückziehen oder ob er so schnell wie er konnte ausreißen sollte. Beide Parteien waren gleich weit vom Schiffe entfernt, und wenn der Bär schlimme Absichten hatte, so war es vielleicht rathsam, unverzüglich die Flucht zu ergreifen, ehe er näher herankäme. Peder rannte also so rasch er konnte davon, ohne sicher zu wissen, ob der Bär ihm auf den Fersen sei; er erreichte aber wohlbehalten das Schiff und ergriff seine Büchse, die auf Deck bereit stand. Allein ehe er wieder auf das Eis kam, hatten die Hunde den Bären gewittert und ihn sofort angegriffen. Der Bär sprang zuerst auf das Beobachtungshaus, jedoch

folgten ihm die Hunde, worauf er wieder herunterschoß, und zwar mit solcher Schnelligkeit, daß Hendriksen keine Zeit zum Feuern hatte. Der Bär rannte dann nach der nächsten Rinne, wo er den Hunden wie dem Jäger aus Sicht kam. In seinem Eifer sprang „Gorm" auf einige in dem dicken Eisschlamm der Rinne treibende Eisstücke und saß dort heulend, da er sich nicht getraute, wieder zurückzuspringen. Ich hörte das Jammern und bekam ihn bald von der Tonne aus in Sicht, worauf Scott-Hansen und ich uns aufmachten und ihn befreiten.

Einige Tage später hörten wir Nordahl etwa um 10 Uhr vormittags „Bär!" rufen, worauf alle eiligst mit ihren Büchsen an Deck stürzten. Allein die Hunde hatten einen Vorsprung vor uns und hatten die Bären bereits in die Flucht gejagt. Mogstad bemerkte jedoch von der Tonne aus, daß die Hunde sie an einer kleinen Rinne, wo sie ins Wasser gegangen waren, eingeholt hatten, und kam herunter, um mir Bescheid zu sagen. Er und ich brachen zur Verfolgung auf; das Eis war in gutem Zustande, und wir kamen rasch vorwärts. Aber da wir den Wind von der Seite hatten, dauerte es geraume Zeit, ehe wir das Gebell der Hunde genügend unterscheiden konnten, um uns von demselben leiten zu lassen. Plötzlich erblickte ich einen der Hunde hinter einem kleinen Rücken, und bald sah ich mehrere und zuletzt auch die Bären. Sie saßen beide auf einer Scholle in der Rinne, mit dem Rücken an einen großen Eisblock gelehnt. Zwei von den Hunden waren auf die Scholle nachgesprungen, während die übrigen rund um die Rinne Wache hielten. Die Hunde hatten ihre Rolle gut gespielt, indem sie die Bären so scharf bewacht hatten, daß es uns keine Mühe machte, diese zu erlegen. Beide fielen sofort um; da sie sich aber noch etwas bewegten, gaben wir ihnen, um ganz sicher zu sein, noch einen letzten Schuß.

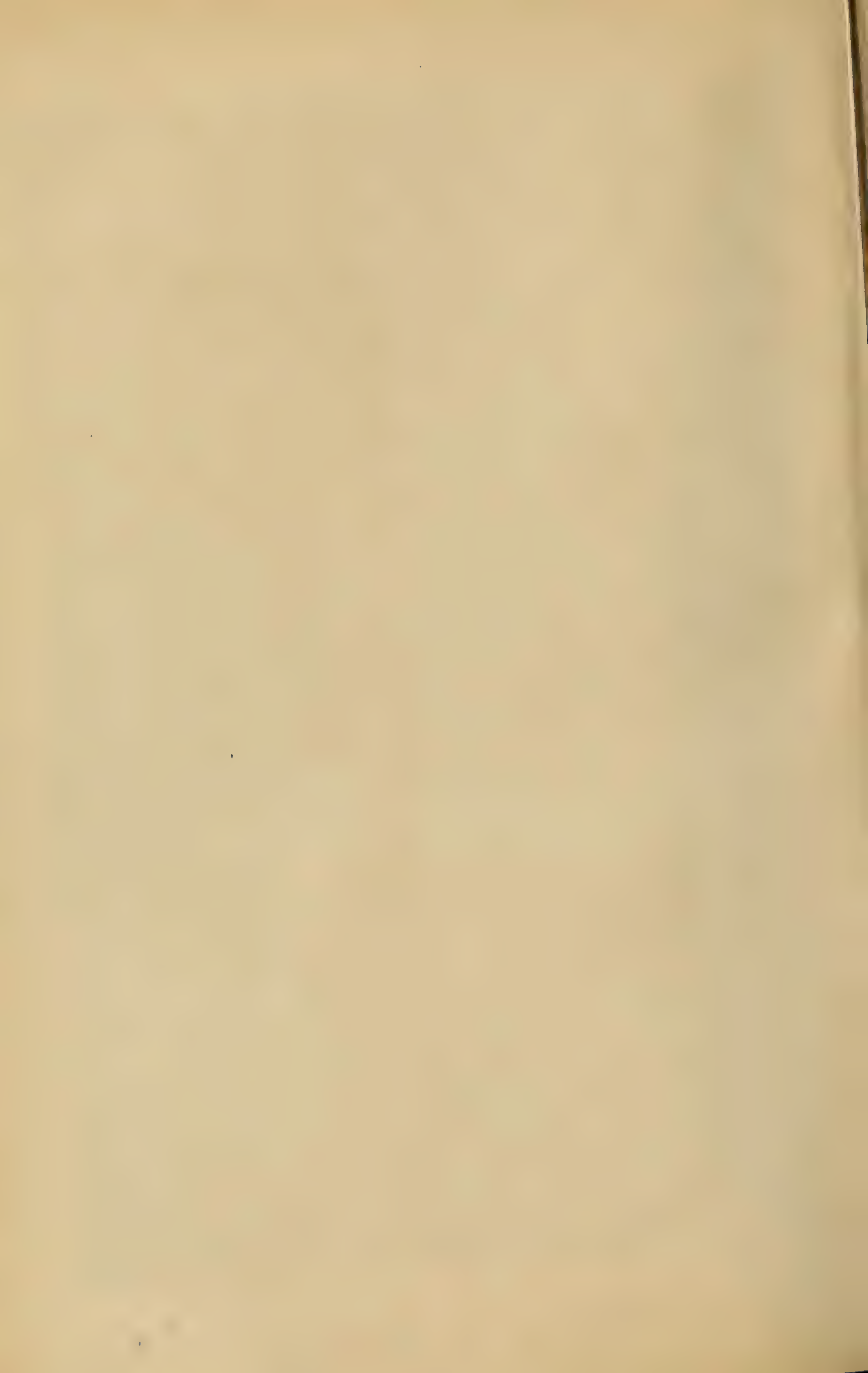
Da lagen sie nun. Allein zu ihnen hinüberzukommen, war nicht leicht. Endlich gelang es uns, nachdem wir um die Rinne herumgegangen waren, von der andern Seite auf die Scholle zu gelangen, wo die Entfernung von dem festen Eise geringer war und kleine



Aquarellskizze von Fridtjof Nansen.

F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

HERAUFZIEHENDES UNWETTER AN DER EISKANTE.



Schollen eine Art Brücke gebildet hatten. Wir weideten die Bären aus und suchten dann die Kadaver über die Schollen zu schleppen. Dies führten wir in der Weise aus, daß wir den Bären eine laufende Schlinge um das Maul warfen und sie durch das Wasser bis an den Rand des Eises zogen, wo wir einige Schollen unter die Kadaver schoben und sie dann mit vereinten Kräften heraufzogen. Auf dem Rückwege nach dem Schiffe begegneten uns Nordahl, Pettersen, Bentsen, Hendriksen und der Steuermann, die aus dem Knallen der Büchsen geschlossen hatten, daß Arbeit bevorstände und uns mit Schlitten und Geschirren für die Hunde entgegengekommen waren. Die Schlitten wurden zusammengebunden, ein Bär auf jeden derselben gelegt und neun Hunde davor gespannt, ein Mann setzte sich rittlings auf jeden Bären, worauf sie mit solcher Schnelligkeit davonjagten, daß wir laufen mußten, um Schritt mit ihnen zu halten.

In der Nacht des 24. Juni erhielten wir wieder Besuch von zwei Bären. Nordahl entdeckte sie, als er um 12 Uhr nach dem Beobachtungshause ging; er rannte rasch zurück und rief diejenigen, die sich noch nicht zum Schlafen niedergelegt hatten. Als sie aber auf das Eis stürzten, wurden sie sofort von den Bären gesehen, die darauf verschwanden.

Drei Tage später trottete eine Bärin mit einem Jungen um Mittag auf das Schiff zu. Wir verbrannten etwas Speck, um sie anzulocken; jedoch war sie sehr vorsichtig, und es dauerte geraume Zeit, bis sie auf 200—300 Meter nahekam. Dann aber konnte der Steuermann sich nicht mehr beherrschen und gab Feuer; auch wir übrigen sandten ihr zu gleicher Zeit einige Kugeln zu; nach ein paar Schritten stürzte sie nieder. Da eine breite Rinne zwischen den Bären und dem Schiffe war, nahmen einige von uns den Prahm und ruderten nach der Stelle hinüber. Das arme Junge war ein prächtiger kleiner Bursche mit fast völlig weißem Pelz und dunkler Schnauze; es war ungefähr von der Größe eines unserer kleinsten

Hunde. Als sie herbeikamen, saß es auf dem Körper der Mutter, verhielt sich ganz still und schien die Sache für den Augenblick ganz ruhig aufzufassen. Hendriksen warf ihm eine Schlinge um den Hals, und es folgte, als die Mutter nach der Rinne geschleppt wurde, willig nach und setzte sich wieder auf ihren Rücken, während sie hinübergeschleppt wurde. Als es aber bei der Ankunft am Schiffe von der Mutter getrennt und an Bord gebracht werden sollte, wurde die Geschichte ganz anders. Es leistete mit aller Macht Widerstand und gerieth völlig in Wuth. Als wir es unter der Kajütskappe an Bord losließen, wurde es noch schlimmer; es benahm sich wie wahnsinnig, biß, zerrte, brummte und heulte in wilder Wuth wie ein Dämon und hörte nur so lange damit auf, als es mit dem Verschlingen der ihm zugeworfenen Fleischstücke beschäftigt war. Niemals habe ich bei einem Geschöpf eine solche Vereinigung der wildesten Eigenschaften reißender Thiere gesehen wie bei diesem kleinen Ungethüm. Und doch war es noch ganz jung! Abends gab ich Befehl, uns von diesem unangenehmen Passagier zu befreien, worauf Mogstad mit einem wohlgezielten Beilhiebe sein Leben endete.

Ungefähr vierzehn Tage lang sahen wir dann keine Bären, bis wir in der Nacht des 12. Juli von drei besucht wurden, von denen einer nach hitziger Verfolgung von Scott-Hansen, dem Steuermann, Nordahl und Bentsen getödtet wurde. Auch diesmal thaten die Hunde gute Dienste. Die beiden anderen Bären schlichen sich beim ersten Schusse davon und kamen im Nebel außer Sicht.

Am Abend des 18. Juli schossen Mogstad und ich einen Bären, den wir ohne die Schlauheit und Schnelligkeit „Bella's“ schwerlich bekommen haben würden. Anfänglich griffen die Hunde den Bären ein- oder zweimal an, nach kurzem Widerstande sprang er aber ins Wasser und kreuzte zwei breite Rinnen, die zu umgehen den Hunden lange Zeit kostete. Er war gerade im Begriff, sich in eine dritte Oeffnung zu stürzen, als „Bella“, die inzwischen herumgelaufen war, ihn keine 6 Meter vor dem Rande stellte. Mog-

stad feuerte aus einer Entfernung von 200—300 Meter und hatte das Glück, ihn in den Kopf zu treffen und zu Fall zu bringen, worauf der Bär einige schwache Versuche machte, sich der Hunde zu erwehren. Ich sandte ihm darauf eine Kugel hinter die Schulter, und als er auch dann noch nicht ganz todt war, gab Mogstad ihm den Fangschuß.

Am 20. Juli schoß der Steuermann einen großen Bären, der über eine Rinne geschwommen war, und den letzten Bären tödteten wir am Abend des 6. August, aber in so schwieriger Lage, daß wir das Fleisch zurücklassen mußten und nur mit knapper Noth das Fell an Bord bringen konnten.

Was die Vögel anlangt, waren wir ebenfalls ziemlich glücklich. Beispielsweise schossen Scott-Hansen und ich eines Abends 9 Krabbentaucher, 3 Stummel- und 1 Raubmöve, am nächsten Tage weitere 21 Krabbentaucher und 2 Grilllummen. Hendriksen erbeutete an einem Tage 18 Krabbentaucher und 1 Grilllumme; und später, als einige Tage Ueberfluß an Wild war, erlegten wir im Laufe weniger Stunden sogar 30—40 Vögel.

Dieses Jagdleben hatte nicht nur einen wohlthätigen Einfluß auf unsere Stimmung, die gelegentlich etwas gedrückt war, sondern gab uns auch Appetit, der manchmal ganz riesig war. Als wir uns am Ende des Monats wogen, stellte sich heraus, daß, während vorher einige von uns an Gewicht verloren hatten, wir diesmal gleichmäßig zugenommen hatten, seitdem Alkenbrust, gebratene Lummen, gedämpfte Möven, Mövensuppe und Bärenrippen unsere tägliche Kost geworden waren.

Wir brauchten aber thatsächlich alle Ermuthigungen und das gute Leben, welche die Jagd uns verschaffte. Der Zustand des Eises war alles andere als tröstlich, und die Aussichten, daß wir im Laufe dieses Jahres herauskommen würden, wurden mit jedem Tage geringer.

Während der ersten Tage nach der Befreiung der „Fram“ war das Eis verhältnißmäßig ruhig; am 8. und 9. Juni hatten wir

einige schlimme Pressungen, namentlich am letztern Tage, an welchem das Achterende des Schiffes etwa 2 Meter in die Höhe geschraubt wurde, sodaß der Ruderbrunnen vollständig aus dem Wasser kam, während der Bug etwa 60 Centimeter gehoben war und das Schiff 4° Neigung nach Backbord hatte. Auch am 10. und 11. Juni war der Eisdruck stark, besonders in der Nacht von 11½ Uhr bis 3 oder 4 Uhr.

Endlich lockerte sich das Eis am Morgen des 13. Juni, sodaß Aussicht vorhanden war, das Schiff eine Strecke weit vorausholen zu können. Da der Eisschlamm noch immer sehr dick war, hielten wir es nicht für möglich, uns ohne Hülfe des Dampfspills weiterzuziehen, und ich gab daher Befehl, die Feuer unter dem Kessel anzuzünden. Allein noch ehe Dampf auf war, öffnete sich der Kanal so weit, daß es uns gelang, das Schiff mit Leinen durch die schmalste Durchfahrt zu ziehen.

Als Dampf auf war, dampften wir durch den Teich, wo ich einen guten Liegeplatz für das Schiff gefunden hatte. Da das Ruder noch nicht eingehängt war, mußte ich das Schiff, um es zu drehen, manchmal etwas zurückgehen lassen. Dort blieben wir, bis sich das Eis am 14. Juni etwas lockerte, und da wir in südsüdwestlicher Richtung eine Oeffnung sahen, beschlossen wir, ihr zuzusteuern. Wir setzten daher den Schornstein auf, hängten das Ruder ein und steuerten mit voller Fahrt nach einem schmalen Riß, der nach jener Oeffnung führte. Ein= über das anderemal trieben wir das Schiff in die Spalte hinein, aber immer vergebens: die Ränder wollten sich nicht um Haaresbreite rühren. Ich ließ die Maschine eine Zeit lang mit voller Kraft arbeiten, um den Riß zu forciren, wobei ich gelegentlich die Lage des Ruders änderte. Dieses Manöver hatte zum Theil Erfolg, da wir das Schiff bis zu den Fockwanten in die Spalte hineinbrachten. Dies war aber auch alles, was wir thun konnten. Die Oeffnung begann sich wieder zu schließen, und wir mußten nach dem frühern Platze zurückkehren und das Schiff dort

wieder vertäuen. Das war um so ärgerlicher, als die ganze Durchfahrt nur ungefähr drei Viertel Schiffslängen lang war.

Wir blieben dort, bis sich das Eis am Abend des 27. Juni so lockerte, daß ich einen neuen Versuch zu machen beschloß. Wir machten Dampf auf und begannen um 11$^1/_2$ Uhr abends das Eis zu forciren. Die Arbeit schritt in dem schweren Eis nur langsam vorwärts, und um 2 Uhr mußten wir das Schiff vertäuen, nachdem wir etwa zwei Seemeilen nach Südost zu Ost zurückgelegt hatten. Diesmal probirten wir es mit der Compound-Maschine, und zwar mit gutem Erfolge. Sie machte 160 Umdrehungen in der Minute, aber der Kohlenverbrauch war natürlich entsprechend größer, fast doppelt so groß wie gewöhnlich. Wir blieben dort ungefähr eine Woche, bis das Eis am 3. Juli sich genügend öffnete, sodaß wir etwa drei Seemeilen durch einen nach Südsüdwest laufenden Kanal vorwärtskommen konnten. Während der Nacht vom 6. zum 7. Juli machten wir einen weitern Versuch, das Eis zu forciren, hatten aber erst ungefähr eine Seemeile zurückgelegt, als wir wieder vertäuen mußten.

Der damals vorherrschende südliche Wind hielt das Eis dicht zusammengepackt, und von einer Drift war nicht zu reden. Andererseits war seit Mitte Juni ziemlich viel Strömung gewesen, je nachdem die Gezeiten gesetzt hatten. Wir konnten jedoch nicht wahrnehmen, daß der Strom wirklich nach einer bestimmten Richtung setzte; manchmal zeigte die Leine innerhalb eines Tages nach allen Richtungen des Kompasses. Die Strömung war jedoch sehr stark und trieb gelegentlich die Eisschollen in den Rinnen derart in die Runde, daß dem Zuschauer dabei ganz schwindelig zu Muthe wurde. Das Schiff erhielt von den tanzenden Schollen und Eisblöcken oft so heftige Stöße, daß lose Gegenstände herabfielen und die ganze Takelung erschüttert wurde.

Das Meer blieb anhaltend sehr tief. Beispielsweise konnten wir am 6. Juli bei 3000 Meter keinen Grund bekommen, während

wir zwei Tage später — wir befanden uns damals auf ungefähr 83° 2′ nördlicher Breite — bei nochmaligem Lothen mit 3400 Meter Grund erreichten.

Am 6. Juli gelang es uns, das Schiff zwei oder drei kurze Strecken in einem Zuge weiterzuholen, jedoch war dies eine langsame und schwierige Arbeit: das Eis war schlecht, und der Gegenwind hinderte uns sehr stark. Aber wenn die Fortschritte auch nur langsam waren, so waren es doch Fortschritte, und ich gab daher Befehl, das Schiff weiterzuholen, so oft sich eine Gelegenheit bieten sollte, etwas nach Süden zu kommen.

Aber während wir uns in dieser Weise kurze Strecken weiter quälten, enthüllte uns die Beobachtung vom 13. Juli die Thatsache, daß wir in Wirklichkeit eine beträchtliche Entfernung zurückgetrieben und wieder nach 83° 12′ nördlicher Breite gekommen waren. Es könnte lächerlich erscheinen, das Vorwärtsdringen unter diesen Umständen fortzusetzen. Allein so düster die Aussichten auch waren, wir versuchten doch, die Hoffnung aufrecht zu halten, und waren stets bereit, die erste Gelegenheit, die sich uns bieten sollte, zu benutzen.

Spät am Abend des 17. Juli begann das Eis sich so stark zu lockern, daß wir Dampf zu machen beschlossen. Zwar schloß es sich sofort wieder, aber trotzdem behielten wir Dampf auf. Und wir wurden auch nicht enttäuscht! Denn um 1 Uhr morgens öffnete sich das Wasser so weit, daß wir vorausdampfen und 3 Seemeilen in südlicher Richtung machen konnten. Im Verlaufe des Morgens wurden wir durch eine ungeheure, sich meilenweit ausdehnende Scholle aufgehalten, sodaß wir festmachen mußten. Den ganzen folgenden Tag blieben wir dort. Um Mitternacht lockerte sich das Eis ziemlich stark, doch war der Nebel so dicht, daß wir nichts sehen konnten. Am 19. endlich hatten wir nach unserer Ansicht ausgezeichneten Fortgang. Nachdem wir vormittags, als der Nebel sich etwas gehoben hatte, aufgebrochen waren, legten wir von 12 Uhr nachmittags bis 8 Uhr abends ungefähr 10 Seemeilen zurück. Durch diesen Glücks-

fall wurde unsere Stimmung wunderbar belebt; sie stieg noch mehr, als wir am folgenden Tage trotz des Nebels und obwol wir dreimal hatten halt machen müssen, von 83° 14′ am Morgen bis 82° 52′ um Mittag und 82° 39′ um Mitternacht vordrangen. Vom 20. bis 27. Juli machten wir fortgesetzt gute Fortschritte. Um Mitternacht am letztgenannten Tage hatten wir 81° 32′ nördlicher Breite erreicht.

Vom 27. Juli bis zum 2. August war es eine langsame und ermüdende Arbeit. Bis zum 2. August waren wir nicht über 81° 26′ nördlicher Breite hinausgekommen, und gleichzeitig waren wir eine Strecke nach Osten getrieben, bis 13° 41′ östlicher Länge.

Am Montag, 3. August, machten wir etwa 2 Seemeilen nach Südwest, mußten dann aber in Wasser, das unmöglich zu passiren war, bis zum 8. liegen bleiben, worauf das Eis sich um das Schiff so lockerte, daß wir um 9 Uhr vormittags wieder weitergehen konnten. Jedoch hatten wir nur erst ungefähr 6 Seemeilen gemacht, als wir durch eine lange schmale Straße aufgehalten wurden. Wir versuchten, mit gewöhnlichem Pulver und später mit Schießbaumwolle zu sprengen, und dampften ein- über das anderemal mit voller Fahrgeschwindigkeit gegen die die Straße versperrenden kleinen Schollen, allein ohne Wirkung. In der Regel sind diese Schollen nicht so klein und unschuldig, wie sie aussehen. Sie bestehen gewöhnlich aus den Bruchstücken der alten, dicken und sehr zähen Eisrücken, die zertrümmert worden sind. Wenn die Stücke frei werden, sinken sie tief unter die Oberfläche des Wassers, sodaß nur ein verhältnißmäßig unbedeutender Theil von ihnen sichtbar bleibt, während die unter Wasser liegenden Theile sehr groß sein können.

Eine Scholle von dieser Art blockirte die Durchfahrt vor uns. Das Eis war so zäh, daß der Versuch, es mit dem Vordersteven des Schiffes zu zerbrechen, nutzlos war, obwol wir wiederholt mit voller Fahrt dagegen anrannten. Wir sahen deutlich, wie sich das zähe alte Eis bog und bei dem Stoß heraufkam, ohne zu brechen.

Das Sprengen dieser Schollen war oft unausführbar, weil sie von solcher Dicke waren, daß es uns unmöglich war, die Minen unter ihnen anzubringen. Und selbst wenn es uns gelang, eine dieser Schollen zu sprengen, so gewannen wir damit wenig oder nichts, da die Rinne zu schmal war, um die Stücke hinter uns forttreiben zu lassen, die andererseits zu schwer und zu dick waren, um sie unter den festen Rand des Packeises zu zwängen.

Gelegentlich kam es vor, daß altes, dickes Eis plötzlich in einem Kanal oder einer Oeffnung, in welche wir hineinzufahren im Begriffe standen, aus der Tiefe des Wassers emporschoß und die Passage vor uns versperrte. In einem solchen Falle erhielt die „Fram“ einen Stoß in die Rippen, dem ein anderes Schiff schwerlich widerstanden haben würde.

Als wir durch einen offenen Kanal kamen, sah ich von der Tonne aus das eine Ende einer unter Wasser befindlichen Scholle über dem Rande des Packeises erscheinen und gab sofort Befehl, frei davon zu steuern, um sie zu passiren. Allein gerade in demselben Augenblicke, als wir frei davon zu sein glaubten, kam die Scholle los und schoß mit so gewaltiger Wucht an die Oberfläche, daß der Gischt hoch in die Luft flog. Sie traf die „Fram“ mit solcher Gewalt an den Steuerbord-Fockwanten, daß das Schiff schwer überholte und beinahe 10 Striche von seinem Kurse abwich, bis es gegen einige kleine Schollen anrannte. Als das Ungethüm von einer Scholle aus der Tiefe heraufkam, brachte es eine ungeheure Wassermasse mit empor und schleuderte sie wie einen brüllenden Wasserfall in die offene Rinne.

Aehnliches passirte, wenn wir gelegentlich einen treibenden Eishügel berührten, der gerade im Begriff stand, infolge des raschern Schmelzens des Eises unter der Wasserlinie umzufallen. Der leichteste Stoß genügte dann, den Hügel zu heftigem Umschlagen zu bringen, sodaß die See rund um uns so bewegt wie bei einem Sturme war.

Am 9. August arbeiteten wir den ganzen Tag, um den Kanal

frei zu machen, kamen aber damit nur unbedeutend weiter. Am 10. setzten wir die Arbeit fort, und im Laufe des Vormittags gelang es uns endlich, durchzukommen. Während des übrigen Tages machten wir auch noch einige Fortschritte nach Süden, bis das Eis unpassirbar wurde und wir um 10 Uhr abends festzumachen gezwungen waren, nachdem wir ungefähr 2 Seemeilen zurückgelegt hatten.

Des Nebels wegen waren wir nicht im Stande, eine Beobachtung zu machen, bis wir am 9. feststellten, daß wir uns auf 81° 48′ nördlicher Breite befanden. Es war dies unsere beste Breitenbeobachtung im Treibeise.

Am Dienstag, 11. August, setzten wir unter schwerer Arbeit beim Entfernen von Schollen und Schlammeis, die uns oft den Weg versperrten, die Fahrt nach Süden fort. Um 7½ Uhr abends mußten wir in einer schmalen Straße vertäuen, bis wir im Laufe der Nacht die Hindernisse beseitigt hatten und nach Südwesten weiterfahren konnten. Das Vorwärtskommen war jedoch langsam, und am Morgen des 12. August wurden wir durch eine sehr häßliche Scholle aufgehalten. Wir versuchten, sie fortzusprengen, allein während wir noch mit dieser Arbeit beschäftigt waren, schloß das Eis sich rasch zusammen, sodaß das Schiff zwischen zwei großen Schollen gefangen lag. Nach Verlauf von ein paar Stunden lockerte sich das Eis wieder in südwestlicher Richtung, und wir dampften nunmehr in verhältnißmäßig guten Kanälen, bis um 12½ Uhr nachmittags eine Scholle unserm weitern Fortkommen ein Ende machte. Wir hatten an diesem Vormittage ungefähr 9½ Seemeilen in etwa 5 Stunden zurückgelegt. Nunmehr zeigte sich etwas dünneres Eis, und von der Tonne aus sahen wir, als der Nebel sich einige Augenblicke etwas hob, sowol östlich als westlich von uns mehrere große Kanäle, die in südlicher Richtung liefen. Außerdem nahmen wir eine Zunahme der Vögel und kleinen Seehunde wahr und bemerkten gelegentlich auch einen bärtigen Seehund, alles Beweise, daß wir uns nicht mehr sehr weit von offenem Wasser befinden konnten.

Zwischen 3 und 4 Uhr nachmittags wurden wir von den uns eingeschlossen haltenden Eisschollen frei und um 5½ Uhr nachmittags dampften wir in südöstlicher Richtung durch stetig sich besserndes Eis weiter. Dieses wurde jetzt merkbar dünn und spröde, sodaß wir die kleineren Schollen forciren konnten. Von 5½ Uhr nachmittags bis Mitternacht waren wir ungefähr 16 Seemeilen weiter gekommen; während der letzten Wache ließen wir wieder die Compound-Maschine arbeiten.

Nach Mitternacht, am 13. August, steuerten wir Südwest, dann Süd und Südost, während das Eis fortgesetzt lockerer wurde. Um 3 Uhr bekamen wir in Südsüdost eine dunkle Wasserfläche in Sicht, und um 3¾ Uhr steuerten wir durch die letzten Eisschollen ins offene Wasser hinaus.*

Wir waren frei! Hinter uns lagen drei Jahre voll Arbeit und Mühe, mit ihrer Last von trüben Gedanken während der langen Nächte, vor uns das Leben, die Vereinigung mit allen uns Theuren. Nur noch einige wenige Tage mehr!

Ein Chaos widerstreitender Gefühle bemächtigte sich eines jeden von uns. Eine Zeit lang schien es, als könnten wir in Wirklichkeit kaum begreifen, was wir sahen, als sei das tiefblaue wogende Wasser vor dem Bug eine Illusion, ein Traum. Wir befanden uns noch ein gutes Stück oberhalb des 80. Breitengrades, und nur in sehr günstigen Sommern dehnt sich das eisfreie Wasser so weit nach Norden aus. Waren wir vielleicht in einem großen offenen Teich? Hatten wir noch einen breiten Eisgürtel zu passiren?

Nein, es war Wirklichkeit! Auf allen Seiten um uns herum war freies, unbegrenztes Meer, und ein entzückendes Gefühl war es, als die „Fram" in der ersten schwachen Dünung leicht stampfte.

Wir bezeigten unserm besiegten Feinde zum Schluß unsere

---

* In 28tägiger Arbeit beim Forciren dieses mehr oder weniger dicht gepackten Eises hatten wir eine Entfernung von 180 Seemeilen (340 Kilometer) zurückgelegt.

Achtung, indem wir einen donnernden Salut als Lebewohl abfeuerten. Noch ein Blick nach den letzten schwachen Umrissen der Eishügel und Schollen, dann verbarg sie der Nebel unserm Auge.

Wir setzten den Kurs jetzt mißweisend Südsüdost, da der Nebel noch immer so dick war, daß wir keine Beobachtungen anstellen konnten. Unser Plan war, zuerst die Rothe Bai auf Spitzbergen anzusteuern, um das Land zu begrüßen; und von dort der Westküste nach Süden zu folgen, bis wir einen passenden Ankerplatz fänden, wo wir Wasser einnehmen, die Steinkohlen aus dem Raum in die Bunker schaffen und überhaupt die „Fram" in gehörige Ordnung für die Heimreise bringen könnten.

Als der Nebel sich um 7 Uhr morgens ein wenig hob, bekamen wir an Backbord ein Segel in Sicht und richteten den Kurs darauf, um das Schiff anzusprechen und, wenn möglich, Nachrichten von Dr. Nansen und Johansen zu erhalten. In ungefähr einer Stunde waren wir ihm ganz nahe. Es lag beigedreht und schien uns nicht eher zu sehen, als bis wir nahe bei ihm waren. Der Steuermann stürzte hinab, um zu melden, daß ein Schiffsungethüm im Nebel gerade auf sie zusteuere. Bald war das Deck von Leuten angefüllt, und gerade als der Kapitän den Kopf aus der Kajüte steckte, passirte die „Fram" an der Luvseite des andern Schiffes, das wir im Vorbeilaufen mit einem Salut aus unserer Steuerbordkanone begrüßten. Dann drehten wir hinter seinem Heck herum und feuerten einen zweiten Salut an der Leeseite ab, worauf die „Feindseligkeiten" eingestellt wurden. Unzweifelhaft war es eine bündige Art und Weise, uns unseren Landsleuten anzukündigen, die dort so friedfertig lagen, im Morgennebel umhertrieben und wahrscheinlich mehr an Seehunde und Walfische dachten als an die „Fram". Allein hoffentlich werden Kapitän Botolfsen und seine Mannschaft uns unsere überschwengliche Freude bei dieser unsern ersten Begegnung mit menschlichen Wesen nach drei langen Jahren verzeihen.

Das Schiff war die Galeote „Söstrene" („die Schwestern") aus

Tromsö. Die erste Frage, die wir hinüberriefen, als wir längsseits vorbeifuhren, war: „Sind Nansen und Johansen angekommen?" Wir hatten ein dröhnendes „Ja" zu hören gehofft und waren bereit, die Antwort mit einem donnernden Hurrah und einem Salut zu begrüßen. Allein die Erwiderung, die wir erhielten, war kurz und traurig „Nein".

Kapitän Botolfsen und einige aus seiner Mannschaft kamen zu uns an Bord und mußten ein regelrechtes Kreuzfeuer von Fragen jeder nur denkbaren Art bestehen. Einer solchen Prüfung sind sie gewiß noch niemals unterzogen worden und werden sie wahrscheinlich auch niemals wieder unterworfen werden.

Unter den vielen Neuigkeiten, die wir erfuhren, war auch die, daß der schwedische Luftschiffer und Ingenieur Andrée auf der Dänen-Insel angekommen sei und von dort mit einem Ballon aufsteigen wolle, um den Nordpol zu entdecken.

Botolfsen fuhr als Passagier mit uns, ließ sein Schiff unter dem Befehl des Steuermanns und begleitete uns nach Tromsö. Gegen Mittag nahmen wir den Kurs nach der Rothen Bai wieder auf, mit der Absicht von dort nach der Dänen-Insel zu dampfen und Herrn Andrée zu besuchen. Gegen Mitternacht bekamen wir Land voraus in Sicht, das wir für das Kap unmittelbar westlich von der Rothen Bai hielten. Es waren 1041 Tage her, seitdem wir zuletzt Land gesehen hatten!

Wir blieben an diesem Punkte längere Zeit liegen und warteten, daß der Nebel genügend aufklaren sollte, damit wir die Landmarken finden könnten. Da es aber nicht klar wurde, dampften wir unter häufigem Lothen langsam westwärts, und befanden uns dann bald, wie wir es erwartet hatten, im Norwegischen Sund, wo wir nach weiterer Fahrt um 9½ Uhr vormittags unweit des Holländischen Kaps ankerten. Nunmehr hob sich der Nebel, und bald sahen wir den Dampfer „Virgo" von der Andrée'schen Expedition, sowie das Ballongebäude am Lande.

Durch das Fernrohr konnten wir bemerken, daß man unsere Ankunft beobachtet hatte, und bald kamen Herr Andrée, die übrigen Mitglieder der Expedition, sowie Kapitän Zachau von der „Virgo“ mit einer Dampfbarkasse an Bord.

Auch diese Herren konnten uns keine Nachrichten von dem Schicksal unserer Gefährten geben. Unsere Stimmung wurde noch gedrückter als vorher. Wir hatten zuversichtlich erwartet, daß Nansen und Johansen vor uns die Heimat erreichen würden; nun schien es, als ob wir zuerst ankommen sollten.

Wir hegten jedoch keine ernstlichen Befürchtungen wegen ihrer Sicherheit, namentlich als wir erfuhren, daß die Jackson'sche Expedition zwei Winter auf Franz-Joseph-Land zugebracht habe. Höchst wahrscheinlich war, daß Dr. Nansen und Johansen früher oder später mit dieser Expedition zusammentreffen würden; vielleicht warteten sie auch nur auf eine Gelegenheit, um nach Hause zu kommen. Waren sie aber Jackson nicht begegnet, dann mußte offenbar etwas nicht in Ordnung sein, und in diesem Falle brauchten sie Hülfe, und zwar so bald wie möglich.

Unsere Pläne waren rasch fertig. Wir wollten nach Hause eilen, um in Tromsö zuverlässige Nachrichten zu erhalten. Im Falle, daß auch dort nichts zu erfahren war, wollten wir unsere Kohlenvorräthe ergänzen — etwas anderes brauchten wir nicht — und sofort nach Franz-Joseph-Land fahren, um nach ihnen zu suchen und, wie wir hofften, die unaussprechliche Freude zu erleben, sie unserm erwartungsvollen Vaterlande in unserer eigenen getreuen „Fram“ heimzubringen.

Unser Aufenthalt auf der Dänen-Insel wurde infolgedessen so kurz wie möglich. Wir statteten der „Virgo“ Besuche ab, besahen den Ballon, der jetzt zur Auffahrt bereit war, sobald günstiger Wind ihn gestattete, und erhielten Gegenbesuche von unseren liebenswürdigen schwedischen Freunden. Im Laufe der Nacht beendeten wir das Wassereinnehmen und das Umstauen der Steinkohlen. Das Schiff

war seefertig, und um 3 Uhr morgens am 15. August dampfte die „Fram“ unter Segeln durch die Smeerenberg-Bai nach See hinaus.

Auf der Reise hatten wir gutes Wetter und günstige, oft frische Brise, sodaß das Schiff tüchtige Geschwindigkeit entwickelte, über 9¼ Seemeilen in der Stunde.

Am 19. um 9 Uhr morgens sahen wir die ersten blauen Kämme unserer heimatlichen Berge. Um Mittag sichteten wir Lögö und um 8 Uhr abends die Nordspitze von Loppen. Dann steuerten wir in den Kvenanger-Fjord hinein und ankerten um 2 Uhr am Morgen des 20. August unweit Skjärvö.

Sobald der Anker gefallen war, rief ich den Doctor und Scott-Hansen, die beide mit mir an Land gehen wollten. Allein da sie mir bei ihrer Toilette zu langsam waren, so bat ich Bentsen, mich mit dem Prahm an Land zu setzen, und stand bald vor der Telegraphenstation. Hier suchte ich die Leute lebendig zu machen, indem ich mit geballten Fäusten erst an die eine, dann an eine andere Thür donnerte, jedoch lange Zeit vergeblich. Endlich steckte im zweiten Stock ein Mann den Kopf aus dem Fenster und fragte, welch nächtlicher Herumstreicher solchen Spektakel mache. Es war der Chef des Telegraphenamts selbst. Er beschreibt den nächtlichen Vorfall in einem Briefe an eine in Christiania erscheinende Zeitung in der folgenden scherzhaften Weise:

„Es waren nichts weniger als freundschaftliche Gefühle und Absichten, mit denen ich um etwa 4½ Uhr morgens aufstand, um nachzusehen, welcher Elende es war, der so lebhaft an meine Hausthür trommelte. Ziemlich leicht bekleidet steckte ich den Kopf zum Fenster hinaus und schrie: «Zum Donnerwetter! Was ist denn los? Solchen Teufelslärm zur Schlafenszeit zu machen!»

„Ein Mann in grauem Anzug, mit einem langen Barte, trat heran. Es war an seiner Erscheinung etwas, das mich sofort auf den Gedanken brachte, daß ich meinem Mißvergnügen über das Gewecktwerden etwas zu voreilig freien Lauf gelassen hätte, und ich

fühlte mich etwas beschämt, als er pfiffig bemerkte: «Ja, das ist wahr; aber trotzdem muß ich Sie bitten, die Thür zu öffnen. Ich komme von der ‚Fram'!» Sofort ging mir ein Licht auf, wer das sein könnte. Es konnte niemand anders sein als Sverdrup. «Ich komme sofort, Kapitän», antwortete ich, warf mich in die nothwendigsten Kleider und stürzte hinunter, um ihn hereinzulassen.

„Er war keineswegs ärgerlich über das lange Warten oder die unfreundlichen Worte, mit denen ich ihn empfangen hatte, als er nach der langen, ruhmreichen Expedition hier zuerst sein Heimatland wieder betrat. Er zeigte sich vielmehr sehr freundlich und gut gelaunt, als ich ihn um Entschuldigung bat wegen der Unhöflichkeit, mit der ich ihm begegnet war. Im innersten Herzen sprach ich sogar eine noch wärmere Entschuldigung aus, als ich in der ersten Verwirrung herausgestammelt hatte.

„Als Sverdrup Platz genommen hatte, war natürlich die erste Frage nach dem Wege, auf welchem er gekommen sei. Sie seien soeben von der Küste von Spitzbergen gekommen. Am 13. August seien sie in offenes Wasser gelangt, wo sie fast unmittelbar darauf mit Kapitän Botolfsen aus Tromsö zusammengetroffen seien, der dort mit seinem Walfischfängerschiffe gelegen habe. Sie hätten ihn mitgebracht. Dann hätten sie Andrée besucht, der gerade im Begriff gewesen sei, zusammenzupacken und heimzukehren, und seien von dort hierhergekommen. Sie hätten zuerst von Botolfsen und dann von Andrée, der die neuesten Nachrichten aus Norwegen hätte haben müssen, erfahren, daß man nichts von Nansen wisse, den sie zu Hause anzutreffen gehofft hätten; ihre Freude über die Aussicht, bald die Heimat zu erreichen, sei durch diese Nachricht beträchtlich gedämpft worden.

„«O, ich kann Ihnen aber gute Nachricht von Nansen geben», sagte ich. «Er ist am 13. August in Vardö angekommen und befindet sich jetzt in Hammerfest. Wahrscheinlich fährt er heute mit einer englischen Jacht nach Tromsö ab.»

„«Nansen ist angekommen?»

„In einer Aufregung, wie sie dieser Mann selten zeigt, sprang die kräftige Gestalt auf und verschwand aus der Thür mit dem Rufe: «Das muß ich sofort den anderen sagen!»

„Einen Augenblick später kehrte er in Begleitung von Scott-Hansen, Blessing, Mogstad und Bentsen zurück, die sämmtlich ganz wild vor Freude über diese neueste Nachricht waren, die alles krönte und ihnen gestattete, ihrem Jubel darüber, nach ihrer langen und beschwerlichen Abwesenheit wieder im Heimatlande zu sein, vollen Ausdruck zu geben, während das ungewisse Schicksal ihres Führers und ihres Kameraden sie sonst gedämpft haben würde. Und wie sie sich freuten! «Ist es wahr? Ist Nansen angekommen?» wurde auf allen Seiten wiederholt. «Was für ein Tag das ist, welche Freude! Und welch seltsames Zusammentreffen, daß Nansen an demselben Tage angekommen ist, an welchem wir von dem letzten Eis frei geworden und heimwärts gesteuert sind!» Und sie wünschten, zitternd vor Erregung, einander Glück, diese kräftigen Jungen.

„Früh am Morgen hörte man plötzlich einen zweimaligen donnernden Knall von der «Fram», gefolgt von dem brausenden Hurrah der Mannschaft zu Ehren ihrer abwesenden Gefährten. Die noch im Schlafe liegenden Einwohner des Ortes waren höchlich überrascht und sprangen rasch aus den Betten, und als ihnen endlich der Gedanke kam, daß es nur die «Fram» sein könne, ließen sie nicht lange auf sich warten und kamen herbei, um sich das Schiff anzusehen.

„Als sie hier ankerten, wehte ihnen vom Lande der Duft des neugemähten Heues zu, der ihnen herrlich vorkam. Die grünen Wiesen mit ihren bescheidenen Blumen, die wenigen krummen, vom unbarmherzigen Wind und Wetter fast verdorrten Bäume erschienen ihnen so reizend, daß unsere armselige Insel in ihren Augen ein wahres Eden war. Heute wollten sie sich einmal ordentlich im Grase herumwälzen!

„Im übrigen lächelte Mutter Natur und zeigte sich in so festlichem Kleide, wie man es so spät im Jahre in diesen nördlichen Breiten nur erwarten konnte. Der Fjord war ruhig, als ob er mit der leisesten Bewegung die Stille zu unterbrechen fürchtete, welche das auf seiner glatten Fläche ruhende, erprobte, wettergebräunte, wackere Schiff jetzt umgab.

„Sie sprachen alle ganz enthusiastisch von ihrem Schiffe. Ich glaube nicht, daß sich ein Mann an Bord befindet, der die «Fram» nicht liebte. Sverdrup erklärte, «ein festeres und schöneres Schiff ist niemals gebaut worden und ist in der ganzen, weiten Welt nicht zu finden!»" —

Auf dem Wege nach dem Fjord begegneten mir fünf meiner Gefährten. Nordahl eilte mit der frohen Botschaft sofort an Bord, während wir übrigen uns bei dem Telegraphenverwalter bei einer Tasse Kaffee niederließen, die köstlich schmeckte. Ein besserer Willkommen hätte uns nicht werden können. Allein es endigte nicht mit dem Kaffee bei dem Telegraphenverwalter. Bald knallten in den Häusern des Kaufmanns und des Bürgermeisters die Champagnerpfropfen, während der Telegraphenverwalter Botschaft über Botschaft hinaussandte und unsere Ankunft Dr. Nansen, Sr. Majestät dem König, der norwegischen Regierung und den Verwandten und Freunden meldete. —

Um 10 Uhr vormittags lichteten wir den Anker und fuhren weiter, um in Tromsö mit Nansen und Johansen zusammenzutreffen, die nördlich von Skjärvö passirt und südwärts gedampft waren. Auf der Höhe von Ulfstinden trafen wir den Dampfer „Konge Halfdan", der uns von Tromsö mit 600 Passagieren an Bord entgegengefahren war. Wir nahmen sein Anerbieten, uns ins Schlepptau zu nehmen, an, und um 8½ Uhr abends glitt die „Fram", begleitet von Hunderten von beflaggten Booten, in den Hafen von Tromsö ein, wo sie mit Hurrahs und herzlichen Willkommensrufen empfangen wurde.

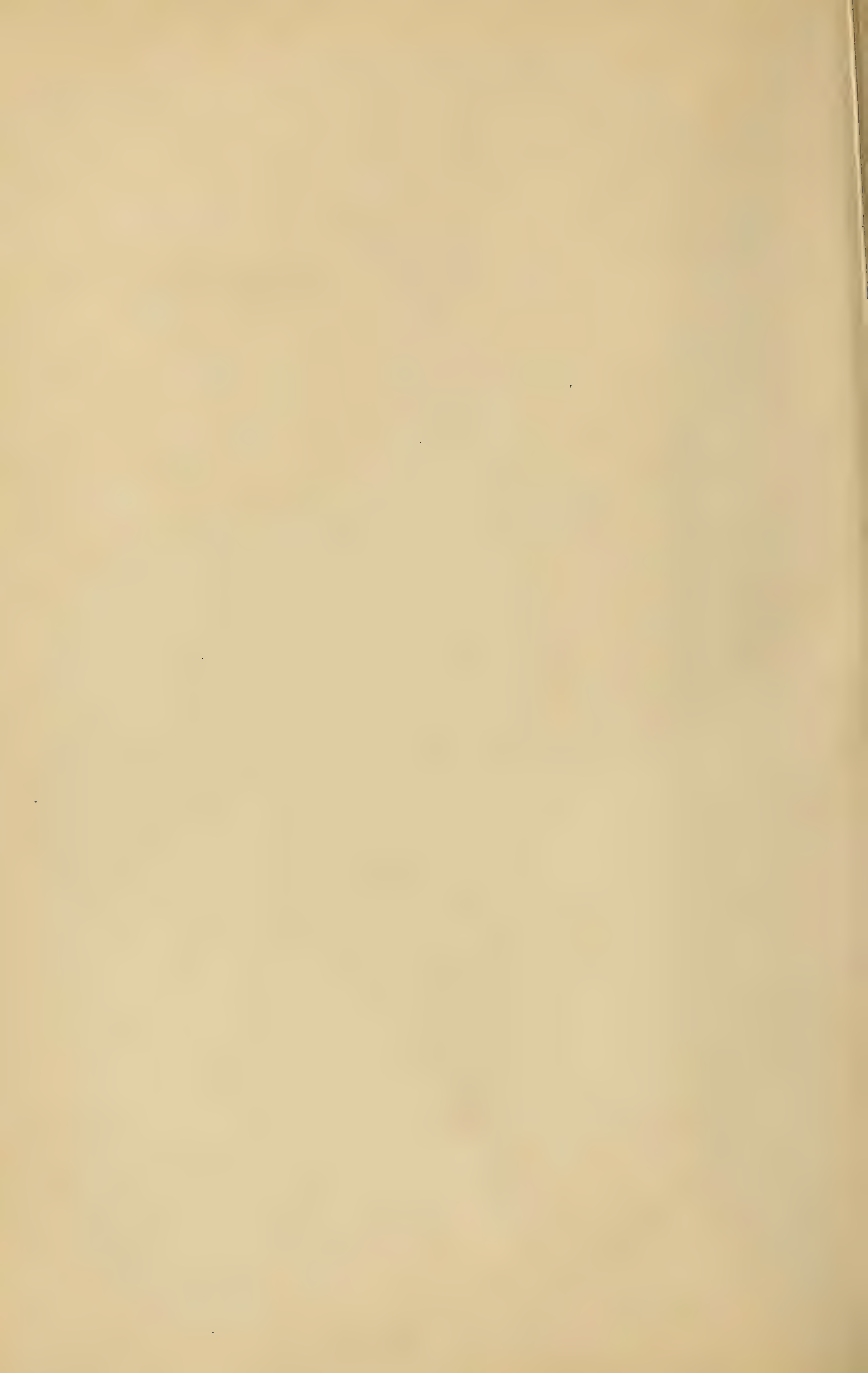
Am nächsten Tage, 25. August, um 4 Uhr nachmittags, traf Sir George Baden-Powell's Dampfjacht „Otaria“ mit Dr. Nansen und Johansen an Bord ein.

Nach einer Trennung von 17 Monaten war unsere Schar wieder vollzählig, und die Norwegische Polarexpedition war wieder vereinigt.

Schlußwort.

Von

Fridtjof Nansen.



Welches sind die Ergebnisse der Norwegischen Polarexpedition? Das ist eine Frage, die der Leser billigerweise hier beantwortet zu finden erwarten kann. Aber die mitgebrachten wissenschaftlichen Beobachtungen sind so mannigfaltig und umfangreich, daß es noch einige Zeit dauern wird, bis sie von Fachmännern bearbeitet worden sind und bis man sich ein allgemeines Urtheil über ihre Tragweite bilden kann. Es wird daher nothwendig, diese Ergebnisse in besonderen wissenschaftlichen Publicationen zu veröffentlichen. Wenn ich jetzt versuchte, einen Begriff von denselben zu geben, so würde ich dies nothwendigerweise nur unvollständig zu thun vermögen, und der Versuch könnte sich leicht als irreführend erweisen. Ich werde mich daher darauf beschränken, auf einige der wichtigeren Punkte hinzuweisen.

In erster Linie haben wir nachgewiesen, daß das Meer in der unmittelbaren Nachbarschaft des Pols, und in welchem nach meiner Meinung der Pol selbst aller Wahrscheinlichkeit nach liegt, ein tiefes Becken ist, nicht aber ein seichtes Meer mit viel Land und Inseln, wie man früher anzunehmen geneigt war. Das Meer ist sicherlich eine Fortsetzung der tiefen Rinne, die sich vom Atlantischen Ocean zwischen Spitzbergen und Grönland nordwärts erstreckt.

Die Ausdehnung dieser Tiefsee ist eine Frage, die augenblicklich nicht leicht zu beantworten ist; aber wir wissen wenigstens, daß

diese Tiefsee sich weit in den Norden von Franz-Joseph-Land und ostwärts bis an die Neusibirischen Inseln erstreckt. Daß es sich noch weiter nach Osten ausdehnt, kann meiner Ansicht nach aus der Thatsache geschlossen werden, daß die Jeannette-Expedition, je weiter sie nach Norden trieb, das Meer um so tiefer fand.

Aus verschiedenen Gründen werde ich zu dem Glauben geführt, daß dieses tiefe Meer auch in nördlicher Richtung von beträchtlicher Ausdehnung ist.

Zunächst haben wir während der Drift der „Fram“ sowol wie während unserer Schlittenreise nach Norden nichts bemerkt, was auf die Nähe von Land von irgend erheblicherer Ausdehnung hingewiesen hätte. Das Eis schien ungehindert zu treiben, namentlich in nördlicher Richtung. Die Weise, in welcher die Drift direct nach Norden setzte, sobald der Wind südlich war, war höchst überraschend. Nur mit der größten Mühe konnte der Wind die Rückdrift nach Südosten veranlassen. Wäre innerhalb einer mäßigen Entfernung im Norden von uns irgendwelches Land von Bedeutung gewesen, so hätte es die Bewegung des Eises in dieser Richtung hindern müssen.

Außerdem scheint auch die große Menge Treibeis, die mit großer Geschwindigkeit an der Ostküste von Grönland entlang nach Süden, bis hinab nach Kap Farewell und darüber hinaus, treibt, dasselbe anzudeuten. Solche ausgedehnte Eisfelder müssen ein größeres Meer haben, von dem sie herkommen, als dasjenige, durch welches wir trieben. Hätte die „Fram“, statt im Norden von Spitzbergen loszukommen, ihre Drift fortgesetzt, so würde sie sicherlich an der Küste von Grönland entlang herabgekommen sein. Wahrscheinlich würde sie aber nicht nahe an diese Küste hinangelangt sein, sondern eine gewisse Menge Eis zwischen sich und ihr gehabt haben. Und dieses Eis muß aus einem Meer nördlich von unserer Breite kommen.

Dagegen ist es sehr wahrscheinlich, daß auf der andern Seite

des Pols, zwischen diesem und dem nordamerikanischen Archipel, Land von beträchtlicherer Ausdehnung vorhanden ist. Mir scheint es nur vernünftig, anzunehmen, daß diese vielen Inseln nach Norden eine Fortsetzung haben.

Aus unserer Expedition, glaube ich, können wir uns jetzt einen ziemlich klaren Begriff machen von der Weise, wie das Treibeis sich beständig auf der Wanderung von der einen Seite des Polarbeckens, nördlich von der Bering-Straße und der Küste von Sibirien, quer über die Regionen um den Pol nach dem Atlantischen Ocean, begriffen ist. Wo man einst eine feste, unbewegliche, massive Eisdecke anzunehmen geneigt war, die den nördlichsten Punkt der Erde als ein fester Eismantel bedecken sollte, finden wir jetzt ein ewig wanderndes, aufgebrochenes Treibeis.

Der Beweis, der mich schon vor unserer Expedition fest an diese Theorie zu glauben veranlaßte, wird durch das sibirische Treibholz geliefert, das beständig nach Grönland geführt wird, sowie durch den auf dem Eise gefundenen Schlamm, da derselbe kaum anderer als sibirischer Abstammung sein kann. Wir fanden während unserer Expedition, selbst als wir auf dem 86. Grade waren, mehrere Anzeichen dieser Art, die uns werthvolle Fingerzeige bezüglich der Bewegung des Eises gaben.

Die Kraft, die das Eis in Bewegung setzt, wird sicherlich zum größten Theile von den Winden geliefert, und da auf dem Meere nördlich von Sibirien südöstliche und östliche Winde vorherrschen, während sie im Norden von Spitzbergen nordöstlich sind, so müssen sie das Eis in der Richtung führen, in welcher wir die Drift gefunden haben. Aus zahlreichen von mir angestellten Untersuchungen habe ich das Vorhandensein einer langsamen Strömung im Wasser unter dem Eise festgestellt, die in derselben Richtung läuft. Jedoch wird es noch einige Zeit dauern, bis das Resultat dieser Untersuchungen ausgearbeitet und als sicher betrachtet werden kann.

Die während der Expedition angestellten hydrographischen Untersuchungen haben überraschende Thatsachen ergeben.

So hat man beispielsweise gewöhnlich das Polarbecken als von kaltem Wasser erfüllt betrachtet, dessen Temperatur ungefähr — 1,5° C. betrüge. Unsere Entdeckung, daß unter der kalten Oberfläche wärmeres Wasser ist, mit einer Temperatur manchmal bis zu + 1° C., war daher überraschend.

Ferner war das Wasser salzhaltiger, als man bisher von dem Wasser im Polarbecken angenommen hatte. Dieses wärmere, einen stärkern Salzgehalt aufweisende Wasser muß offenbar von der wärmern Strömung des Atlantischen Oceans, dem Golfstrom, herstammen, der auf der Höhe von Nowaja Semlja und längs der Westküste von Spitzbergen in nördlicher und nordöstlicher Richtung fließt und dann unter das kältere, aber leichtere und weniger salzige Wasser des Polarmeers taucht und die Tiefen des Polarbeckens füllt.

Wie ich schon im Laufe meiner Schilderung mitgetheilt habe, ist dieses salzhaltigere Wasser in der Regel am wärmsten in einer Tiefe von 400—500 Meter. Darüber hinaus pflegt die Temperatur mit der Zunahme der Tiefe zu sinken, wenn auch theilweise in unregelmäßiger Weise. In der Nähe des Grundes stieg die Temperatur wieder, wenn auch nur unbedeutend.

Diese hydrographischen Untersuchungen scheinen nothwendigerweise in nicht unwesentlichem Grade die bisherigen Theorien bezüglich der Richtung der Strömungen in den nördlichen Meeren zu modificiren. Jedoch ist dies ein schwierig zu behandelnder Gegenstand, und eine große Menge Material ist vorhanden, zu dessen Bearbeitung es Zeit und Geduld bedarf. Diese muß daher den späteren wissenschaftlichen Publicationen vorbehalten bleiben.

Noch weniger beabsichtige ich, den Versuch zu machen, mich hier in eine Erörterung über unsere zahlreichen magnetischen,

astronomischen und meteorologischen Beobachtungen einzulassen. Am Schlusse dieses Werkes gebe ich nur eine Tabelle der Monatsmittel der Temperaturen während der Drift der „Fram" und während unserer Schlittenreise.

Im ganzen kann ich wol sagen, daß, wenn die Expedition auch viele, die Gegend um den Pol betreffende Probleme der Zukunft zu lösen überläßt, sie doch einen guten Theil des Schleiers gelüftet hat, der über diesen Regionen bisher gelegen, und daß wir in der Lage gewesen sind, uns ein ziemlich klares und nüchternes Bild von einem Theile unserer Erdkugel zu bilden, der früher in Dunkelheit lag und der Phantasie preisgegeben war. Und sollten wir in nächster Zeit aus der Vogelschau, vom Ballon aus, einen Blick auf die Gegend um den Pol werfen können, so werden die wesentlichsten Grundzüge uns schon vertraut sein.

Es bleibt aber noch sehr viel zu erforschen; viel, was nur durch jahrelange Beobachtungen geschehen kann, bei denen eine neue Drift, ähnlich der der „Fram", von unschätzbarem Werthe sein würde.

An der Hand unserer Erfahrungen werden Forscher in der Lage sein, sich noch besser auszurüsten. Eine zweckentsprechendere Methode zur wissenschaftlichen Untersuchung unbekannter Regionen als die unserige läßt sich jedoch nicht denken. An Bord eines Schiffes dieser Art können Forscher sich ebenso behaglich niederlassen wie auf einer feststehenden wissenschaftlichen Station. Sie können ihre Laboratorien mit sich nehmen und die feinsten Untersuchungen jeder Art anstellen. Möge eine solche Expedition nicht allzu lange auf sich warten lassen! Und wenn sie durch die Bering-Straße und von dort nordwärts oder vielleicht ein wenig nach Nordosten geht, dann sollte es mich sehr wundern, wenn man nicht Beobachtungen erhielte, die sich als von weit größerer Trag-

weite erweisen werden als die unserigen. Allein dazu bedarf es der Geduld: die Drift wird länger dauern als die unserige, und man muß gut ausgerüstet sein.

Noch eine weitere Lehre, glaube ich, hat unsere Expedition gegeben, nämlich, daß man mit kleinen Hülfsmitteln sehr viel ausrichten kann. Selbst wenn man nach Eskimoweise leben und sich mit dem Allergeringsten begnügen muß, kann man, wenn man in geeigneter Weise vorbereitet ist, gut vorwärtskommen und weite Entfernungen zurücklegen in Gegenden, die man bisher so gern als sehr schwer zugänglich betrachtet hat.

Mittlere Monatstemperaturen (° C.) während der Drift der „Fram“.

Monat	1893	1894	1895	1896
Januar	—	—35,7	—33,4	—37,4
Februar	—	—35,6	—36,8	—34,7
März	—	—37,3	—34,8	—18,7
April	—	—21,2	—28,7	—18,1
Mai	—	—10,1	—12,1	—10,7
Juni	—	— 1,5	— 2,2	— 1,7
Juli	—	+ 0,2	+ 0,3	— 0,1
August	—	— 1,0	— 2,6	+ 1,2
September	— 1,6	— 8,3	— 9,9	—
October	—18,4	—22,5	—21,2	—
November	—24,2	—30,8	—30,9	—
December	—29,2	—34,9	—32,9	—

Mittlere Monatstemperaturen (° C.) während der Schlittenreise Nansen's und Johansen's.

Monat		Mittel	Maximum	Minimum
März (16.—31.)	1895	—38,3	—22,8	—46,1
April	„	—28,9	—18,9	—37,2
Mai	„	— 4,5	— 2,2	—23,9
Juni	„	— 1,1	+ 3,3	—12,8
Juli	„	0,	+ 2,8	— 2,2
August	„	— 1,7	+ 2,2	— 7,2
September	„	— 6,7	+ 5,0	—20,0
October	„	—18,3	— 8,9	—25,0
November	„	—25,0	—12,2	—37,2
December	„	—25,0	—11,1	—38,3
Januar	1896	—25,6	— 7,2	—43,3
Februar	„	—23,3	— 1,1	—40,0
März	„	—12,2	— 1,1	—33,9
April	„	—13,3	— 2,8	—26,7
Mai	„	— 7,8	+ 6,1	—23,9
Juni (1.—16.)	„	— 1,7	+ 3,9	— 5,0

Fortlaufende Temperaturperioden von unter — 40° C.

Jahre	Januar	Februar	März	November	December
1894	11—12	3—7	5—15	14—15	8—10
	14—15	11—19	17—19	—	17—18
	27—29	23—24	27—26	—	30—1**
1895	14—18	9—10	19—23	20—23	7—8
	23—26	13—16	26—18	—	—
	—	18—22	—	—	—
1896	29*—18	4—9	4—5	—	—
	—	11—20	—	—	—

* December. ** Januar.

Mittlere Tagestemperaturen (° C.) in diesen Perioden.

Jahre	Januar	Februar	März	November	December
1894	— 38,2	— 44,7	— 44,4	—	— 40,4
	— 39,5	— 41,9	— 43,2	— 41,3	— 38,5
	— 40,3	— 39,2	— 40,1	—	— 41,5
1895	— 40,6	— 40,8	— 39,9	—	—
	— 43,5	— 41,7	— 38,7	— 40,6	— 39,7
	—	— 41,2	—	—	—
1896	— 43,2	— 40,6	— 37,6	—	—
	—	— 41,8	—	—	—

Register.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.



100
110
120
130
90
70
60
50
HUDSON BAI
Hudson Strasse
Southampton Insel
Fox Land
Cockburn Land
Melville Hl.
Boothia
BAFFIN LAND
Victoria Land
Wollaston Land
Prinz Albert Land
Banks Land
Melville Insel
Prinz Patrick I.
Parry Inseln
Nord Devon
Ellesmere Land
Grinnell Land
Grant Land
Nordpol
Kgn. Frederick VI Land

130 Westliche Länge v. Greenwich 140 150 160 170

ALASKA

BERING MEER

ALEUTEN INSELN

STILLER OCEAN

BEAUFORT SEE

Bristol Bai

Norton Sd.

St. Lorenz I.

Beringstr.

Anadyr Golf

Banks Land

Prinz Albert Land

Melville Insel

Prinz Patrick I.

Perry Inseln

Mackenzie

Kolyma

KAMTSCHATKA

Ochotsk

Lena

De Long Inseln

Bennett Land

LIACHOFF INSELN

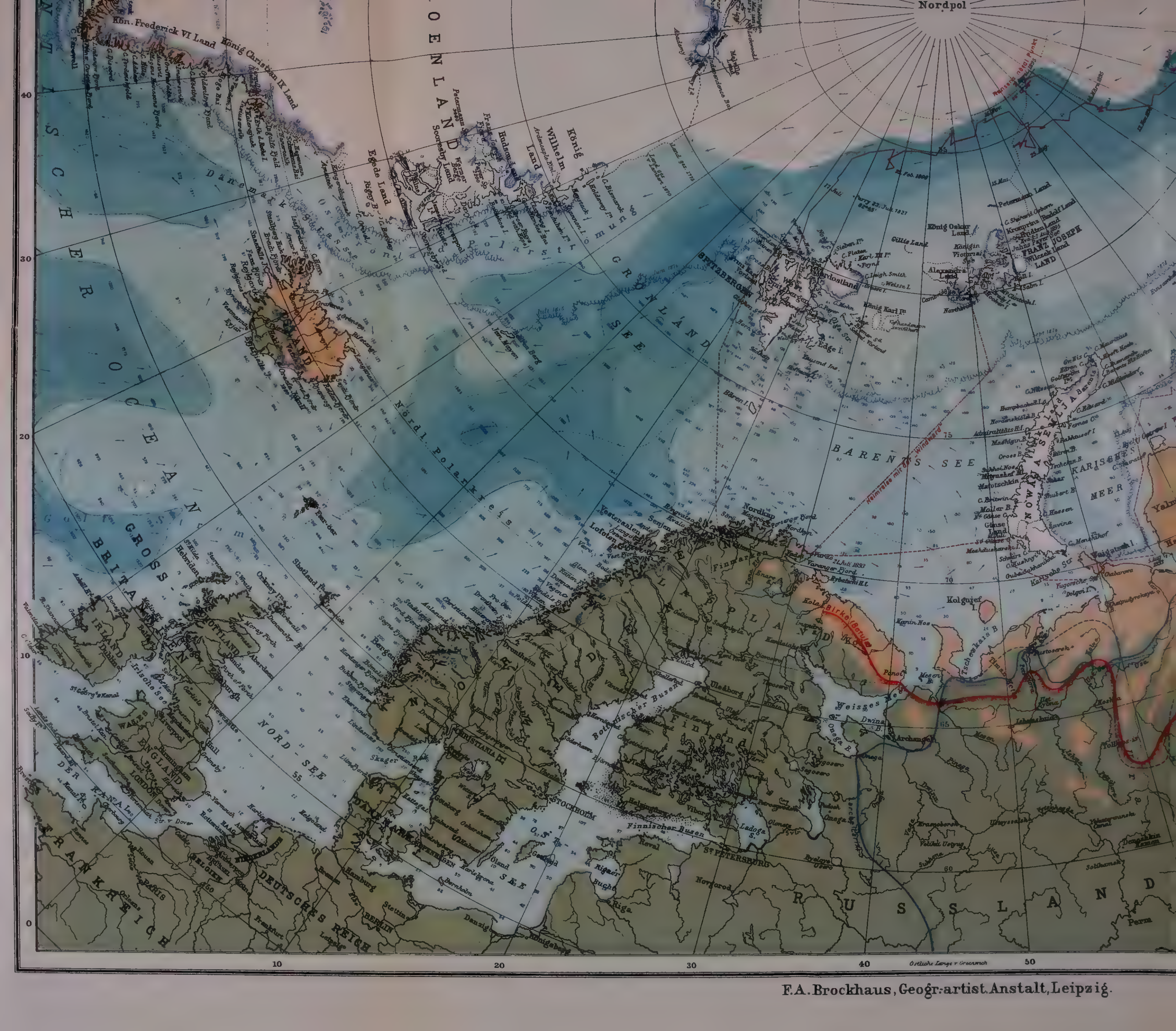
NEU-SIBIRIEN

Unerforschtes Gebiet

80

85

Nordpol



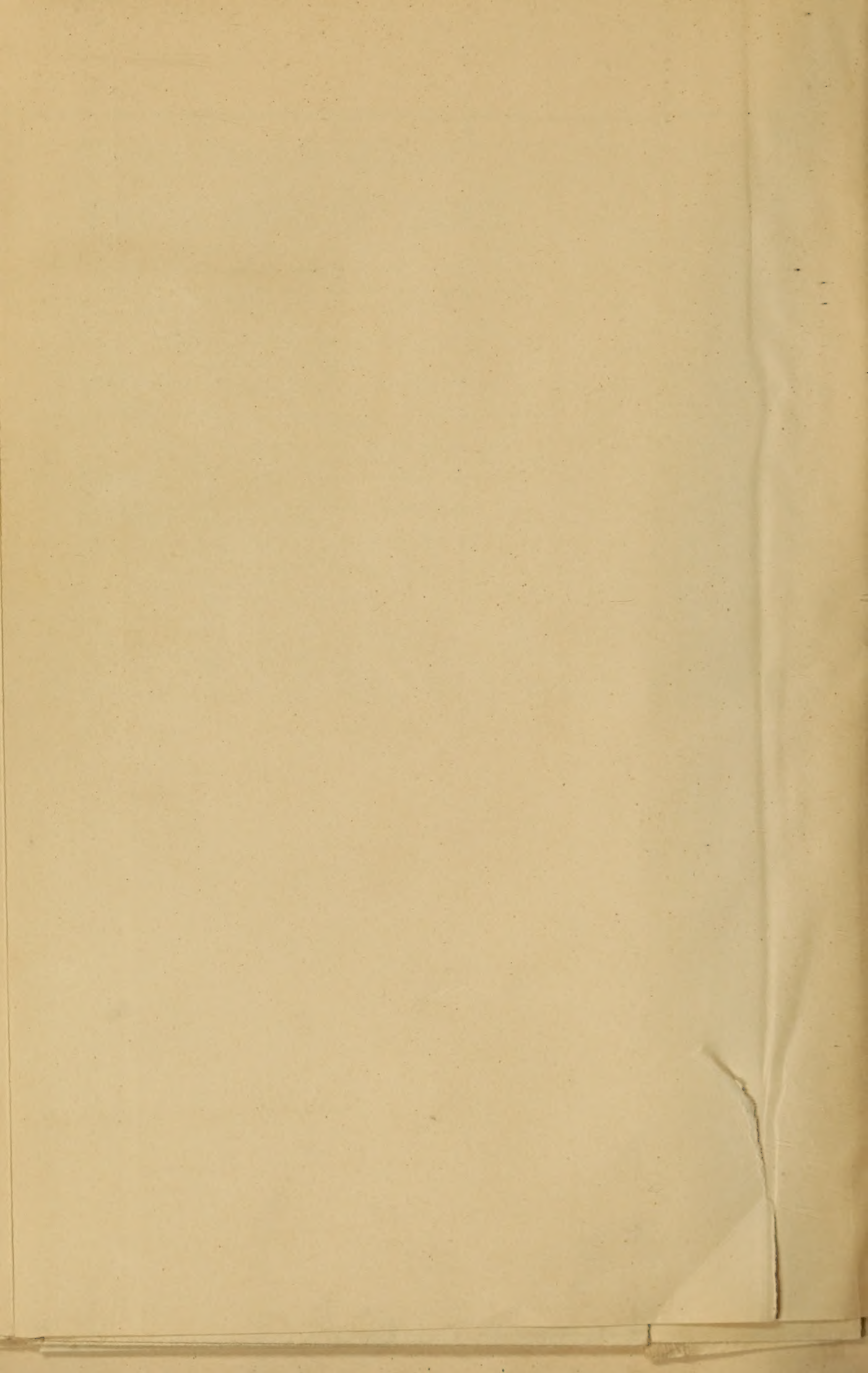
Nordpol
Kön. Frederick VI Land
König Christian IX Land
GROENLAND
König Wilhelm Land
Scoresby Land
Egede Land
SPITZBERGEN
FRANZ JOSEPH LAND
König Oskar Land
Petermann Land
Gillis Land
Jan Mayen
ISLAND
Nördl. Polarkreis
GRÖNLAND SEE
BARENTS SEE
KARISCHES MEER
NOWAJA SEMLJA
Kolgujef
Nordkap
Lofoten
Finmarken
LAPPLAND
Weisses Meer
Archangel
Bottnischer Busen
Finland
Finnischer Busen
STOCKHOLM
CHRISTIANIA
Bergen
Drontheim
Far-öer
Shetland I.
Orkney I.
SCHOTTLAND
IRLAND
ENGLAND
WALES
LONDON
NORD-SEE
DÄNEMARK
OST SEE
DEUTSCHES REICH
BERLIN
NIEDERLANDE
BELGIEN
PARIS
FRANKREICH
RUSSLAND
St PETERSBURG
Ladoga S.
Onega S.
Riga
Perm
Östliche Länge v. Greenwich
10
20
30
40
50
F.A. Brockhaus, Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.

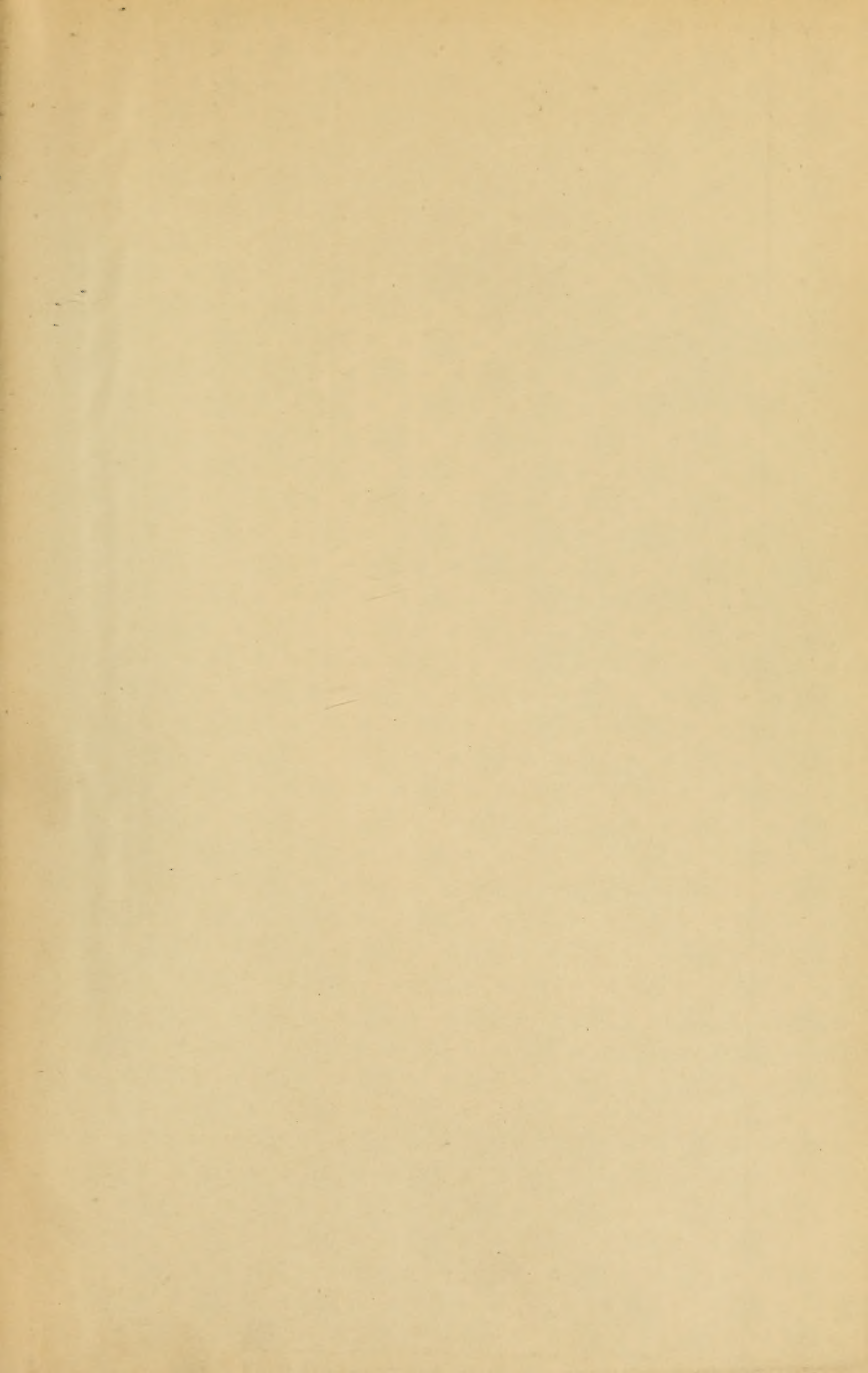


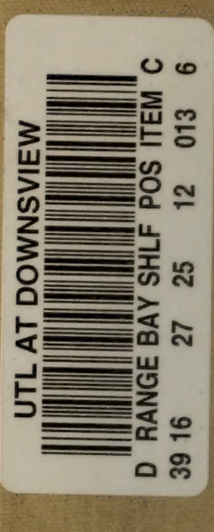
F.A. Brockhaus, Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.



F. A. Brockhaus' Geogr.-artist. Anstalt, Leipzig.






UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 16 27 25 12 013 6